





# Alpenvereins- Jahrbuch 1974

(„Zeitschrift“, Band 99)

*Schriftleitung:*

WERNER HEISSEL  
LIA HÖRMANN  
(OEAV)

*Herausgegeben vom Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein  
Innsbruck, München 1974*

*Umschlagbild: Ostansicht Warscheneck, 2388 m (Bildmitte Brunnsteinerkar)*

*Foto: H. Pilz*

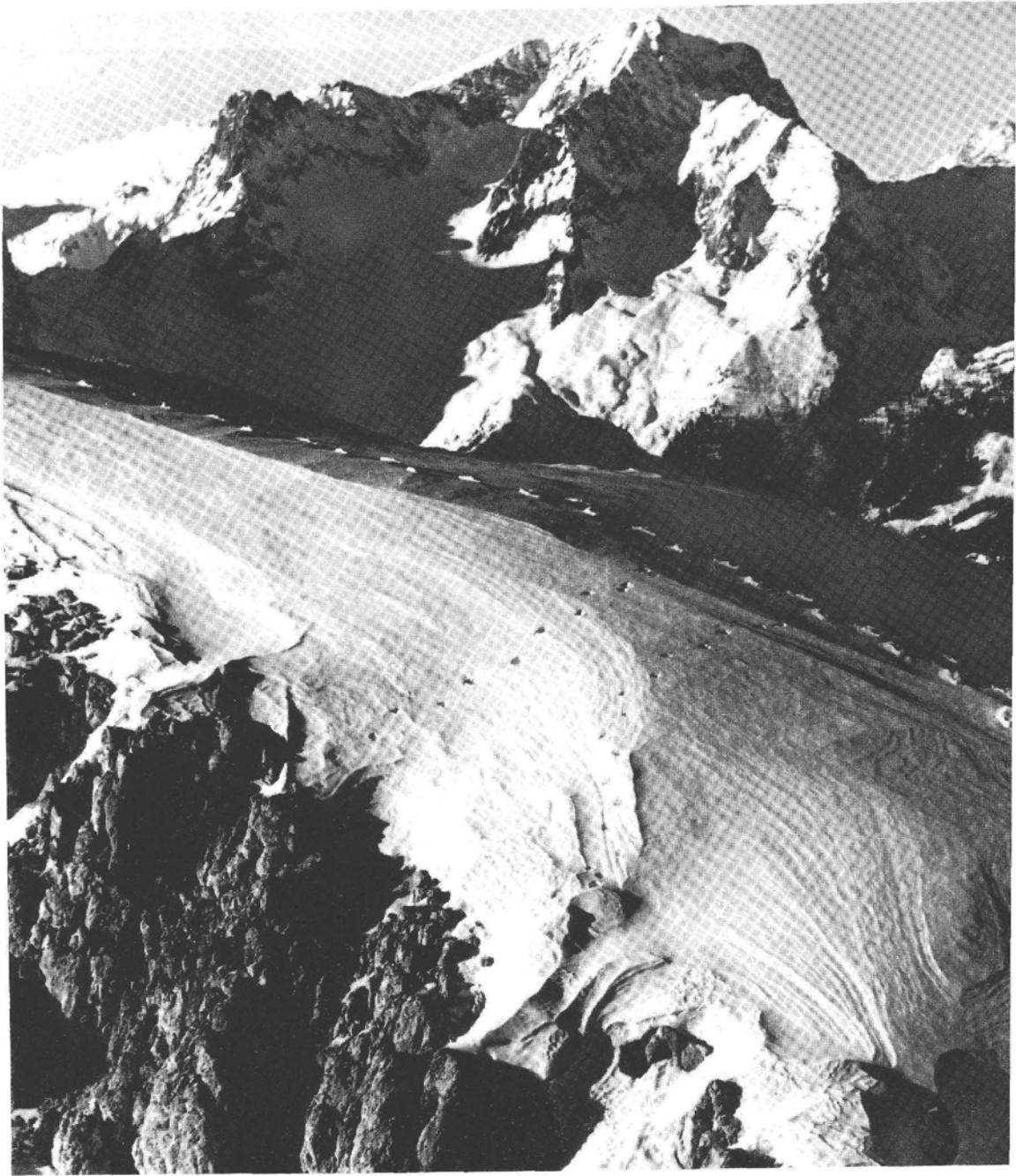


Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Für Form und Inhalt verantwortlich sind die Verfasser.

Drucktechnische Gesamtausführung: Verlagsanstalt Tyrolia, Gesellschaft m. b. H., 6020 Innsbruck, Exlgasse 20

# Inhalt

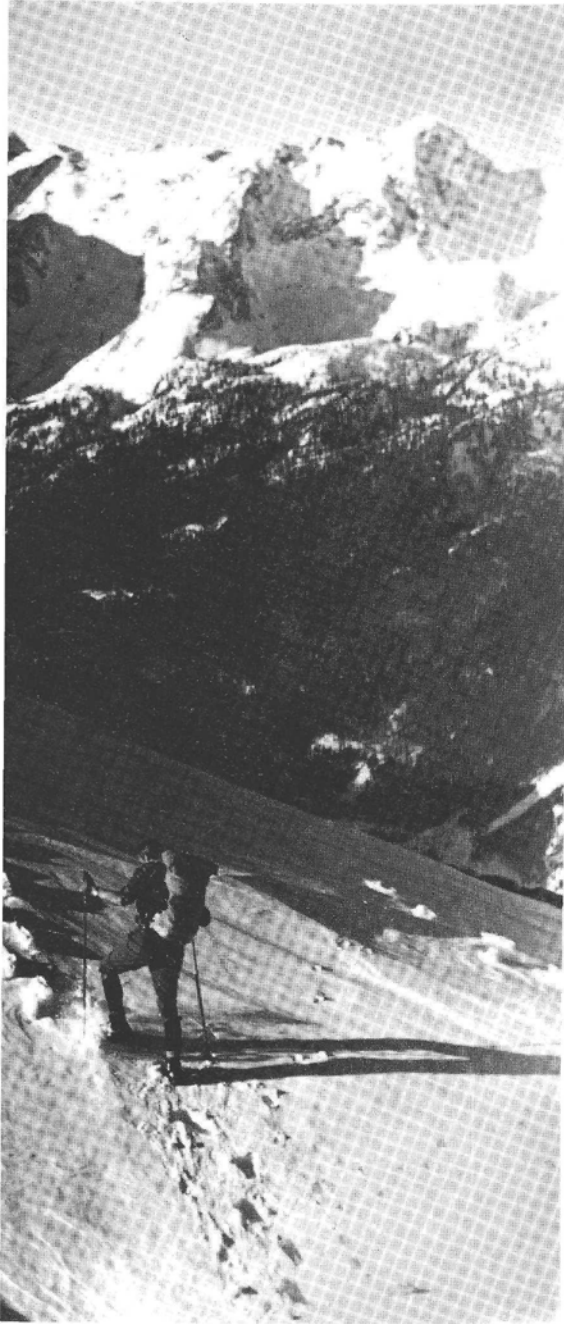
<i>Hans Pilz:</i>	Schitouren um das Warscheneck und Besuch bei einem Gamsbartbinder	5
<i>Liselotte Lohr-Schütz:</i>	Traumabfahrt vom Angerkogel	7
<i>Hannes Loderbauer:</i>	Rund um den Ramesch	8
<i>Sepp Wallner:</i>	Das erste Warscheneck-Schutzhaus jubiliert	10
<i>Rudolf Kusche:</i>	Max Dümmler und Emil Zeller	14
<i>Rudolf Kusche:</i>	Der alte Pechötzer, Matthias Festbaum, erzählt, wie er Hüttenwirt auf der Dümmlerhütte war	17
<i>Ralf Benischke:</i>	Höhlen und Höhlenforschung im Warscheneckgebirge	19
<i>Erhard Fritsch:</i>	Die Höhlen des Toten Gebirges	22
<i>Edith Bednarik:</i>	Abenteuer Raucherkarhöhle	40
<i>Ludwig Krenmayr:</i>	Sepp Huber, der letzte Erschließer des Toten Gebirges	44
<i>Guido Müller:</i>	Die Seen des Toten Gebirges	56
<i>Sepp Wallner:</i>	Die Spitzmauer	64
<i>Karl Rodler:</i>	Bergerlebnisse im Steiffels der Spitzmauer	69
<i>Wolfgang Schwarz:</i>	Hofpointner-Werner-Gedächtnisweg	72
<i>Roman Moser:</i>	Der Traunstein – Vorposten einer berühmten Landschaft	75
<i>Elmar Jenny:</i>	Bergsteigen und seine Voraussetzungen	88
<i>Max J. Halhuber und Karl Inama:</i>	Der Herz-Gesunde und der Herz-Kreislauf- Kranke im Hochgebirgsklima	92
<i>Hans Tollner:</i>	Klimaschwankungen und Gletscherverhalten in historischer Zeit	101
<i>Hermann Grengg:</i>	Die Wasserkräfte der Alpen	109
<i>Bernhard Baumgartner:</i>	Ein Kompromiß für das Dorfer Tal	114
<i>Wolfgang Schwachhöfer:</i>	Die Veränderung der landwirtschaftlichen Nutzung in den Bergbauern- gebieten und ihre Auswirkung auf die Öko-Systeme des Hochgebirges	118
<i>Hasso Lutz Gehrmann:</i>	Die Mineralienfundstätten der Salzburger und Tiroler Zentralalpen	121
<i>Hilde Frass:</i>	Schafsommerweg über die Öztaler Gletscher	126
	Südtiroler Fastenbrezen	127
<i>Emil Hensler:</i>	Die Naviser Hütte und ihr Gebiet	129
<i>Liselotte Buchenauer:</i>	Auf hohen Graten (Kreuzeckgruppe)	134
<i>Rudolf Gritsch:</i>	Erlebnisse in der Kreuzeckgruppe	151
<i>Hermann Scharfetter:</i>	Der Reiting	153
<i>Franz Hauleitner:</i>	Die Cimonega-Gruppe	159
<i>Christian Hanss:</i>	Die Anfänge des Wintersporttourismus in Val d'Isère (Hochtaarentaise) und die dabei wirksamen Einflüsse auf Österreich	171
<i>Helga und Rudolf Lindner:</i>	Felsen aus dem Meer	177
<i>Edith Ebers:</i>	Die Felsbilder der Val Camonica	182
<i>Friedhelm Bertelmann:</i>	Götter, Berge, Sternsaphire	190
<i>Ernst Berni:</i>	Kostbarkeiten im neuen „Alpenvereins-Museum“ in Innsbruck	198
<i>Horst Voigt:</i>	Siebenbürgischer Alpenverein – Wegbereiter der Bergsteigerschaft in Rumänien	202
<i>Klaus Gattinger und Julius Gretzmacher:</i>	100 Jahre Karpatenverein und die Erschließung der Hohen Tatra	212
<i>Ernst Schmid:</i>	Heitere Erlebnisse	216



*Beim Aufstieg zum Warscheneck im Toten Gebirge. Dahinter der Blick zum Großen Priel, 2514 m*

## Schitouren um das Warscheneck und Besuch bei einem Gamsbart- binder

HANS PILZ



H. Pilz

Die Zeit, in der so manch stattlicher Gamsbart angefertigt wird, ist wieder nähergerückt. In den Wintermonaten haben die Bergbauern auch ihre „Steckenpferde“; für einige ist dies das Binden von Gamsbärten. Wenn das Material (Gamshaare) gesammelt und sortiert ist, kann es losgehen. Für einige ist es Hobby, für andere Nebenberuf und wieder für andere eine wett-kampfmäßige Betätigung. Ja, es ist so ähnlich wie bei den Amateurfotografen. Die schönsten Exemplare werden nämlich zu den Gamsbartolympiaden nach Bad Goisern oder nach Bayern geschickt. Auf solchen Wettbewerben gibt es wiederum Klasseneinteilungen und dabei zählt jeder Millimeter Haarlänge.

Wir besuchten den Gamsbartbinder (s. Abb.) nach einer Schiabfahrt durch das Loigistal im Warscheneckgebiet. Am Ende dieser 10 km langen Schiabfahrt ist das Gasthaus Schoiswohl, wo jeder Schitourist, welcher von der Wurzeralm oder vom Warscheneck über die Zellerhütte kommt, gerne seinen ärgsten Durst löscht. Wenn man Glück hat, kann man in den Wintermonaten Roman, dem Wirt, beim Binden der Gamsbärte zuschauen. Die Haare sind sorgfältig sortiert und in Papierrollen wieder extra abgepackt. Roman hat ja nicht nur Bekannte aus der Umgebung des Garstner- und Stodertales als Kunden, sondern auch prominente Herren. So liest man auf den verschiedenen Papierröllchen: S. k. H. Herzog Karl v. Württemberg oder Herzog Philipp v. Württemberg sowie Prinz Ludwig v. Baden. Wenn man nach einer gelungenen Schitour auch noch über eine solch originelle Beschäftigung mehr erfährt, dann hat man einen inhaltsreichen Tag erlebt. Selbstverständlich wird man in Zukunft die Gamsbärte auf den Hütten, die ja im deutsch-österreichischen Alpenraum noch sehr verbreitet sind, aufmerksamer und kritischer beobachten.

Die beliebte, 10 km lange und naturbelassene Loigistal-Schiabfahrt kann man ohne weiteres als Tagestour durchführen. Man benützt am Morgen eine der ersten Gondeln auf die Wurzeralm (1460 m). Anschließend begibt man sich

mit den Schiern auf einer breiten Trasse leicht abfallend zum westlichen Rand der Wurzeralm. Seit 1972 kann man den neuen Frauenkarlift benützen und 1 Stunde Anstieg zur eigentlichen Abfahrt einsparen. (Bergstation des Doppelsesselliftes in ca. 1800 m). Am Westfuß des Warschenecks in der Unteren Wetterlucke (Zwischenwänden-Scharte) in 2000 m Höhe beginnt dieses abwechslungsreiche Schierlebnis mit einem Höhenunterschied von 1200 m. Der Anstieg von der Bergstation des Frauenkarliftes bis zur eigentlichen Abfahrt ist gut markiert und dauert ungefähr 2 Stunden. Auf dieser Strecke befindet man sich in einer winterlichen Hochgebirgsregion. Daher ist die Ausrüstung wie bei einer Schibergfahrt zu wählen. Bei unsicherem oder schlechtem Wetter sollte man auf diese Tour verzichten. Man benützt in diesem Fall besser die gepflegten Pisten vom Frauenkar über die Gammeringalm nach Spital am Pyhrn.

Um vom Sessellift in die Wetterlucke zu wandern, fährt man vorerst auf der Schimarkierung in Richtung Purgstallalm auf 1700 m zu einer verfallenen Alm ab. Hier trifft man auf die ursprüngliche Schimarkierung, welche vom Linzer Haus auf der Wurzeralm kommt. Am Purgstall befindet sich auch die Abzweigung der Schimarkierung zum 2118 m hohen Angerkogel. Für Schibergsteiger ist es sehr lohnend, bei schönem Wetter den Angerkogel in die Loigistal-Tour einzuplanen. Man befindet sich auf dieser Führe in lawinensicherem Gelände und genießt vom Gipfel des Angerkogels besonders schön den Blick in das Ennstal und zu den benachbarten Niederen Tauern.

Bergsteiger, die ein Wochenende zur Verfügung haben, lassen ihr Auto am besten auf der Nordseite des Warscheneckstockes. Man nächtigt auf der Dümmlerhütte (1523 m) oder am Linzer Haus (1450 m). Daher kann man früher als mit der Seilbahn zur Tour aufbrechen und trotzdem ohne allzugroße Mühe die „Umräumung des Warschenecks“ durchführen. Durch das Loigistal kommt man wieder zurück zum Ausgangspunkt, ganz egal ob man mit dem eigenen Fahrzeug oder mit der Bahn angereist ist.

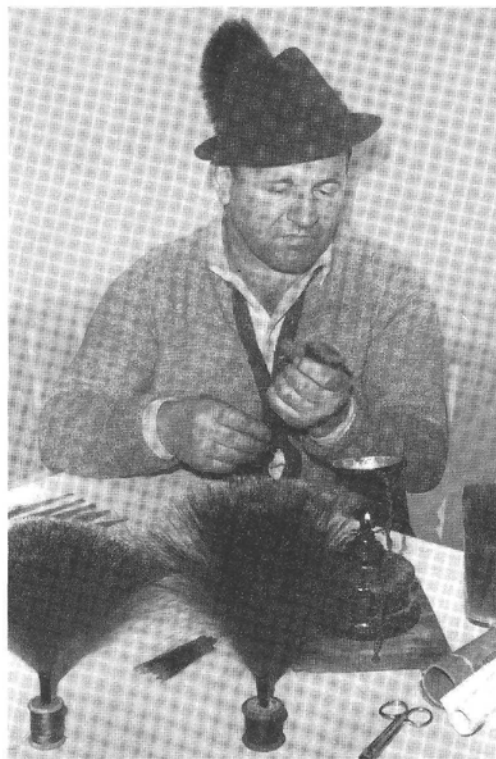
Für zünftige Schibergsteiger wäre noch die Schibesteigung des 2389 m hohen Warschenecks zu empfehlen. Man übernachtet auf der 1566 m hoch gelegenen Zellerhütte (Selbstversorgerhütte) der ÖAV-Sektion Windischgarsten.

Sollte das Wetter für eine Überschreitung des Warschenecks nicht günstig sein, ist auch die

Schiabfahrt von der Nordseite des Warschenecks sehr lohnend. Vom Warscheneck vorbei beim 2010 m hohen Lagelsberg fährt man wieder zur Zellerhütte zurück. Durch die steile „Zellerschneise“ (nicht lawinengefährlich) erreicht man wieder den Ausgangspunkt.

Bei günstigem Wetter und guten Schneebedingungen können Schibergsteiger die Überquerung des höchsten Berges im östlichen Toten Gebirge besonders auskosten und entsprechend ausdehnen. Vom Gipfel des Warschenecks fährt man in südwestlicher Richtung zum 2226 m hohen Roßarsch. Ein kleiner Felsabbruch zwingt zum Abschnallen der Schier und einige Meter abzuklettern. Der Osthang des Roßarsches ist bei Firn ein Genuß und auf ca. 1900 m Höhe erreicht man wieder die Loigistal-Markierung.

Einzelne ausdauernde Tourenfahrer gehen anschließend noch über die Kreuzspitze, 2299 m, bis zum Hochmölbinger, 2332 m. Den netten Ver-



Auf der neuen Verbindungsstraße von Hinterstoder nach Windischgarsten befindet sich das Gasthaus Schoiswohl. Der Wirt, Roman Degelsegger, ist einer der selten gewordenen Gamsbartbinder. Roman ist Bauer, Jäger, Wirt, Gamsbartbinder und seit über 25 Jahren Bergrettungsmitglied des Bergrettungsdienstes, Ortsgruppe Vorderstoder. H. Pilz



bindungsgrat Kreuzspitze-Hochmölbling geht man zu Fuß. Am Rückweg fährt man durch die zweite Loigistal-Variante, das „Obere Loigistal“ talwärts. Die Abfahrt durch das Obere Loigistal beginnt in den Wetterlucken auf 2018 m Höhe und mündet auf der Loigistalalm in die üblichere „Untere Loigistal-Abfahrt“, wo man am Spätnachmittag meistens eine Ausgefahrene Piste vorfindet.

Ganz egal, ob man die einfachste Variante, die zünftigste oder großzügigste Tour wählt, beim Gamsbartbinder kommt man am Schluß immer wieder vorbei.

Wer diese interessanten Tourengebiete im Toten Gebirge und noch viele weitere kennenlernen will, besorge sich den neuen „Schiführer durch das Tote Gebirge“ von Gernot und Gisbert Rabeder. Die ÖAV-Sektion Linz hat diesen Führer 1970 herausgebracht und er ist auch im Buchhandel erhältlich. Wenn es die neue Alpenvereinskarte über die Warscheneckgruppe gibt, werden die Bergsteiger noch interessantere Touren in dieser Gegend planen und erfolgreich durchführen können.

*Anschrift des Verfassers:*

*Hans Pilz*

*Berg- und Schiführer*

*Volksfeststraße 4*

*A-4020 Linz*

## Traumabfahrt vom Angerkogel, 2118 m

LISELOTTE LOHR-SCHÜTZ

Die Energieferien im vergangenen Februar waren gerade recht für Schitouren . . . Das Hochtal der Wurzeralm liegt glitzernd vor mir. Die Sonne beleuchtet bereits die Gipfel des Warschenecks und Toten Mannes. Noch ist es kalt und der Schnee hart, doch verspricht der Tag sehr schön zu werden. Mit der ersten Fahrt des Sessellifts erreiche ich rasch das Frauenkar unterhalb des Warscheneckgipfels. Das Gipfelkreuz strahlt verlockend – ich blinzle sehnsüchtig hinauf – und beruhige mich selber: dort oben geht sicher

der Wind und es ist bestimmt bitter kalt! Für heute hat es mir so ein weißer, sanfter Berg am Horizont angetan: der Angerkogel!

Ich fahre ein Stück bergab und laut Beschreibung einiger Freunde muß ich jetzt nach rechts in diesen Kessel hinunter. Eine Tafel warnt den Wanderer: Nur im Winter begehbar! Ja, das kann ich mir schon vorstellen, daß sich diese glatte, schneebedeckte Fläche im Sommer in ein Gewirr von Latschen, Lärchen, Steinen und tiefen Löchern verwandelt. Eine dieser Dolinen öffnet sogar jetzt im Winter ihren Rachen. Schauernd ziehe ich meine Spur vorbei. Am Eisernen Bergerl führt der Weg entweder rechts oder links vorbei. Auf Anraten meiner Freunde nehme ich den rechten, der sanft ansteigend



zwischen Zirben und Lärchen dahinleitet. Unter den Hängen des Rosßarsches zieht eine Gruppe Schiwanderer ihre Spur Richtung Loigistal-Abfahrt nach Vorderstoder. Diese Abfahrt steht noch auf meinem Wunschzettel. Ich steige weiter hügelab, hügelab, manchmal über die Felle fluchend – bergab ginge es ohne besser – bis zu einer alten Almhütte. Ein Pfeil und eine Tafel zeigen mir die Richtung – da hinauf durch den lichten Lärchenwald. Der Schnee ist wunderbar weich und griffig. Ich freue mich schon aufs Abfahren. Ein weiter Almboden ist noch zu queren und schon ist der Gipfel in greifbare Nähe gerückt. Im windgepreßten Schnee sind stellenweise ein paar Spuren zu erkennen: das könnten vortags die Freunde gewesen sein. Auf der Höhe pfeift St. Blasius. Ich verwahre Schier und Stöcke zwischen den Steinen und genieße den Rundblick vom Gipfelkreuz. Weithin dehnt sich die weiße Hochfläche des Toten Gebirges. Irgendwo da vorne müßte die Hochmölbinghütte liegen, darüber der Hochmölbing, weiter rechts die Prielkette und mir am nächsten reckt das Warscheneck seine Pyramide in den blauen Himmel. Schneefahnen ums Gipfelkreuz lassen jedoch erkennen, daß dort oben wirklich der Wind sehr stark geht. Unberührtes Schiland liegt vor mir, so weit der Blick reicht. Der kalte Wind läßt kein langes Verweilen zu und so schnalle ich wieder meine Bretter an und ab gehts in weiten Schwüngen durch den aufgefirnten Pulverschnee. Ein herrliches Lebensgefühl durchströmt mich bei jedem Schwung. Ich bin glücklich und dankbar, daß ich so eine Abfahrt genießen darf. Wie bemitleide ich doch die armen Hascher, die sich unten stundenlang anstellen, um dann einmal über eine vereiste Piste hinunterzurutschen! Warum nur scheuen die meisten den Anstieg, um dann wie ein König über die weißen Hänge dahinsausen zu können? Schade, daß der Gipfel schon wieder hinter mir liegt. Zurückblickend kritisiere ich meine Schwünge: na ja, ein bißchen enger könnten sie schon sein! Ich staube weiter durch das Lärchenwäldchen und bin schon wieder bei der alten Almhütte. Zwei Menschen sitzen auf dem Hüttdach (der Schnee reicht bis zum Dach). Ich halte ein und wir plaudern ein wenig. Sie wollen auch die Traumabfahrt vom Angerkogel genießen.

Allzubald erreiche ich wieder das Linzer Haus, das mir für ein paar Tage als gutes Quartier diene. Abschließend kann ich diese Tour jedem

empfehlen, der sich nicht allzuviel anstrengen möchte und doch die Schönheiten der einsamen Schneelandschaft liebt.

*Anschrift der Verfasserin:  
Liselotte Lohr-Schütz  
Karl-Eybl-Gasse 2  
A-3500 Krems-Stein*

## Rund um den Ramesch (2087 m)

HANNES LODERBAUER

Jeden Schibergsteiger und Tourenfahrer begeistert der Blick von der Bergstation der Wurzeralm-Seilbahn hinüber zum Warscheneck. Besonders überwältigend am Morgen, wenn die aufgehende Sonne die gesamte Gipfelflucht erglühen läßt.

Bei der Bergstation des Frauenkar-Sesselliftes schnallen wir die Felle an. Bald liegt der Trubel der Pisten hinter uns. Durch das Frauenkar legen wir unsere Spur den himmelstürmenden Felswänden des Warscheneck entgegen. Noch vor Jahren standen unten an der Route vom Linzer Haus zum Loigistal Tafeln mit dem Hinweis, daß das Frauenkar wegen der Jagd nicht betreten und befahren werden darf. Erfreulich, wie sich die Zeiten ändern.

Immer romantischer wird diese großartige alpine Gebirgslandschaft. Allmählich löst sich der gewaltige Felsaufbau des Ramesch von den Felswänden des Warschenecks (vom Tal ist er ja kaum als freistehender Berg erkennbar) und ragt wuchtig aus den tiefverschneiten Karen.

Auf der Scharte zwischen Ramesch und Warscheneck schlägt uns diese Romantik restlos in ihren Bann. Frei ist nun der Blick von den Steilabstürzen des Warscheneck entlang der gesamten Wandflucht und bereits hinab auf die weiten Mulden und Hänge des Brunnstekar über welches wir abfahren. Bei Firnschnee, bereits in den frühen Morgenstunden, eben zur richtigen „Minute“. Schibergsteiger kennen ja die Firnschneesituation an Ostflanken. Wenn man die Abfahrtsroute nicht schon kennt, muß man diese unbedingt am Vortag studieren oder

sich genau erklären lassen, denn die Falllinie des Brunnsteinkares führt in senkrechte Felswände! Die richtige Routenführung quert hinüber zum Sommerweg auf das Warscheneck, in unzähligen Schwüngen geht's von diesem dann hinab zum Brunnsteinsee.

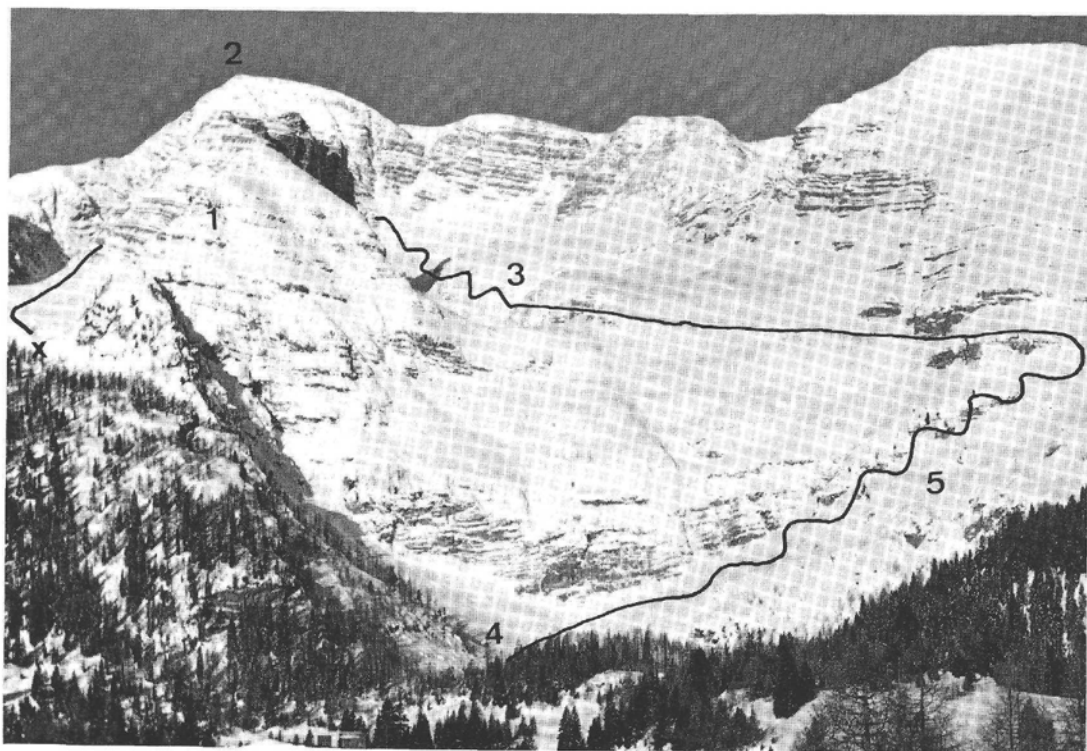
Die Schitour „Rund um den Ramesch“ ist für geübte Tourenläufer überaus lohnend und landschaftlich großartig, sie darf aber nur bei lawinensicherer Schneelage befahren werden und ist oft bis tief in den Mai hinein ein beglückendes alpines Erlebnis.

### *Abfahrt durch's Loigistal*

Sie ist zweifellos einschließlich der Naturschönheiten eine der schönsten und lohnendsten im Bergraum des Warscheneck. Die Loigistal-Abfahrt gehörte in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zu einer Fahrt, die jeder Tourenfahrer gemacht haben mußte; zu dieser Zeit war es keine Seltenheit, daß an einem einzigen Sonntag weit über hundert begeisterte Freunde des weißen Sportes diese Tour durchführten.

Von der Bahnstation „Linzer Haus“ (welche ÖAV-Schutzhütte hat schon eine eigene Bahnstation) besteht eine Omnibusverbindung zur etwa halbstündig entfernten Talstation der Wurzeralm-Seilbahn, welche uns mit ihren lieblichen viersitzigen Gondeln bis knapp vor das „Linzer Haus“ des ÖAV bringt. Von diesem bestausgestatteten gastlichen Schutzhaus wandern wir leicht ansteigend durch herrliche Lärchenhaine, vorbei am Gammering-Schleplift, immer der Markierung folgend, zur Talstation des „Frauenkar-Sesselliftes“, mit dessen Hilfe wir eine ganze Stunde Anstieg einsparen.

Die Landschaft ist überaus romantisch. Die mächtigen Abstürze des Warscheneck lenken immer wieder unsere Blicke auf sich. Von der Bergstation ziehen wir unsere Spur der „Windlucke“ entgegen. Mächtig ragt der Fels vom „Eisernen Bergl“, an dem wir vorbeiziehen, aus dieser romantischen Urlandschaft. Die Route ist von der ÖAV-Sektion Linz gut markiert. Durch eine Senke ziehen wir hinauf zur 2050 m hoch gelegenen „Windlucke“ (3 Stunden vom Linzer Haus). Mächtig ragen beidseits der Scharte steile



× Bergstation Frauenkar-Sessellift, 1 Ramesch, 2 Warscheneckgipfel, 3 Brunnsteinkar, 4 Brunnsteinsee, 5 Sommerweg Warscheneck  
H. Loderbauer

Felsen himmelwärts. Der Blick von der „Windlucke“ hinab ins Loigistal aber läßt jedes Schiläferherz höher schlagen.

In schier endlosen Schwüngen tragen uns die Latten durch das freie Kar. Hänge und Mulden und Mugel, Steilstücke und Schußfahrten lösen einander in bunter Folge ab, allzusehnell eilt der Hochwald auf uns zu. Die Loigistal-Alm wird durchfahren. Über Hänge, Waldschneisen und die Forststraße erreichen wir den Schafferteich und den Gasthof Schoiswohl bei Vorderstoder. Bei genügend Schnee kann man auf der Straße und über Wiesen bis hinaus zur Bahnstation Pießling fahren.

*Anschrift des Verfassers:*  
*Hannes Loderbauer*  
*Traunsteinstraße 41*  
*A-4810 Gmunden*

## Das erste Warscheneck-Schutzhaus jubiliert!

80 JAHRE DÜMLERHÜTTE

SEPP WALLNER

In der ehemaligen Sektion Windischgarsten des Österreichischen Touristenklubs bestand, nachdem bereits das Karl-Krahl-Schutzhaus am Großen Priel erbaut und die Hofalm am Großen Pyrgas für den Touristenverkehr eingerichtet war, der Plan, am Warscheneck, und zwar ursprünglich am Lanerfeld oben, ein Schutzhaus zu erbauen, um auch diesen Berg bequemer zugänglich zu machen. Der Lehrer Max *Dümler* stellte in der Jahreshauptversammlung der Sektion am 28. 12. 1893 den Antrag auf Erbauung einer Schutzhütte auf der Stofferalm (1523 m) am Warscheneck.

Der Bau wurde auch beschlossen, und trotz mancher Schwierigkeiten konnte am 15. 8. 1894 das „Warscheneck-Schutzhaus“ unter Teilnahme von 21 Personen feierlich eröffnet werden. Die Baukosten betragen 1462 Gulden 55 Kreuzer. Im Jahre 1902 ehrte die Sektion Windisch-

garsten ihr inzwischen verstorbene Mitglied, den Bergfreund, Volkserzieher und begeisterten Heimatforscher Max Dümler, durch Umbenennung des Warscheneck-Schutzhauses mit dem Namen „Dümlerhütte“. Im Jahre 1923 wurde die Hütte von der damaligen ÖTK-Sektion Linz, der heutigen Sektion Touristenklub Linz des Österreichischen Alpenvereins, erworben und nach dreimaliger Vergrößerung (zuletzt 1927/28) in den heutigen Bauzustand gebracht.

Kaum viele Hütten haben eine so schöne Lage wie die Dümlerhütte. Im Norden steht der Kleine Priel, weiter draußen die Kremsmauer. Über dem weiten Talkessel von Vorderstoder und Windischgarsten steigen die kalkweißen Gipfel des Sengengebirges auf, während über den Seestein der Große Pyrgas hereinschaut. Als Stützpunkt kommt die Dümlerhütte für alle Gipfel der Warscheneckgruppe in Frage, vor allem aber für den Hauptgipfel der Gruppe selbst, das 2389 m hohe Warscheneck. Rote Wand, Mitterberg, Stubwieswipfl, Ramesch usw. sind weitere Gipfelziele. Die Übergänge führen über den Halssattel oder den Brunnsteinsec zum Linzer Haus auf der Wurzeralm, über den Warscheneckgipfel zur Zellerhütte oder über den langen Grat hinaus zum Schrocken und Hochmöbling und zur Liezener- und Hochmöblinghütte. Alle Wege sind gut markiert; bekanntlich führt über den Warscheneckgipfel und die Rote-Wand-Scharte (1 Stunde von der Dümlerhütte) und das Linzer Haus der AV-Weitwanderweg Nr. 201 „Nördliche Kalkalpen“.

Sie ist auch ein Stützpunkt für Skifahrten; die Spuren führen hinauf zur Roten Wand, zum Stubwieswipfl und hinüber zum Linzer Haus auf der Wurzeralm und damit in ein heute bekanntes und berühmtes Seilbahn-Ski-gebiet. Ja, und damit ist die Dümlerhütte im Winter etwas vereinsamt und eine Bewirtschaftung unrentabel geworden. Die Dümlerhütte ist Ferien- und Skiheim des Österreichischen Alpenvereins, es bestünde daher auch Möglichkeit für Daueraufenthalt mit Pension. Vom 1. 4. bis 1. 11. jeden Jahres ist sie bewirtschaftet, während der Sperrzeit mit AV-Schlüssel zugänglich. Für den Aufstieg zur Hütte benötigt man von Roßleithen über den Pießlingursprung oder

*Das Loigistal vom Aufstieg zum Warscheneck gesehen H. Pilz*



von Windischgarsten über den Gleinkersee 3-3 1/2 Stunden. Die Dümmlerhütte ist noch eine echte Berghütte, zu der man selbst aufsteigen muß und wo auch Lebensmittel, Getränke und andere Verbrauchsgüter zum Teil hinaufgetragen werden müssen.

## VON SOMMERBERGTAGEN AUF DER DÜMLERHÜTTE

*Bergmorgen zur Alpenrosenzeit:* Es war Nacht, blauschattige Bergnacht, die vom abnehmenden Mond spärlich erhellt war. Wir wanderten langsam den rauschenden Wassern des Pießlingbaches entgegen. Weiter oben lag im Dunkel der Felswand geheimnisvoll die finstere Felsenhöhle und die schwarze Wasserscheibe des Pießlingursprungs, nur weiter unten, wo das zarte Mondlicht den Weg zu den eilenden Wassern fand, schimmerten die weißen Schaumkronen der Wellen auf. Dann stiegen wir weiter durch den nächtlichen Wald zum Roßleithnerreit, dort kam der Morgen. Hinter dem Präwald wurde der Himmel immer lichter, und ein kühles Lüftchen strich von Osten her. Oben bei der Thommerlalm war der Bergmorgen schon eingezogen mit Vogelgezitscher im Bergwald und Sonnengold auf den Höhen ringsum. Bald traten die hellen Lärchen rechts und links zurück, solcherart eine Gasse bildend, die erfüllt war von tausend Alpenrosenblüten, auf denen noch glasklare Tautropfen lagen. Stolz thronte über der Schneise und dem glühenden Almrausch die liebe alte Dümmlerhütte, in ihren Fenstern das erste Morgensonnenlicht spiegelnd.

*Die Wallfahrt zum See:* Wenn der Warscheneckbesteiger die Rote-Wand-Scharte erreicht und nach Süden niederblickt, grüßt ihn das dunkelgrüne Meerauge des Brunnsteinsees. Wie oft galt unsere Wallfahrt schon diesem freundlichen Bergsee. Von der Scharte leitet ein Steiglein nieder, über Fels und Geröll, durch Latschenbestände und Bergwiesen, auf denen die ganze Pracht der Alpenflora ausgebreitet liegt. Unten sprangen wir dann splüternackt in den eiskalten Bergsee. War das eine Wonne und eine Frische, und die liebe Bergsommersonne trocknete uns das Fell. Dann spazierten wir hinaus zur Wurzeralm, um im liebnachbarlichen Linzer Haus Einkehr zu halten. Über den Halssattel erreichten wir dann zur abendlichen Stunde wieder unsere traute Dümmlerhütte.

*Der Gipfelpaziergang:* Wer länger auf der Dümmlerhütte weilt oder wie wir Kameraden von der Sektion Touristenklub Linz öfters in ihren Bereich kommt, wird die umliegenden Gipfel aufs Korn nehmen, und eine ganze Reihe lohnender, leichter Ziele bieten sich da dem Bergfreund. Einmal zogen wir aus, um alles, was da an niederen Höhen im Weichbild der Hütte steht, an einem Tag einzuheimen. „Gipfelpaziergang“ nannten wir unser Beginnen großzügig. Über das Lanerfeld und die Rote-Wand-Scharte erreichten wir die Rote Wand, dann ging's hinüber zum Mitterberg, weiter zum Hals und hinunter in die Tiefe der Stubwiesalm. Von hinten stiegen wir auf den kühnen Stubwieswipfl und wieder zurück und am Kamm des Schwarzenberges entlang hinaus zum Seestein. Am Abend kehrten wir zerschunden, todmüde und hungrig bei der „Zickamaly“, der lustigen Schwaigerin auf der Zickaalm, ein und schleppten uns nach einer ausgiebigen Stärkung ums Zudunkeln hinauf zur Dümmlerhütte, aber schon gar nicht wie von einem Spaziergang kommend. Wie gesagt, kann man diese leichten Bergfahrten (ohne Markierung!) schön einzeln nacheinander durchführen. Sie gewähren schöne Niederblicke zum Teichlboden und ins Garstner Tal und Ausblicke in die Niederen Tauern, ins Gesäuse und zum Sengsengebirge.

*Warscheneck (2389 m):* Wie oft ich den Weg von der Dümmlerhütte zum Warscheneck ging, könnte ich heute nicht mehr sagen, er war jedesmal schön und hat mir jedesmal neue Eindrücke geschenkt. Mit den lieben Kameraden aus der Sektion habe ich ihn markiert, am „Toten Mann“ manche Verbesserung getroffen, um ihn jedermann zugänglich zu machen, wir haben Gipfelbücher hinaufgetragen, begeisterte Gedichte über die heimatliche Bergwelt hineingeschrieben und uns immer gefreut, wenn recht viele Bergwanderer von der herrlichen Aussicht des Warschenecks und den schönen Landschaftsbildern unseres Arbeitsgebietes entzückt waren. Als Glanzpunkt der Fernsicht steht im Südwesten der Dachstein, vor ihm der Grimming. Hoch über dem Stodertal ragt die mächtige Prielgruppe mit der stolzen Spitzmauer. Gegen Norden steht das Sengsengebirge und geht der Blick hinaus zu den Vorbergen und ins oberösterreichische Flachland. Gegen Osten, hinter Pyrgas, Scheiblingstein und Bärnkarmauer, ragen die Gesäuseberge, Eisenerzer Alpen, Hochschwab usw., während gegen Süden über die



*Das erste Warscheneck-Schutzhaus*

*F. Seyr*

*Dümlerhütte (1523 m) auf der Stoffferalm am Warscheneck der Sektion Touristenklub Linz des Österreichischen Alpenvereins im heutigen Bauzustand.*

*I. Oth*



Niederer Tauern die Seetaleralpen hereinschauen und vom Bösenstein bis zum Großenediger der ganze Tauernkamm zu verfolgen ist. Zu Füßen aber liegt der grüne Boden der Wurzeralm mit dem Silbermäander des Teichlbaches und steht die eigenartige zerfallene Felsburg des Ramesch.

*Durch die Ostwand und andere Kletterwege:* Blauer, herrlicher Klettersommer war wieder gekommen, und so meinte mein Bergkamerad, daß etwas geschehen müßte. Unten waren wir schon durch die lange Schlucht zur Speikwiese emporgestiegen, dann querten wir unter dem „Toten Mann“ links hinein ins obere Brunsteinkar, um durch die Ostwand zu klettern. Gerne denke ich an den freundlichen Berggang, der uns über Wandstufen, Rippen, durch die sonnendurchflutete Ostwand auf den Gipfel des Warschenecks brachte. Viele Jahre später durchstiegen meine HG-Kameraden Breitenbaumer und Ebner diese Wand erstmals im Winter, was bestimmt eine bedeutende Leistung war. So hat auch das Warscheneckgebiet seine alpinen Ziele, freilich sind sie den Alpinisten wenig bekannt – sie sind ja auch nicht so besonders berühmt –, aber viele, vor allem die Linzer, die Kirchdorfer und Windischgarstner AV-Mitglieder, kennen manche zünftige Führer. Drüben am Subwieswipfl sind die Poeschlkamine und der Weg Burgasser und Gefährten durch die Süd- wand, dann die „Direkte“ von Götz und Werner. Der Ramesch besitzt einige Kletterführer. Dann die weiteren Kletterwege auf das Warscheneck, worunter ich besonders die neuen Führer durch die Nordwestwand und die unmittelbare Süd- wand von Josef Pruscha nennen möchte. Auch das Pyhrner Kampl gehört unter die Kletterberge. Weiters möchte ich an die schöne Gratwanderung vom Warscheneck zum Hochmölbling (mit Abstieg zur Liezener- oder Hochmölblinghütte) erinnern; sie ist leicht, nur Ausdauer ist notwendig.

*Ein Regentag:* Solche gibt es natürlich auch im Bereich der Dümlehütte, so wie überall in den Bergen. Wenn draußen das eintönige, große Rauschen niedergeht, schläft es sich gut in den „Sektionsbetten“. Die braunen Balken atmen noch die Wärme der Sonnentage, und in der Geborgenheit der Hütte klingt ein fröhliches Lied, wird eine muntere Würfel- spiel gespielt, bis einer die Landkarte von der Wand holt und es an neues Planen von Bergwegen geht. Eben kommt der Träger „eingeweicht“ zur Hütte und wischt sich das Tröpfel unter der Nase fort. Wir aber

schicken uns an, wieder talwärts zu steigen, leider. Aber wenn die Berge dicht verhängt sind, ist es doch nicht so schwer, Abschied zu nehmen.

*Anschrift des Verfassers:*

Sepp Wallner, Freistädter Straße 15/III  
A-4020 Linz a. d. Donau

## Max Dümmler und Emil Zeller

RUDOLF KUSCHKE

An der Wiege der modernen Bergsteigerei standen die Bauern und Schwaigerinnen auf den Almen und die eigentlichen Pioniere, die den Touristen Wege und Schutzhütten öffneten. Am Warscheneck waren dies der Lehrer Max Dümmler und der Apotheker Emil Zeller. Was diesen Männern gemeinsam ist, war ihre Liebe zur Heimat, ein ungewöhnlicher Weitblick und ein großes Maß an Selbstlosigkeit. Wenn wir heute versuchen, uns ein Bild von ihnen zu machen, tun wir es aus Dankbarkeit und um uns an ihnen ein Beispiel zu nehmen.

MAX DÜMLER, 1855–1896

Er starb in Windischgarsten am 8. 5. 1896 im Alter von 41 Jahren. Sein Grabstein im Ortsfriedhof zeigt über einer stark verwitterten Inschrift das Bild eines schwächlichen Mannes mit hellem Haar und Bart, dessen ernster Blick und eingefallene Wangen die Lungenkrankheit ahnen lassen, der die Ärzte damals noch nicht Herr werden konnten und die ihn schließlich in den besten Jahren fällte. Zwar hatte dem jungen Studenten in Kremsmünster der Stiftsarzt Dr. Patsch und dem jungen Lehrer in Windischgarsten der Sanitätsassistent Dr. Eigl bescheinigt, daß er kräftig gebaut, ohne Krankheitsanlage und völlig gesund sei, aber er muß wohl für Tbc anfällig gewesen sein. In Kremsmünster war er geboren und er studierte dort. Aus seinen Zeugnissen wird ersichtlich, daß ihm die Sprachen Schwierigkeiten machten, und das war wahrscheinlich der Grund, warum nach der 4. Klasse Kremsmünster verließ und sein Studium an der Lehrerbildungsanstalt in Linz fortsetzte.



Max hatte eine Schwester und war der älteste von fünf Söhnen des Zeichenlehrers am Gymnasium Josef Dümmler. Es mag dem Vater nicht leicht gefallen sein, Studium und Aufenthalt in Linz für ihn zu bestreiten. Der Sohn bewarb sich daher um ein Stipendium und erhielt in den zwei Jahren aus der Kronprinz-Rudolf-Landesstiftung jährlich 100 Gulden. Sein Lernerfolg an der Lehrerbildungsanstalt war besser. Immer gleich gut war an beiden Schulen die Zeichennote. Das ist auch nicht verwunderlich, stammte er doch von zwei künstlerisch begabten Großvätern; mütterlicherseits von Georg Riezlmayr, dem Zeichenlehrer Adalbert Stifters in Kremsmünster, und väterlicherseits von dem Spielkartenmaler Josef Dümmler aus Wels. Dieses ererbte und weiterentwickelte Zeichentalent kam dem Lehrer Dümmler sehr zugute. Er hatte vor Windischgarsten nur zwei Dienstposten: den ersten in Pfarrkirchen bei Bad Hall, mit einem Jahresgehalt von 400 Gulden, und den zweiten in Harhagen, einer einklassigen ehemaligen Volksschule zwischen Kremsmünster und Wels, zu



Archivbild

deren Schulsprengel Sattledt gehörte, das damals noch keine eigene Schule hatte. Im Jahre 1878 kam er nach Windischgarsten. Während seiner Lehrtätigkeit entstand hier die gewerbliche Fortbildungsschule, und es wurde auf seine Anregung eine Suppenanstalt gegründet. Sicher war es ihm zu verdanken, daß der Touristenklub der Schule einmal 60 Gulden spendete, so daß am 6. 1. 1885 Dr. jur. Wuppinger 32 Kinder mit Lederschuhen und Winterkleidung beteiien konnte. Neben der Schule leitete er die Gemeindebücherei und das damals noch bestehende Ortsmuseum.

Windischgarsten hatte 1880 die Sektion im Touristenklub errichtet und baute unter Emil Zeller seinen Fremdenverkehr auf. Max Dümmler war ein begeisterter Bergsteiger, und bei seinen Warscheneck-Wanderungen mochte er den Plan gefaßt haben, auf der Stofferalm eine Schutzhütte zu bauen. Nun konnte er auch seine zeichnerischen Fähigkeiten einsetzen. Es gibt von ihm Pläne, Panoramen, gezeichnete Illustrationen zu den Fremdenführern und Landkarten. Die Hauptschule bewahrt einen Plan des römischen Gabromagus auf, es gibt einen für die Gestaltung des bis dahin völlig vernachlässigten Kirchhofs und Panoramen des Gebirgskranzes um Windischgarsten. Er war an der Planung des Naturparks beteiligt, daher auch der Dümmlerweg. Am 27. 11. 1893 spricht ihm der Bezirksschulrat Kirchdorf die Anerkennung aus für „die Mühewaltung behufs Herstellung einer Karte des Bezirkes Kirchdorf als Lehrmittel“.

Im Gegensatz zu seinem Freund Zeller hat er von der weiten Welt nicht viel gesehen. So wird die Reise zu einem Lehrertag in Troppau am 6./7./8. 1884 wohl seine weiteste Reise gewesen sein. Der Zentralausschuß des o.ö. Lehrervereins verlieh ihm dazu ein Reise-stipendium von 50 Gulden und der Landeshauptmann verpflichtete ihn, über seine bei dem Lehrertag gemachten Wahrnehmungen dem Landesaus-schuß zu berichten.

In seinen letzten zehn Lebensjahren war seine Wohnung im Hause des Kupferschmieds Fuchs einmal (1885) vom Feuer bedroht und einmal (1888) davon betroffen. In diesem Jahre verbrannte ihm alles, was er auf dem Dachboden hatte: darunter Furniere und Lindenholz im Werte von 2 Gulden. Er beschäftigte sich nämlich auch mit Einlegearbeiten. In der Schadensliste, die er aufstellte, stehen auch Blechtafeln und ein Farbtopf des Touristenklubs,

beides mindestens 5 Gulden wert. Das kann nur der Farbtopf zum Markieren von Wegen sein. Daß ein Mann, der selbst markieren geht, auch Hand anlegt beim Bau einer Schutzhütte, ist sicher. So ist seine Enkelin, die Witwe des Schulrates Lauth in Micheldorf, überzeugt, daß er bei der Planung und Errichtung der Warscheneckhütte seinem Körper zuviel zugemutet hat und sich durch Überanstrengung und Verkühlung die tödliche Krankheit holte. Seine zwei Kinder, Marianne und Heinrich, erlebten noch die 60-Jahr-Feier der Dümmlerhütte im Jahre 1954. Heinrich Dümmler (gest. 1969) war Oberforstrat in Ebensee.

#### EMIL ZELLER (1848–1932)

Emil Zeller kommt aus einer wohlhabenden Windischgarstner Bürgerfamilie. Sein Vater Richard Zeller stammt von einem Eisenhändler in der Enge von Steyr und war einer von zwölf Buben. Richard war Apotheker. Seine erste Apotheke hatte er im selben Haus, in dem nachmals Max Dümmler wohnte; die heutige Apotheke kaufte er im Jahre 1838, Emil Zeller übernahm sie 1880, und 1912 dessen Sohn Adolf Zeller.

Unser Emil Zeller studierte in Admont. Wenn es Ferien gab, und das Wetter es zuließ, ging er über den Arlingsattel herüber ins Garstnertal. Einmal trug er sechs junge Linden heim und pflanzte sie bei dem Bauerngut der Zeller im Kotgraben. Als nach dem Brand von 1885 das Haus seines Nachbarn Melbeg nicht wieder aufgebaut wurde, setzte er eine dieser Linden in die Kellergrube der Brandstätte. In seinen alten Tagen saß er an jedem schönen Tag ein paar Stunden in ihrem Schatten. Diese Zellerlinde ist einer von hunderten Bäumen, die er in seinem Leben gepflanzt hat. Auch die Linden im Kirchhof stammen von ihm und aus derselben Zeit. Um sie durchzusetzen, mußte er den Widerstand des Pfarrers Thaller überwinden.

In seinen Wanderjahren zog er weit durch Deutschland und in die Schweiz, das meiste zu Fuß. Im schweizerischen St. Gallen lernte er seine Frau, eine gebürtige Ulmerin, kennen. Als echter Liberaler, der er war, heiratete er sie, obwohl sie protestantisch war. Bei ihrem Tod, im Jahre 1896, vermachte er zu ihrem An-



*Archivbild*

denken der protestantischen Kirche das Grundstück, auf dem heute die evangelische Kirche und der Pfarrhof steht.

Er war sein ganzes Leben ein naturverbundener Mensch, auch als Apotheker. Damals bereitete unsere Apotheke im Tag nicht mehr als etwa 30 Rezepte; das übrige war Handverkauf, wie man sagte. Säfte, Salsen, Geister, Tinkturen und Salben. Dies alles erzeugten sie selbst und die Laboranten hatten im Sommer und Herbst alle Hände voll zu tun mit Pressen, Einkochen, Destillieren und Salbenreiben. Weit berühmt war

der Himbeersaft. Die sogenannten Beerweiber brachten die Himbeeren hundertilweise ins Haus. Salsen bereiteten sie aus Aderbeeren (Wilder Schnceball), Kreuzbeeren (Moorheidelbeere?) und Holunder. Kreuzbeeren, Holunder und Wacholder gemischt, ergaben eine Wasser-suchtsalse. Minzengeist und Kranawettgeist wurden schluckweise genommen, Tinkturen aus den verschiedensten Heilkräutern tropfenweise. Die wichtigste Salbe war die Laussalbe, die wegen des Quecksilberzusatzes stundenlang gerieben werden mußte. Emil Zeller erwartete alles von den Heilkräften der Natur. Kam einer um Tabletten, versuchte er, sie ihm auszureden: „Wirst doch nicht die Tabletten fressen, ich gib dir an Tee, is besser.“ Ein heute noch zitiertes Zellerwort: „Kalt essen, warm trinken, hinten offen: laßt auf ein langes Leben hoffen.“

Er war ein unermüdlicher Geher. Als er in Wien studierte, ging er von Windischgarsten nach Wels zum Zug, obwohl er die Postkutsche zur Verfügung gehabt hätte. Beim Bergsteigen redete er nicht. Er wandte seine Aufmerksamkeit den Pflanzen am Wege zu; er war ein großer Botaniker. Kein Wunder, daß ihm die Sommergäste Blumen und Schwämme zur Bestimmung brachten und daß sie meinten, so einer müßte auch das Wetter vorhersagen können.

Wenn er für den Touristenklub Wege markierte, brach er schon am Abend auf, übernachtete in der Höhe, so daß er früh am anderen Morgen beginnen konnte. Ein Fremder, der ihn auf dem Berg traf, mochte ihn für einen Sommergast halten. Er trug Halbschuhe und auf dem Kopf einen Halbkrach. Kletterer war er keiner. Aber mit 75 Jahren stand er noch auf dem Warschneckgipfel. Den Freunden dieses Berges hatte er 1901 auf der ehemaligen Kernalm die Zellerhütte erbaut. Seine Zeitgenossen konnten sehen, wieviel Schweiß er es sich hat kosten lassen, um die Hütte mit dem Notwendigsten zu versorgen, aber wieviel eigenes Geld er hincingesteckt hat, weiß niemand. Sein Sohn Adolf war wieder ein echter Zeller. Auch er war ein unermüdlicher Bergsteiger. Er hat die Zellerhütte 1929 erweitert und bis vor seinem Tod im Jahr 1945 hinaufgeschleppt, wessen sie bedurfte. Eines der letzten Stücke, das er hinauftrug, war ein eiserner Ofen. Emil Zeller besaß in hohem Maß das Vertrauen seiner Zeitgenossen. Die Sparkasse Windischgarsten war damals noch jung. Natürlich vertrauten ihr die Bürger ihr Geld an. Die Bauern nicht so leicht: sie trugen ihr Ersparnes nicht in

die Sparkasse, sondern sie brachten es Vater Zeller, er solle es ihnen einlegen.

Als ich als Volksbildner einmal alten Windischgarstnern in der Lichtbildreihe „Das Garstner-tal“ auch ein Bild Emil Zellers zeigte, wie er im Halbzyylinder lächelnd sein Leiterwagerl zieht, da wurde es zuerst einmal ganz still in der Stube; dann ging ein Hauch durch die Reihen und eine Frau sprach aus, was alle dachten: „Ah, der Herr Zeller . . .“.

*Anschrift des Verfassers:*

*Schulrat Rudolf Kusché*

*A-4580 Windischgarsten*

## **Der alte Pechötzer, Matthäus Festbaum, erzählt, wie er Hüttenwirt auf der Dümmlerhütte war**

RUDOLF KUSCHE

I bin in 23er Jahr auffikema. Zuvor war die Hüttn nit bewirtschaft, habn si die Turisten in Schlüssel holn müassn. Der Rosleitner Wirt, Klein hat er si gschriebn, moan i, Josef Klein, hat mi so lang drillt, han eh nit wölln. Aber nan, i bi dort 35 Jahr alt gwen, Junggsöll, und bei der Kraft; ehrl bi i gwen und kocha han i ah a weng kinna, dös hat er gwißt, und aso bin i auffikema. Der Klein hat mi aufdingt fürs Gastgewerbe. Drei Jahr han i d'Hüttn bewirtschaft.

Von Tragtier bis zun Awaschmad! bin i alls gwen. Fürs Auffitragn han i ghabt fürs Kilo 20 g, in Winter 30 und von den andern Prozenta, wiävül, kunnt i neama sogn. In Summa han i normal 50 Kilo tragn, in Winta 30. Hauptsächli Bier. I han ma in der Hüttn a paar Fuußbodnladn aufgrissn, 's Erdreich außa tan und da han i zwoa-dreihundert Flaschen einlegn kinna. Der Mayr Karl, der Kälbermoar, hat wohl gsagt: Eisbier is's halt do net; aber frisch wars schon.'s Wasser zun an Himbeerwasser han i von Hals uma gholt, hin und zruck a Stund. In der Früah, wann i d'Hüttn zsammgramt ghabt han, bin i mit der Spitzkraxn oi. Da Schwoagerin von der Stofferalm han i a paar Flaschen Bier umi für d'Turisten, d'Hüttn

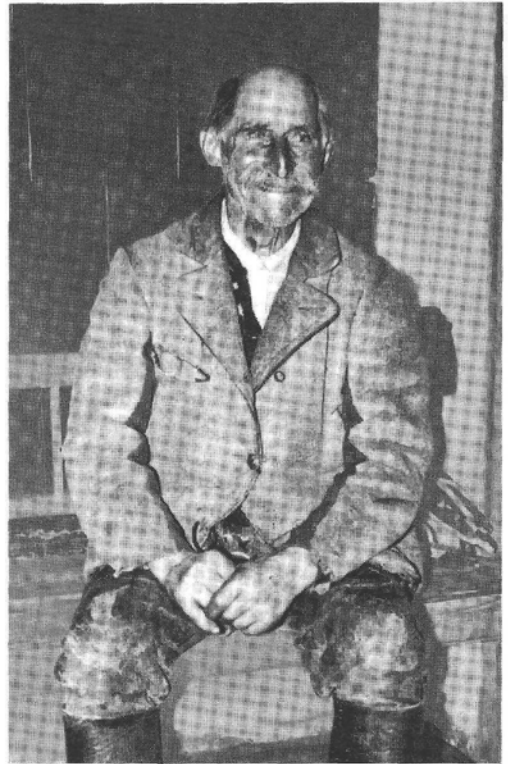
han i zuagspirrt. Intertags han i eahn dahoam gholfn, hätt nit müassn. Um a vieri bin i zun Roßleitner Wirt, han d'Spitzkraxn aufpackt und bin da Hüttn zua. I han ma's aufgmirkt: 14.000 Kilo han i die drei Jahr auffitragt. Wia s' in 27er Jahr d'Hüttn vergrößert habm, han i ah Eternit und Bauholz tragn. Dös Schwara warn d'Kanthölzer, 16/16 und 5m60 lang. In Reitgrabn, da liegn die mehrern Schwitztropfan von mir. Zur sebign Zeit hat ma's daschwitzen müassn, wann ma zu was kema hat wölln. s' erste Jahr habm die Turisten eahn Essn selm mitghabt. In 2. 3. Jahr is's besser gwen. Pfingsten 24 han i a guats Gschäft gmacht, da han i mein Schwester z'Hilf ghabt.

Kocht han i: Tee, Kaffee, Erbswurstsuppn, Eierspeis, Kaiserschmarrn. Oanmal, woas i, habm ma Schnitzl bacha. A Weanerin hat amal gsagt, so an guatn Kaiserschmarrn hats'nu nia gessn, wo i 's Kochn glernt han. Han i ihr's halt gsagt, daß i zuvor Holzknecht gwen bin. A Holz-knecht muaß si selm verpflegn kinna. Aber meine Abrennsäurling waarn in Turistn z'foast gwen. Abrennsäurling? Nan, a dunkls Woazmehl, salzn, hoas mit Schmalz und Wasser abrenna, auf Nudl drahn, ausanander druckn, und die Loaberl ausn hoasn Schmalz außabacha. Weil Hüttnraum und Kuchl oans gwen is, ham ma d'Turistn zuaschaun kinna bein Kocha. I han nix mit die Hänt angriffa.

Kema san hauptsächli Linzer. Oberhaupt von die Hüttna is zu der Zeit a gwisser Geyer gwen, an Optiker. Ausländer woas i koane. Auf Schifahrer kann i mi extra nit erinnern. In Winter bi i auffiganga, wann's valangt worn is.

Platz ham ma ghabt für 36 zun Liegn. Oanmal warn a 40 obn, da sans' glegn wia dö Haring. Durganga is ma netta oaner amal. Hat ma allahand vazöhlt, daß er koan Geld net hat und daß der Windischgarstner Lohstampfler sein Vöda is und aso han i eahm gebm. Gstimmt hat's eh, aber z'segn han i nix mehr kriegt. Zween san amal bei der Nacht kema, die waarn glei frech worn. I hans's in Schlafraum auffi gschafft, aft hams'a Ruah gebm. Mehra han i nia gführt. Zween, dös is dös Schlechta. Fürs Äußerste han i allweil a Hacka in da Hüttn ghabt, hans' aber nia braucht. Insein Rettungsschlittn habm ma ah nia braucht, ah nit in Summa als Trag.

Oanmal ham die Roßleithner Sengsschmied in Hohleitner Pedan (Peter) vürgmacht, es kamatn Herrn von Linz und er muaß nu 20 Kilo auf d'Hüttn auffitragen. Ganz richti is's eahm net



R. Kusche

vürkema. Gossn hat's, und da Peda is einwendi so naß gwen wia auswendi, wia r a ankema is. Dö Herrn san übern Prebl auffi und ins Sektionszimma eini. Peda, han i gsagt, geh umi, dö Herrn wölln mitn Träger sprechen. Da Peda glei d'Zigarettn weggaglegt, und eini mitn Rucksack. Warn's seine Spezl von Roßleithn. In Rucksack aufgmacht, Stoan und Ziagl hams' außa. Nan der hat gschaut! Aber warts! Ban Abigeh'n hat er si in Fuaß vaknackst. Kann neama weida! Hams'n buglkraxntragn müassn. Wann eahm's Lacha nit auskema waar, hätt's'n bis abi gschleppt. Dös war nu die alte Zeit. I han von dort netta nu meine zwo Häutan: a kurchze und a lange. I legs's heut nu an, aber meine Weiberleut schimpfan, da gibts allmal an Kampf. Ja fröherszeiten! Fröherszeitn und heut, dös is, wia wann i mein Hänt am Tisch leg und überdrah.

*Anschrift des Verfassers:  
Schulrat Rudolf Kusché  
A-4580 Windischgarsten*

# Höhlen und Höhlenforschung im Warscheneckgebirge

RALF BENISCHKE

Das Warscheneckgebirge an der steirisch-oberösterreichischen Grenze stellt als Karstgebiet auch ein wichtiges Betätigungsfeld für die Höhlenforschung dar. Seit Beginn dieses Jahrhunderts war dieses Gebirge hin und wieder Ziel von Höhlenforscherguppen. Doch anders als in den bekannten und dem Fremdenverkehr zugänglich gemachten Höhlengebieten Österreichs war dieses Gebirge bisher nur wenig höhlenkundlich bearbeitet worden. So wurden hauptsächlich nur Höhlen in den Randlagen des Hauptstockes näher durchforscht, selbstverständlich gerade die Höhlen, die schon von alters her bekannt und vor allem leicht zugänglich waren, während in der Mitte des Karstplateaus und gegen den Westrand zu, zum Salzsteigjoch, nur wenige Höhlen bekannt geworden waren. Um alle Höhlen zu erfassen, wurden diese mit einer Nummer versehen und im Österreichischen Höhlenkataster registriert. Im gesamten Katastergebiet des Warscheneckstockes sind auf neun Untergruppen aufgeteilt rund hundert Höhlen aufgezeichnet. Ein Vergleich mit der Größe des Katastergebietes ist vielleicht an dieser Stelle angebracht, denn im Süden wird es von der Enns, im Osten vom Pyhrnbach und der Teichl, im Norden ebenfalls von der Teichl und der Steyr, im Westen vom Steyrbach, durch das Salzsteigjoch, vom Grimmbach und der Klachau begrenzt. Dieser Vergleich mit der Größe des Gebietes zeigt nun, daß die Höhlenanzahl gemessen an anderen Gebieten doch eher als bescheiden zu werten ist.

## VORAUSSETZUNGEN ZUR HÖHLENBILDUNG

Wie groß die Höhlenverbreitung in den einzelnen Bereichen des Warscheneckgebietes ist, hängt wesentlich von den karstmorphologischen und geologischen Bedingungen ab, die dort vorherrschen. Zu diesen Bedingungen gehört einmal das Muttergestein, das die Verkarstung und die Höhlenentstehung begünstigt. Der an sich gut

verkarstungsfähige Dachsteinkalk herrscht besonders im Osten des Hauptstockes vor, während der Westen und Südwesten wesentlich komplizierter in der Wechsellagerung des Gesteins ist. Im Hochmölbling treten bevorzugt dolomitische Gesteine auf, deren Grenze zum Dachsteinkalk im Osten zum Teil fließend ist und kaum eindeutig festgestellt werden kann. Doch gerade dieses Grenzgebiet zwischen besser und weniger gut verkarstungsfähigem Gestein stellt eine Zone größerer Höhlenhäufigkeit dar, wie das Gebiet der Brunnalm zeigt. Den südlichen Abschluß des Hauptstockes bilden die Weißenbacher Wände, bei denen von oben nach unten der Übergang zwischen gebanktem Dachsteinkalk und ungeschichtetem Riffkalk zu beobachten ist. Dieser Südabsturz ist für die Höhlenforschung besonders interessant, da an seinem Fuß größere Karstquellen zu finden sind, die teilweise an Höhlen gebunden sind. An dieser Stelle muß natürlich der Pießlingursprung im Norden des Gebietes genannt werden, der wohl als der größte Quelltopf des Gebietes zu bezeichnen ist. Daneben ist noch der Gleinkersee anzuführen, der hauptsächlich von unterirdischen Quellen gespeist wird und die Teichl, die bei der Wurzeralm verschwindet und tiefer unten im Pichlriß wieder zum Vorschein kommt. Auch diese karsthydrographischen Verhältnisse sind für die Höhlenentwicklung von entscheidender Bedeutung. Die südlichen Vorlagen zum Ennstal zu bestehen im wesentlichen aus Gosauschichten, Werfenerschichten und einzelnen Hallstätter Kalkschuppen, während in den nördlichen Vorlagen Gosauschichten und Jurakalke im Nordosten vorkommen. Die Liste dieser Gesteine ist natürlich bei weitem nicht vollständig und ihre Lagerungsverhältnisse noch viel komplizierter, doch sollte hier nur ein ganz grober Überblick gegeben werden. Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Tektonik des Gebietes. Eine große Anzahl von Verwerfungen durchzieht den Hauptstock, Verwerfungen und kleinere Störungslinien, die mit den dadurch verbundenen Schwächezonen im Gestein besondere Angriffsflächen für das Wasser bieten. Diese Zonen sind Hauptentwässerungslinien des Stockes, da das Wasser bevorzugt dort seine Kräfte entfalten kann, wo ihm der geringste Widerstand entgegengesetzt wird. Die bekannten Höhlen am Fuß der Südabstürze sind aktive Wasserrhöhlen, die sich auf weite Strecken begeben lassen und einer Verwerfungslinie folgen.

Schließlich seien noch einige klimatische Bedingungen angeführt, nämlich jene, die zu einer Vereisung der Alpen geführt haben. Durch den Rückzug der Gletscher wurden die Hochflächen teilweise aberodiert. Dabei wurden Eisgassen und Trogtäler ausgeformt. Durch diese Gletschererosion wurden schon vorher im Muttergestein vorhandene Hohlräume geöffnet, wobei die nachfolgenden Schmelzwässer ihren Teil zur Höhlenentwicklung beigetragen hatten. Dieser Entwicklungsfaktor dürfte für nicht wenige Schächte und Höhlengänge in der Plateaumitte zutreffen. Als glazial geformt dürfte das sogenannte Brunnalm gelten, das von der Brunnalm Richtung Weißenbacher Wände zieht. Ebenso zählen als glaziale Trogtäler das nach Norden ziehende Loigistalgebiet und jenes Tal, das vom Schrocken und Pyhrnerkamp ausgehend Richtung Vorderstoder ausläuft. Es ist leicht zu erkennen, durch welche Vielzahl von Faktoren und durch welches komplizierte Wechselspiel eben dieser Faktoren die Höhlenentwicklung beeinflusst worden ist.

#### GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK ÜBER DIE FORSCHERTÄTIGKEIT

Aus dem Jahre 1822/23 stammt die bisher früheste Erwähnung einer Höhle im Warscheneck, nämlich aus dem Historisch-topographischen Lexikon von Steiermark von C. Schmutz. Er erwähnt das Frauenloch der Weißenbacher Wand, eine Großhöhle, die bis heute immer wieder Ziel von Forschungen ist. Von dieser Zeit kann man jedoch nicht von einer spezifisch höhlenforscherischen Tätigkeit sprechen, denn meistens werden die Höhlen, wenn überhaupt, nur zitiert, wenn sie besonders aufgefallen sind, so das Frauenloch nur deshalb, weil bei lang andauernden Regenfällen Wasser aus der Höhle fließt, was vom Tal aus beobachtet werden kann. Dies galt bei den Einheimischen oft als Zeichen bevorstehenden Hochwassers. Aus den Jahren 1870 bis 1880 stammen von mehreren Autoren Berichte von Befahrungen des Frauenlochs; denn von Einheimischen wurden in dieser Zeit die ersten Besuche gemacht. Bei der Befahrung des Walchenlochs, ebenfalls einer Höhle der Weißenbacher Wand, kam es sogar zu einem Höhlenunfall mit tödlichem Ausgang. 1908 bis 1911 war dann der Verein für Höhlenkunde in Steiermark tätig. Hier setzte erst die richtige wissen-

schaftliche Höhlenforschung ein. 1920 bis 1930 wurde von Wißmann eine Reihe von Höhlen durchforscht. Von ihm stammt die erste umfangreiche Arbeit über Höhlen im Warscheneck. In den folgenden durch Kriegsjahre erschütterten Zeiten war es in der Forschung relativ ruhig. Erst ab 1966 kamen wieder öfter Höhlenforscher in das Warscheneckgebiet. Mitglieder der Landesvereine für Höhlenkunde in Oberösterreich und in der Steiermark begannen mit einer systematischen Erforschung der zahlreichen Objekte. Zahlreiche Höhlen konnten neuentdeckt und schon lange bekannte aufgearbeitet werden.

#### FORSCHUNGSSCHWERPUNKTE IN DEN EINZELNEN KATASTERGRUPPEN

Als Ergänzung zur Forschungsgeschichte seien anhand der Katastergruppen die wichtigsten Ergebnisse der Höhlenforschung im Warscheneckgebiet zusammengefaßt.

Im Wörschacher Bergland sind einige Kleinhöhlen aufgezeichnet, darunter die Stufenkluft bei der Ruine Wolkenstein, die 1970 vom Landesverein für Höhlenkunde in Oberösterreich erforscht worden ist. 1971 ereignete sich dort ein Unfall, als zwei Buben beim Spielen in diese Schachthöhle stürzten. Die Hirschlucke beim Gameringstein stellt hingegen nur eine größere Halbhöhle dar, früher ein Aufenthaltsort von Wilderern.

Im nördlich anschließenden Gebiet um Hechelstein, Bärenfeuchter Mölbling und Hochtrausing wurden bis heute noch keine Höhlen aufgezeichnet, was aber nicht heißen sollte, daß keine vorhanden wären. Das südlich des Hochanger gegen Liezen vorgelagerte Gebiet um das Liezenereck wurde bisher nur informativ besucht, wobei einige Höhlen neu entdeckt werden konnten.

Die meisten Höhlen sind aber im Gebiet des Hochanger und der Weißenbacher Wände registriert; in den Weißenbacher Wänden das schon erwähnte Frauenloch, dann das Windloch und das Brülloch, beides aktive Wasserhöhlen. Das Brülloch, eine von einer Riesenverwerfung bestimmte Höhle dürfte überhaupt das niederste Niveau eines Großhöhlensystems darstellen. Aus ihm entspringt zum Teil der Weißenbach. Die Forschungen in dieser Höhle gestalten sich äußerst extrem. Das Gipfelplateau des Hoch-

anger weist wieder eine Menge von Schächten auf, von denen bisher der Polerschacht mit seinem für diese Höhenlage äußerst schönen Sinterbildungen erforscht worden ist. Auf der Steinfeldalm ist der Fiskeller, eine Schachtdoline, als Wasserspender für die Almhütten zu erwähnen.

Im Hochmöllinggebiet sind bisher nur ganz wenige Höhlen aufgezeichnet, vor allem deshalb, weil die Anmarschwege von den Tälern im Norden und Süden für den Materialtransport ziemlich lang und mühsam sind.

Im Gebiet des Warscheneck-Hauptkammes und der damit verbundenen Katastergruppe sind wieder relativ viele Höhlen bekannt. Sie wurden zur Hauptsache von Mitgliedern des Landesvereins für Höhlenkunde in Oberösterreich und seiner Sektionen erforscht. Südlich des Hauptkammes sind Zirbenloch und Schrockenloch zu nennen, einige Eishöhlen im Rameschgebiet und die Schachthöhlen in den Nordrandlagen des Gebietes. Besonders hervorzuheben ist dort der Pießlingursprung, eine der größten Karstquellen der nördlichen Kalkalpen. Der Quelltopf wurde im Jahre 1962 zu durchtauchen versucht. Man stieß dabei bis in 55 m Tiefe vor. Ungünstige Strömungsverhältnisse und zu hoher Wasserstand zwangen damals zu einem Abbruch des Unternehmens, obwohl ein Weiterkommen durchaus möglich wäre.

Im Gebiet Seestein-Stubwieswipfel sind für den Paläontologen wichtige Höhlen entdeckt worden wie die Gamsulzen oder Bärenriesenhöhle mit 371 m Gesamtlänge.

Im Gebiet des Tamberges zwischen Stodertal und Teichtal und im Gebiet des Almkogel und Hirschcheck, des Verbindungskammes zwischen Warscheneck und Toten Gebirge, sind wieder nur wenige Höhlen verzeichnet. Das Betätigungsfeld für Höhlenforscher ist also hier recht weit gesteckt, was ein Ansporn für künftige Höhlenforschergenerationen sein soll.

Zum Abschluß noch einige Betrachtungen zur allgemeinen

## STELLUNG DER HÖHLENFORSCHUNG UND IHRER AUFGABE

Es ist klar, daß über dieses Thema leicht eine eigene Abhandlung geschrieben werden könnte. Doch sollen einige Gesichtspunkte herausge-

griffen werden, die sich jeder kritisch denkende Mensch überlegen sollte.

Höhlenforscher werden meist als Außenseiter unter den Alpinisten betrachtet. Dieser Ruf haftet ihnen unwillkürlich an, besteigen sie doch nicht stolze Bergesgipfel und bezwingen keine kühnen Wände wie die anderen, die „normalen“ Bergsteiger. Nein, diese Außenseiter müssen unbedingt in irgendein Loch kriechen, aus dem sie dann blaß und dreckig nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kommen. Wenn das schön ist? Daß viele so kurzichtig denken, spiegelt sich in der häufigsten Frage wider, die an Höhlenforscher gestellt wird: „Ja, was findet's denn da drinnen?“ Das klingt so, als ob Höhlenforscher im Berg nach geheimen Schätzen suchten, als ob Höhlen Bergwerke wären.

Dazu ist zu sagen, daß die meisten Höhlenforscher auch Bergsteiger sind, also durchaus Platz unter den „normalen“ Alpinisten haben. Daß Höhlenforschung Strapazen und Entbehrungen mit sich bringt, ist aufgrund der besonderen Umweltbedingungen in Höhlen verständlich. Denn wie ober Tag werden auch hier Kamine und Wände bezwungen, die oft technisch schwieriger sind als so manche schwierige Wand unserer Alpen. Dem Gipfelsieg des Bergsteigers sind die Neuentdeckungen des Höhlenforschers gleichzusetzen, mit dem Unterschied, daß der Gipfelsieg eine Bergfahrt abschließt und die Neuentdeckung nur die Basis für die Weiterführung der Forschung darstellt, wobei noch das Gefühl hinzukommt, als Erster unbekanntem Boden betreten zu haben. Man kann den Sinn der Höhlenforschung in diesen intuitiven Gründen suchen, es soll hier aber eine weit rationalere Grundlage gegeben werden.

Ein großes Anliegen der Höhlenforschung ist der Schutz von Höhlen vor unsinnigen Ausräumungen und Zerstörungen. Darunter darf aber nicht ein Konservieren jeder beliebigen Höhle verstanden werden, sondern ein Schutz von Höhlen mit allgemeinem Aussagewert für die Forschung. In das Kapitel Höhlenschutz fällt auch die Bemühung, das Verständnis für die Belange der Höhlenforschung und des Höhlenschutzes zu wecken, unter anderem durch fachgerechte Erschließungsarbeiten und durch bessere Information.

Höhlen bilden den einzigen Zugang in das Gebirgsinnere. Durch die hauptsächlich idealistische Arbeit der Höhlenforscher, deren Bedeutung von offizieller Seite noch nicht recht er-

kannt worden ist, werden wertvollste Informationen über den inneren Aufbau von Gebirgsstöcken gewonnen. Dadurch können der Geologie und der Hydrogeologie wichtige Denkmäler geliefert werden, die vielleicht ohne diese Unterlagen kaum jemals möglich gewesen wären. Ein Tropfstein zum Beispiel, der in seiner abertausend Jahre langen Entwicklung verschiedene Phasen der Klimaentwicklung widerspiegelt, nützt der Forschung an Ort und Stelle in der Höhle mehr, als wenn er auf dem Schwarzmarkt, zu horrenden Preisen angeboten, verschwindet. Dabei ist nur verwunderlich, daß den Leuten der Preiswucher mit einem simplen Stück Kalk, wie er von den diversen Verkäufern getrieben wird, nicht zu dumm ist. Mit urgeschichtlichen und paläontologischen Funden verhält es sich ähnlich. Da bauen sich manche aus lauter Gier in der Wohnung einen eigenen Karner von Knochenfragmenten auf, obwohl die Fundstücke ihren wissenschaftlichen Aussagewert nur so lange behalten, solange sie in ihrer ursprünglichen Lagerstätte untersucht und sachgemäß geborgen werden können.

Aber nicht nur darin liegen die Aufgaben der Höhlenforschung. Die großen Karstmassive stellen die größten Wasserreservoirs unserer Alpen dar. Denn wegen der fortschreitenden Grundwasserverschmutzung in den Industriegebieten werden wir mehr und mehr unser Wasser aus diesen Gebirgsstöcken beziehen. Doch bis es soweit ist, sind umfangreiche Forschungsarbeiten notwendig, und wer kann als einziger mit seinen Spezialmethoden und seiner Fachkenntnis die komplizierten Entwässerungsniveaus im Karstmassiv erforschen oder zumindest einen wesentlichen Beitrag dazu leisten: nur der Höhlenforscher. Von seiner Arbeit wird Wesentliches abhängen, denn die Ergebnisse seiner Arbeit kommen letzten Endes der Allgemeinheit zugute.

Es ließen sich noch viele andere Argumente bringen, die die Wichtigkeit dieses Forschungszweiges untermauern und seine Gleichberechtigung neben anderen Forschungsgebieten aufzeigen, ohne die Wichtigkeit zu überschätzen. Jedenfalls sind diese Zeilen als ein Appell an die Vernunft der Menschen gedacht, in den Höhlen nichts gedankenlos zu ruinieren, damit sich nicht später einmal irgendwelche Folgen für unsere Umwelt ergeben.

## LITERATUR:

ANIWANDTER E.: Die Tektonik und Stratigraphie der östlichen Warscheneckgruppe und ihrer Umrahmung. (Diss. Univ. Wien 1953)

GEYER G.: Über den geologischen Bau der Warscheneckgruppe im Toten Gebirge. (Verh. d. kk. Geol. RA, Nr. 11, 12, 1913)

TRIMMEL H.: Höhlenkunde, Braunschweig 1968

WISSMANN-Waldner-Bauer – Höhlen im steirischen Teil des Warscheneckstockes (Spel. Jahrb. X, XII. Jg., Hft. 1/2, Wien 1929/31)

WISSMANN H.: Das Mitter Ennstal, Stuttgart 1927

ZWITTKOVITS F.: Geomorphologie der südlichen Gebirgsumrahmung des Beckens von Windischgarsten (Geogr. Jber. aus Österr. Bd. 29, Wien 1961)

Archiv des Landesvereines für Höhlenkunde in der Steiermark, Graz

*Anschrift des Verfassers:*

Ralf **BENISCHKE**

Ausseer Straße 63

A-8940 LIEZEN

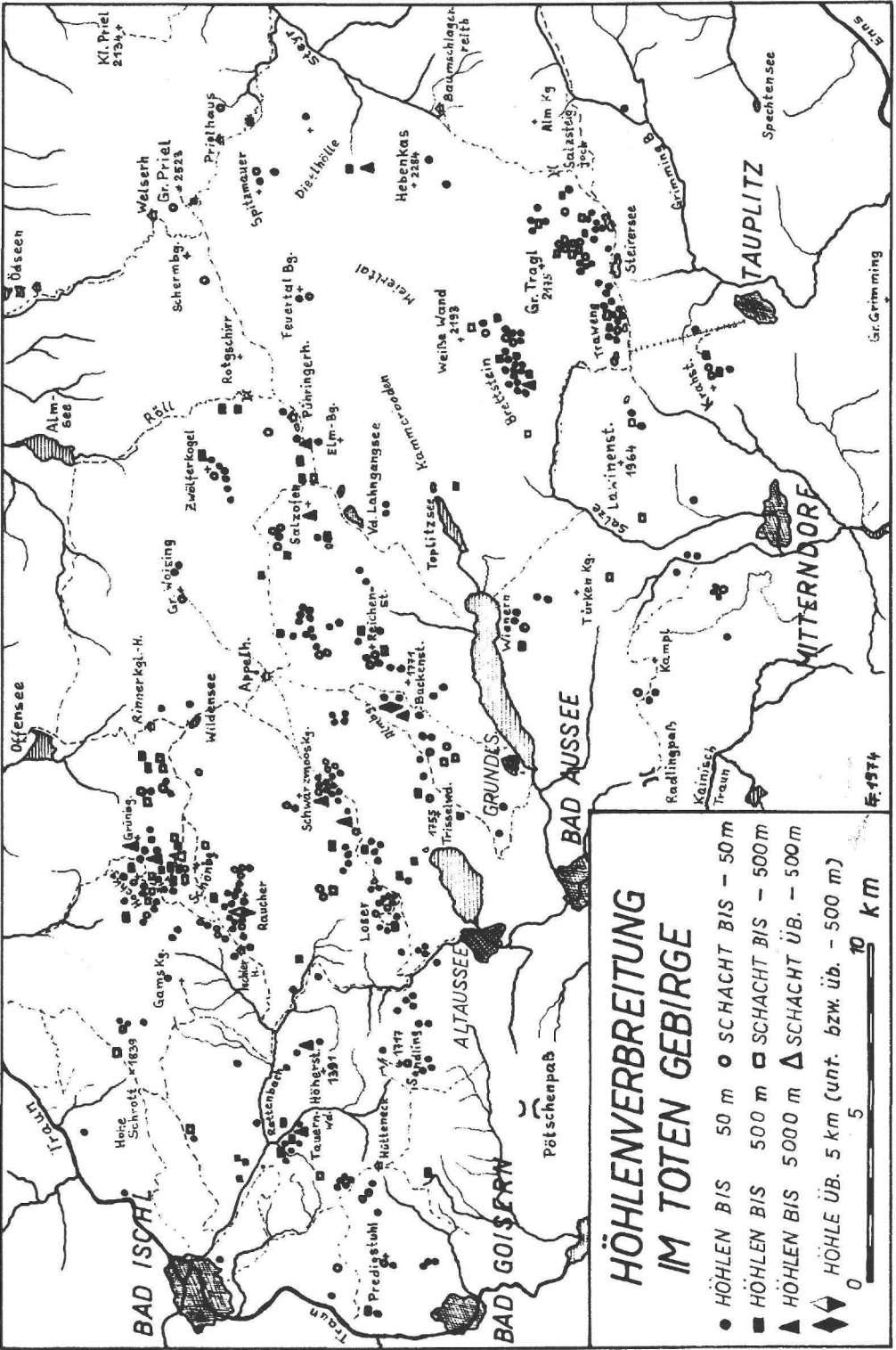
## Die Höhlen des Toten Gebirges

ERHARD FRITSCH

Die Hochfläche des Toten Gebirges ist mit etwa 300 km<sup>2</sup> unterirdisch entwässertem Areal (einschließlich der Warscheneckgruppe) der größte zusammenhängende Karstkomplex Österreichs. Die Umgrenzung verläuft von Steinkogl traunaufwärts bis Bad Goisern, dann über den Pötschenpaß nach Bad Aussee. Von hier über den Radlingpaß und das Hinterbergtal durch die Schlucht von Untergimming ins Ennstal. Diesem stromabwärts folgend bis Liezen, biegt sie nach Norden, über den Pyhrnpaß, und führt der Teichl entlang bis zum Zusammenfluß mit der Steyr. Von hier bildet die Linie Steyrbruck–Almsee–Offensee–Steinkogel die Abgrenzung gegen Norden. Das dadurch eingeschlossene Gebiet umfaßt somit insgesamt ca. 1100 km<sup>2</sup>.

Bisher sind im Toten Gebirge innerhalb der erwähnten Grenzlinien 631 Höhlen bekannt geworden, davon entfallen 388 auf den auch flä-





chenmäßig größten Teil des zentralen Gebirgsstockes (Prielgruppe Südost- und Südwestplateau, Schönberggruppe) und 109 auf die Warscheneckgruppe. Der Rest verteilt sich auf die westlichen (Hohe Schrott, Höherstein, Ischler Salzberg, Predigstuhl, Sandling) und südlichen Vorlagerungen (Kampl, Lawenstein, Kohlstattgebirge) mit 100 bzw. 34 Objekten. Schon aus diesen wenigen Zahlen ist die recht unterschiedliche Höhlenverbreitung ersichtlich, doch spielt dabei neben den geologischen Verhältnissen selbstverständlich der nicht immer gleichmäßige Forschungsstand in den einzelnen Gebirgstteilen eine wesentliche Rolle. Etwa 51 Prozent sind völlig und 20 Prozent teilweise erforscht, von 29 Prozent besitzen wir noch keine näheren Unterlagen.

Um bei der jährlich wachsenden Zahl der Höhlen nicht die Übersicht zu verlieren, haben die Speläologen eine Einteilung Österreichs in insgesamt 107 Gebirgsgruppen vorgenommen. Durch fortgesetzte Unterteilung entstanden immer kleinere Einheiten, sogenannte Teilgruppen, die nur mehr lokale Höhlengebiete umfassen. Das dabei verwendete Kennziffernsystem – innerhalb jeder Teilgruppe werden die Höhlen mit 1 beginnend fortlaufend nummeriert – eignet sich vorzüglich zur Archivierung, und bei großer Höhlendichte werden die Eingänge einfach mit der betreffenden Höhlenkatastrummer markiert, so daß Verwechslungen ausgeschlossen sind. Für das in der Folge behandelte Tote Gebirge kommen 22 Teilgruppen des österreichischen Höhlenverzeichnisses in Frage.

## DIE LÄNGSTEN HÖHLEN DES TOTEN GEBIRGES

Da sich bei den Klein- (bis 50 m Gesamtlänge) und Mittelhöhlen (bis 500 m) durch die laufenden Forschungen sehr rasch Änderungen in der Reihenfolge ergeben, seien hier nur die Groß-

(über 500 m) und Riesenhöhlen (über 5000 m) (mit Angabe der dzt. bekannten Länge) angeführt.

Raucherkarhöhle	(Stmk.)	17728 m
Almberg-Eis- und Tropfsteinhöhle	(Stmk.)	6293 m
Elmhöhle	(Stmk.)	4296 m
Salzofenhöhle	(Stmk.)	2834 m
Schwarzmooskogel-Eishöhle	(Stmk.)	ca. 1660 m
Gr. Almbergloch	(Stmk.)	ca. 1650 m
Ahnenschacht	(ÖÖ.)	ca. 1350 m
Gr. Knerzenloch	(ÖÖ.)	ca. 1300 m
Kreidelucke	(ÖÖ.)	1160 m
Plagitzerhöhle	(ÖÖ.)	1085 m
Unt. Brettsteinbärenhöhle	(Stmk.)	913 m
Eislueg	(ÖÖ.)	708 m
Wasserloch in der Tauernwand	(ÖÖ.)	ca. 575 m
Frauenloch (Weißbacher Wand)	(Stmk.)	ca. 550 m
Tropfsteinhöhle im Hangenden Kogel	(ÖÖ.)	524 m
Stellerhöhle	(Stmk.)	ca. 500 m

Darüber hinaus gibt es derzeit 30 weitere Höhlenobjekte mit Gesamtlängen zwischen 200 und 500 m. Sie werden alle im Rahmen dieser Arbeit

kurz besprochen, wobei noch kleinere, aus anderen Gründen erwähnenswerte Höhlen miteinbezogen wurden.

## DIE TIEFSTEN HÖHLEN DES TOTEN GEBIRGES

Hier wurden jene Höhlen bzw. Schächte angeführt, deren Gesamthöhenunterschied (= Vertikalabstand zwischen dem höchsten und tiefsten erreichten Punkt einer Höhle) mehr als 100 m beträgt. Plus- und Minuswerte beziehen sich auf das Niveau des Haupteinganges.

Raucherkarhöhle	(Stmk.)	723 m	(-649 m, +74 m)
Ahnenschacht	(OÖ.)	ca. -400 m	
Schacht XXXVIII	(Stmk.)	-275 m	
Gr. Almbergloch	(Stmk.)	255 m	(-135 m, +120 m)
Schacht XIII	(Stmk.)	-197 m	
Almberg-Eis- und Tropfsteinhöhle	(Stmk.)	ca. 195 m	(-50 m, +145 m)
Elmhöhle	(Stmk.)	-176 m	
Eislug	(OÖ.)	162 m	(-146 m, +16)
Schacht II	(Stmk.)	-130 m	
Salzofenhöhle	(Stmk.)	ca. -120 m	
Feuertal-Eishöhle	(OÖ.)	ca. 115 m	(-90 m, +25 m)
Elmgrubenschacht	(Stmk.)	-113 m	
Karrenschant	(Stmk.)	-110 m	
Plagitzerhöhle	(OÖ.)	101 m	(-33 m, +68 m)
Dr.-Kerschner-Höhle	(Stmk.)	ca. 100 m	

Im Toten Gebirge kennen wir noch mindestens 30 Höhlen mit Niveaudifferenzen von mehr als 50 m, einige davon sind noch nicht vermessen.

### HÖHLENSCHUTZ IM TOTEN GEBIRGE

Nach dem Naturhöhlengesetz (Bundesgesetz vom 26. 6. 1928, BGBl. Nr. 169) obliegt dem Bundesdenkmalamt in Wien die Unterschutzstellung von Naturhöhlen, deren Erhaltung als Naturdenkmale wegen ihrer Eigenart, ihres besonderen Gepräges oder ihrer naturwissenschaftlichen Bedeutung im öffentlichen Interesse gelegen ist. Im Toten Gebirge wurden bis Dezember 1973 folgende Höhlen unter Denkmalschutz gestellt.

1933	Eislug
1934	Loserhöhle
1948	Ligiloch
1949	Salzofenhöhle
1949	Schoberwiesloserhöhle
1950	Schwarzbach-Ursprung
1950	Kreidelucke
1953	Bärenhöhle im Kleinen Brieglersberg (Bock-Höhle)
1957	Tropfsteinhöhle im Hangenden Kogel
1962	Almburg-Eis- und Tropfsteinhöhle
1967	Raucherkarhöhle
1970	Schwarzmooskogel-Eishöhle

1971	Bärenhöhle im Krahstein
1972	Untere Brettsteinbärenhöhle
1973	Gamssulzen
1973	Elmhöhle

### DIE HÖHLEN DES ÖSTLICHEN TOTEN GEBIRGES

(Prielgruppe, Südost-Plateau)

Beginnen wir unsere höhlenkundlichen Wanderungen im Gebiet von Hinterstoder. Die seit Jahrhunderten bekannte *Kreidelucke* ist die größte Höhle der Prielgruppe bzw. des Stodertales. Wie bei vielen leicht erreichbaren Höhlen waren auch hier die Schatzgräber die ersten Besucher. Inschriften weisen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Das mächtige, dunkle Eingangportal regte selbstverständlich auch die Phantasie der Einheimischen an und man schrieb früher die Entstehung der Höhle dem Teufel zu, wie eine Sage erzählt. Nun, ganz so romantisch ist die Entstehung der Kreidelucke (und der Karsthöhlen im allgemeinen) natürlich nicht: Voraussetzung zur Bildung einer Höhle sind Gesteinsfugen, die den Durchtritt CO<sub>2</sub>-hältigen - und damit kalklösenden - Wassers ermöglichen. Es würde zu weit führen, näher auf die oft recht verwickelte Speläogenese



Höhlenverbreitung in der Warscheneck-Gruppe (Totes Gebirge). Maßstab und Signaturen wie Hauptkarte.

einzugehen, denn die Entwicklung der einzelnen Höhlen hängt von verschiedensten Faktoren ab, und es bedarf oft genauer wissenschaftlicher Untersuchungen, um wenigstens einen Teil der auftauchenden Fragen zu klären.

Bei der Kreidelucke handelt es sich um eine 1160 m lange Schichtfugenhöhle im Dachsteinkalk mit periodischer Wasserführung und einem Höhenunterschied von insgesamt 76,7 m (+51 m und -25,7 m).

Den Namen verdankt die Höhle ihren bedeutenden, bei Wasserentzug zu einem leichten, kreideartigen Staub zerfallenden Bergmilchablagerungen. Diese im Volksmund bezeichnenderweise „Nix“ genannte Substanz wurde früher zu allerlei zweifelhaften und oft auch betrügerischen Zwecken verwendet. So schreibt z. B. Gottfried Hauenschild, der eigentliche Ersterforscher der Kreidelucke, bereits 1866, daß es von „speculativen Viehhändlern unter das Futter der Haustiere, besonders der Pferde gemengt werde, damit sie leibiger aussähen“.

Bei den Forschungsarbeiten in der Kreidelucke (1909, eingehende wissenschaftliche Untersuchungen 1949) hatte auch der österreichische Alpenverein, die Sektion Edelweiß Wien, maßgeblichen Anteil.

Wesentlich später als in die Kreidelucke, nämlich erst ab September 1929, drang das Licht wagemutiger Höhlenforscher in die prächtigen Eishallen der *Eislug* im Brandleck, oberhalb der Dietlhöhle, bei Hinterstoder. Mehr als zwanzig Jahre lang war die Höhle nur bis in die Hödlhalle bekannt, bis am 22. 5. 1952 die Überwindung des 23 m tiefen Brunnenschachtes gelang und damit der Zugang zum 146 m tiefen Westteil der Höhle geöffnet war. Die *Eislug* bietet aber nicht nur manch schwieriges Wegstück auf steilem Eis oder in feuchter Höhlenwand, sondern auch spiegelndes Eisparkett und einen hier Anfang der dreißiger Jahre von J. Schadler erstmals in Höhlen nachgewiesenen Struktur- oder Frostmusterboden. Hervorgerufen durch den Wechsel an Frost- und Auftauperioden, zeigt sich an bestimmten Stellen der Höhle eine Sortierung der Sedimente in Schutt und Feinmaterial. Das Muttergestein der Höhle ist Dachsteinkalk. Sie liegt in ca. 1500 m Seehöhe und wurde trotz ihres steilen Anstieges erstmals im Jahre 1963 im Winter besucht.

Von den übrigen, vermutlich kleineren Höhlen im Gebiet von Hinterstoder sind bisher kaum nähere Daten eingelangt. Erwähnenswert ist vielleicht noch der „*Kleine Ofen*“ direkt am Weg Polsterlucke–Prielschutzhaus, wo sich eine 70 m lange Wasserhöhle befindet.

Die 15 m lange *Priel-Schutzhöhle* in 2310 m Seehöhe, knapp unterhalb der Brotfallscharte, ist eine der höchstgelegenen Höhlen des ganzen Gebietes und diente bis zur Eröffnung des Karl-Krahl-Schutzhauses (heute Prielschutzhaus) im Jahre 1884 als Unterstand, wozu sie 1874/75 vom ÖTK etwas wohnlicher ausgestaltet wurde. Machen wir nun einen großen Sprung hinüber an den Südrand der weglosen Steinwüste des Südostplateaus: Kaum einen Kilometer östlich der Plankerau-Alm, am Südabfall in das Ödernatal, liegt der nur wenig über seine Umgebung aufragende, etwa Nord-Süd verlaufende Rücken des Brettsteins. Er ist aus Dachsteinsriffkalk aufgebaut und an seiner Basis von Hirlatzkalk umgeben. Die größte Höhle des Brettsteingebietes ist die *Untere Brettsteinbärenhöhle* mit 913 m Gesamtlänge und einer Niveaudifferenz von -71,5 m. Den schon seit

langem bekannten aber nur rund 110 m langen „Alten Teil“ der Höhle hat am 14. 11. 1926 Otto Koerber, den wir nochmals bei der Salzofenhöhle kennenlernen werden, zum Zweck der Grabung nach Höhlenbärenknochen aufgesucht. Alle übrigen Gänge wurden erst in den letzten zehn Jahren erkundet und vermessen, wobei heute insgesamt sechs Tagöffnungen in ca. 1700 m Seehöhe vorhanden sind. Bis 1969 barg man im südlichen Höhlenteil neun Schädel von Höhlenbären (*Ursus spelaeus*), versperrte aber den Zugang zu den knochenführenden Sedimenten erst im Herbst 1971 durch ein Gittertor. Die 367 m lange *Große Brettsteinhöhle* mit ihren drei Einstiegen in 1580 m Seehöhe am Fuß der Ostwände des Brettsteins und erforscht von Mitgliedern der Sektion Ausseerland zwischen 1964 und 1969, ist als dritter Fundplatz des Höhlenpseudoskorpions *Neobisium auri* BEIER bekannt geworden. Nördlich der beiden Brettsteinhöhlen öffnet sich in 1665 m Seehöhe die 202 m lange *Sinterhöhle*, deren südliche Hälfte bedeutende Bodenvereisung aufweist.

Ein gänzlich anders geartetes Höhlengebiet befindet sich am Ostfuß der Tragln nördlich des Steirersee. Eine Schachtzone war hier im August 1951 Ziel einer zweiwöchigen Schachtexpedition des steirischen Landesvereins für Höhlenkunde. Den Anlaß dazu gab der Absturz des Linzer Schiffrers Herbert Jungbauer in einen Schacht auf der Tragl-Abfahrt am 13. 3. 1948. Auf einer Fläche von 150 x 250 m wurden in ca. 1850 m Höhe insgesamt 43 *Schächte* markiert und alle bis auf sechs befahren. Die Temperatur in den anfangs oft eisführenden, nassen Schächten betrug +1,5 bis +3°C, die größte erreichte Tiefe 275 m. Eine Lotung ergab noch weitere 100 m, doch zwang ein Wassereinbruch, das Unternehmen zu beenden. Durch ein heftiges Gewitter gelangten größere Wassermengen in nur zwei Stunden bis in 175 m Tiefe. Weitere zwei Stunden später waren die Wasserfälle im Schacht bereits wieder versiegt. Im Gegensatz etwa zum Ahnenschacht im westlichen Toten Gebirge, der noch später zur Sprache kommen wird, stießen die Forscher nirgends auf ein Horizontalsystem. Die Leiche Jungbauers konnte trotz größter Bemühungen nicht gefunden werden. Schon am Unglückstag war es nämlich unterlassen worden, den Todesschacht genau zu markieren, so daß trotz Gedenkkreuz seine Lage ungewiß ist. Heute sind einige der Schächte durch Gitterroste verschlossen.

In der Umgebung des eigentlichen Arbeitsgebietes entdeckten Expeditionsteilnehmer weitere Höhlen, von denen die *Bärenhöhle* im Kleinen Brieglersberg (Bockhöhle) als interessanteste genannt werden muß. Ihr 20 m breiter und etwa 5 m hoher Eingang in 1960 m Höhe ist nach Südwesten exponiert. Schichtfugen und Verwerfungen prägen das Bild der teilweise hallenartig ausgebildeten Hohlräume, die bei einer Horizontalerstreckung von nur 75 m rund 275 m befahrbare Ganglänge aufweisen. In den reichlichen Sedimentablagerungen fanden sich vielfach schon an der Oberfläche Höhlenbärenknochen. Bei den Grabungen konnten auch Knochen des Hamsters für das Tote Gebirge nachgewiesen werden. Die Forschungsarbeiten zur Untersuchung der Höhlenablagerungen während einer sechstägigen Fahrt, veranstaltet vom Joanneum Graz im Juni 1952, führten schließlich auch zu einer genauen Planaufnahme der Höhle.

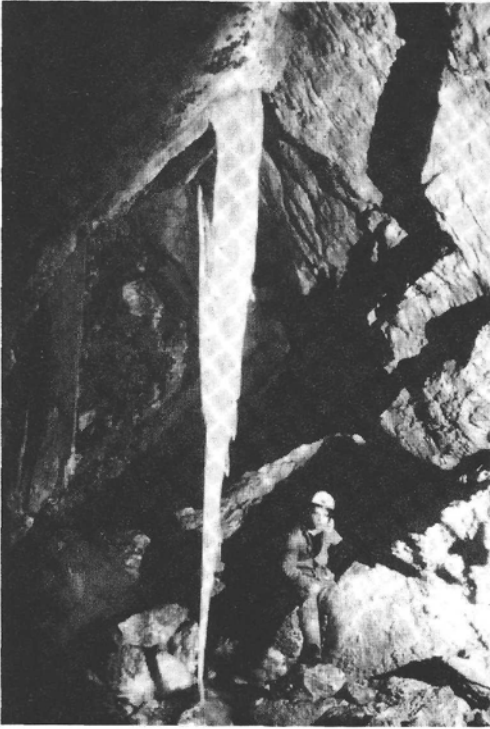
In der Südflanke des benachbarten, aus Dachsteinsriffkalk bestehenden Grubsteins (ca. 2020 m) ist in ca. 1860 m Seehöhe das Portal der *Grubstein-Eishöhle* sichtbar. Unter den zahlreichen kleinen Höhlen und zum Teil noch unerforschten Schächten des Grubsteins und Gamsspitzes (2061 m) stellt dieser rund 60 m lange Eisgang, der sich zu einer großen Halle mit schönen Eiszapfen und Eissäulen erweitert, derzeit das bedeutendste Höhlenobjekt dar. Hinter einem sperrenden Eissiphon sollen noch weitere, auch eisfreie, Räume vorhanden sein. Das zentrale Südost-Plateau ist bisher speläologisch eine „terra incognita“, und man kann vom befahrungstechnischen Standpunkt nur hoffen, keine allzu schwierig bezwingbaren Forschungsobjekte vorzufinden. Stundenlange mühsame Anmärsche im unwegsamen Gelände können eine an sich schöne Höhlenbefahrung zu einer einzigen Schinderei werden lassen.

Der direkt nördlich der Tauplitzer Seckette aufragende 1984 m hohe Trawenz besitzt eine Reihe von Höhlen, von denen ich hier nur das 95 m lange *Käferloch* und den bisher auf 110 m Tiefe erforschten (gelotet bis -170 m) *Karrenschart* erwähnen möchte.

## DIE HÖHLEN DER VORBERGE SÜDLICH DER SALZSTEIFGLINIE

(Lawenstein, Mitterndorfer Schollenland)

Am Ostabhang des Krmandls (ca. 1880 m) wurde in den fünfziger Jahren von Mit-



Im „Verborgenen Gang“ der Raucherkarhöhle E. Fritsch

gliedern des Österreichischen Bergrettungsdienstes eine 103 m lange Höhle entdeckt, die kleine Stalaktiten und schön herausmodellerte Fossilien aufweist. Sie wird unter dem Namen *Krimandlhöhle* im Österreichischen Höhlenverzeichnis geführt. Nicht weit davon entfernt finden wir das 75 m tiefe *Wetterloch*.

Vom Ort Tauplitz zuerst der Trasse des Sesselliftes, dann einem blau markierten Weg folgend, erreicht der Wanderer in einer guten Stunde bequem das *Ligloch* am Fuß der Bergerwand (Krahstein-Ostabfall) in 1280 m Höhe. Sein mächtiges, mehr als 10 m breites und fast ebenso hohes Portal führt in einen in mehrfacher Hinsicht bedeutenden Höhlenraum. Ähnlich wie die Salzofenhöhle diente das *Ligloch* dem Eiszeitmenschen als Jagdstation, was man durch prähistorische Feuerstellen und Artefaktfunde (Steinklingen, bearbeitete Höhlenbärenknochen und -zähne) im Zuge der Phosphatsuchaktion knapp nach Ende des Zweiten Weltkrieges belegt hat.

Volkskundlich interessant ist der Fund eines „Wendekopf“-Anhängers im Jahre 1963. Auf der einen Seite zeigt er einen Totenkopf, auf der

anderen ein Christusgesicht. Die Höhle selbst ist nur etwa 100 m lang, weist einige charakteristische Querklüfte auf und wird nach hinten zu immer niedriger.

Ebenfalls noch in den dickbankigen Oberalmer Kalken des Krahsteins und zwar im Südosten des Plateaus, 1490 m hoch, liegt die 101 m lange *Bärenhöhle*, in der vor wenigen Jahren Braunbärenschädel gehoben wurden.

Im Schödlkogel (953 m) bei Obersdorf, einer Scholle aus Hallstätterkalk im Mitterndorfer Becken, befinden sich einige kleine, schnell erreichbare Höhlen, die durch ihren rein tektonischen Ursprung sehenswert sind. Die größte ist die zwar kaum 80 m lange, aber 40 m tiefe *Schödlkogel-Eishöhle*.

Eine Besonderheit in den südlichen Vorbergen des Toten Gebirges bildet der Gipskarst am Südostufer des Grundlsee, bei der Ortschaft Wienern. Die bedeutendsten Objekte sind leider dem Gipsabbau zum Opfer gefallen, so das angeblich schon früher durch Einheimische befahrene *Himmelsteinloch*, die bereits 1932 in der Literatur erwähnte *Gipsdoline* bei den Wienern (*Haltloch*) und der *Arzbergschacht*. Letzterer war bereits 1964, ein Jahr nach seiner Befahrung, wieder verstrützt.

## DIE HÖHLEN ZWISCHEN ELM- UND WILDENSEEFURCHE

Direkt an der ausgeprägten tektonischen Störungszone der Elmlinie vermitteln die beiden „Windlöcher“ den Einstieg zur drittlängsten Höhle des Toten Gebirges, der *Elmhöhle*. Diese läßt sich deutlich in drei Abschnitte teilen: in den 1500 m langen „Salzburgergang“, den „Verbindungsteil“ (630 m) und den Ast „Jellaklamm“-„Dianaklamm“, der bis zum derzeitigen Ende im „Grand Canyon“ rund 800 m lang ist (Seitengänge jeweils nicht mitgezählt). Das Große Windloch (1675 m Seehöhe) öffnet sich als 35 m tiefer Schacht, 15 Minuten von der prächtig gelegenen Pühringerhütte entfernt, und leitet in eine sehenswerte Eishalle. Von dieser erreicht man durch die „Dianaklamm“ einen tosenden Wasserlauf, der zahlreiche Wasserfälle und Tümpel bildet, so daß die Weiterforschung hier bereits zu einem schwierigen und zeitraubenden Unternehmen geworden ist. Am 22. 8. 1971 erreichten wir im „Großen Wasserfallschacht“ mit derzeit -176 m den tiefsten Punkt. Über 200 m Höhendifferenz ist aber auf

alle Fälle zu erwarten. Voraussetzung für einen neuen Vorstoß ist unbedingt eine lange Trockenperiode und völlig wasserdichte Bekleidung.

Von der Eishalle westwärts zieht ein zeitweises von einem Eissee unterbrochener, größtenteils aber eisfreier, geräumiger Gang zum zweiten Einstieg der Höhle, dem „Kleinen Windloch“ (1650 m). Dieses ist je nach Höhe des Schneekegels an seinem Grund nur 5–8 m tief. Endlos dagegen scheint die Wanderung durch die schmalen Wassergänge des „Salzburger Teiles“, obwohl es auch hier manch interessante Kletterstelle zu passieren gibt, ehe die weit hinter der „Nordkehr“ liegende „Große Wasserfallhalle“ – und somit das Ende – erreicht ist.

Den ersten Abstieg in die Elmhöhle unternahm am 26. 7. 1908 Leutnant Baumgartner, Georg Lahner und Leutnant Scharfner durch das „Kleine Windloch“. Drei Jahre später bezwang Bergführer Hans Hüdl und Gefährten erstmals das „Große Windloch“, um durch die „Jellaklamm“ bis zur „Nikolohalle“ zu klettern. Im Herbst 1911 erlebte auch noch der Westgang in Richtung „Kleines Windloch“ und die „Dianaklamm“ eine Erkundung. Auf Grund der alten Beschreibung läßt sich allerdings nicht genau feststellen, wie weit die Forscher damals vorgedrungen sind. Am 24. 7. 1913 erreichten Hüdl, Grieshofer und Stipic den in 114 m Tiefe liegenden „Mysa-Wasserfall“, wobei sie von der „Nikolohalle“ ausgingen. Bei der Vermessung dieser Gangstrecke fanden wir 1964 in einer Blechbüchse die noch gut lesbare Visitenkarte der Erstbegeher. Der sichere Nachweis einer begehbaren Verbindung der beiden „Windlöcher“ gelang erst im Jahre 1933 einer Linzer Forschergruppe, obwohl wahrscheinlich schon Ing. Bock und Gefährten 1911 den gleichen Weg eingeschlagen hatten. 1957 glückte bei einer informativen Befahrung des „Kleinen Windloches“ die Entdeckung des „Salzburger Teiles“, worauf endlich im August 1962 im Rahmen einer Forschungswoche die längst fällige Vermessung der gesamten Höhle anfiel.

Im Sommer 1973 bekamen wir Hinweise, daß bereits vor einigen Jahren etwa 350–400 m nördlich des Weges Elmgrube–Pühringerhütte eine größere Höhle entdeckt und auch ein Stück weit begangen worden sei. Um das von uns *Amateurböhle* genannte Objekt zu erreichen verläßt man die Markierung 8–9 Gehminuten nach der Elmgrube und wendet sich in nord-nordwestlicher Richtung auf eine Felswand zu

(knapp nach der Elmgrube vom Weg aus deutlich sichtbar!), dann 10 m über brüchigen Fels steil empor und nach links in den kleinen Felskessel (1720 m Seehöhe), der vom Weg aus als dunkler Fleck in der Wandstufe erscheint. Hier durch den unteren, kleinen Eingang (der große, obere bricht bald senkrecht 10 m in die untere Etage ab) und bei einer Teilung rechts. Etwa 7 m hinunter in den Hauptgang (teilweise aktives Gerinne), der immer schwieriger passierbar wird und im hintersten Teil eine 70 m lange Kriechstrecke (Rundgang) aufweist. Geradeaus weiter kommt man durch einen Schluf in einen kurzen aber schönen Kluftgang, der verschlammte endet. Die Vermessung ergab eine Gesamtlänge von 380 m bei geringer Nivcaudifferenz.

Wenige Meter nördlich des Weges zur Pühringerhütte befindet sich am Rande der Elmgrube in 1625 m Seehöhe der 113 m tiefe *Elmgrubenschacht*. Gemeinsam mit Ausseer Höhlenforschern, die den Schacht entdeckt hatten, starteten wir im Oktober 1965 einen Vorstoß, der nach zehnstündigem Einsatz dank der hervorragenden Zusammenarbeit einen vollen Erfolg brachte. Für die abwechslungsreiche Schachtfahrt sind 80 m Drahtseileitern nötig, wobei Stufen zwischen 5 und 25 m überwunden werden müssen. Im Herbst 1973 erkundeten einige Vereinsmitglieder 500 m nördlich der Elmgrubenhütte den *Elmgrubenbläser* auf ca. 150–200 m Länge ohne ein Ende zu erreichen. Seine verworrenen, engen Klüfte erfordern teilweise schwierige Kletterei. In den Nordabstürzen des Toten Gebirges zwischen Almsee und Offensee war bis in die jüngste Zeit nur ein einziges größeres Objekt bekannt, die *Röllhöhle*. Sie wurde 1927 entdeckt und liegt am Fuß der Nordostwand des Neunerkogels (1900 m) in 1470 m Seehöhe. 1930 erweiterten Linzer Höhlenforscher eine unpassierbare Engstelle kurz hinter dem Portal. Starke Wetterführung ließ auf bedeutende unterirdische Hohlräume schließen. Doch bald erkannten sie, daß der Luftzug von oben aus unerreichbaren Klüften herabstreicht. Der Gang zieht zuerst in westlicher Richtung in den Berg, nach 80 m biegt er im rechten Winkel nach Süden. Das Ende ist ein 60 m tiefer Schacht, die Gesamtlänge beträgt 300 m.

Als wir am 15. 9. 1973 der genannten Höhle einen informativen Besuch abstatten wollten, verließen wir in Unkenntnis der genauen Lage den Sepp Huber-Steig schon viel weiter unten,

um direkt am Wandfuß aufzusteigen. Zu unserer Überraschung stießen wir in 1330 m Seehöhe, etwa 150-200 m vom markierten Weg, von diesem allerdings durch das Schuttfeld verdeckt, auf eine geräumige Höhle. Ein Vergleich mit dem alten Plan bestätigte, daß es sich nicht um die gesuchte Röllhöhle handeln könne. Bereits wenige Stunden später füllten 315 m unser Vermessungsbuch. Auch hier muß sich der Besucher bald nach dem Eingang durch eine kaum 25 cm hohe, stark bewetterte Schlufstrecke zwängen, der restliche Höhlenteil ist großräumig und leicht begehbar. Eine zweite nur von innen her ohne Schwierigkeiten zugängliche, imposante Öffnung liegt bereits hoch über dem Wandfuß. Die uns bisher unbekannte Höhle ist aber schon einmal von irgend jemand betreten worden. Ein vorgefundener Steinmann und alte Kienspäne am Beginn des aphotischen Höhlenabschnittes (das Tageslicht dringt zufolge einer langen geraden Gangstrecke vom oberen Portal her weit ins Innere) beweisen es. Da keinerlei Literaturhinweise vorliegen, läuft sie nun unter dem Namen *Sepp Huber-Steig-Höhle* im Österreichischen Höhlenverzeichnis.

Verschiedene kleinere Objekte sind auch im Bereich der Grieskarscharte (ca. 1920 m) vorhanden, so die oft durch Schneemassen unzugängliche 65 m lange *Schneehöhle* und die aus einem einzigen zeltartigen Raum bestehende altbekannte *Eiskapelle*. In der plattigen Ostwand des Zwölferkogels (2102 m) unweit des „Ernst-Urban-Bandes“ am Grieskarsteig harren in ca. 1820 m Höhe eine interessante *Durchgangshöhle* und eine noch nicht näher untersuchte Höhle mit Luftzug ihrer näheren Durchforschung.

Südlich unter dem Gipfel des Zwölferkogels, der von der Grieskarscharte aus leicht bestiegen werden kann, öffnet sich direkt an der Steindaubenmarkierung knapp unter einer Kamm-erhebung in etwa 2045 m Höhe der mächtige, 30 m tiefe Trichter der „*Rauchaten Lucken*“. Bei großer Kälte steigen Nebelschwaden aus dem Schacht auf, eine bei den „Windlöchern“ (Elmhöhle) aber fast alltägliche Erscheinung. Nach dem Einstiegsschacht folgen weitere Abstiege und schließlich Labyrinth, die in einer lockeren Verbruchzone enden, die jedes weitere Vordringen lebensgefährlich macht. Die Erforschung der Höhle fand 1931 statt und ergab 290 Schrägmeter bei 80 m Niveaudifferenz.

Die breite grüne Senke der „Wiesen“ trennt die

kaum erkundete Karstwildnis des Hirschkars und die bleichen Dachsteinkalke der nördlichen Randberge von den anschließenden, aus Juragesteinen aufgebauten Plateaubergen und Randabstürzen zum Altausseer See und Grundlsee. Dünnbankiger, hornsteinreicher Oberalmer Kalk und der diesen vielfach überlagernde Plassenkalk bilden ein an Höhlen überaus reiches Bergmassiv, das sich von der Trisselwand im Westen bis zum Salzofen im Osten erstreckt. Beginnen wir bei letzterem. Westlich unter dem 2072 m hohen Gipfel befinden sich zwischen 1925 m und 2005 m die drei Eingänge der *Salzofenhöhle*, der höchstgelegenen Jagdstation des Eiszeitmenschen in Österreich. Im September 1924 von den beiden Jägern Ferdinand Schraml und Franz Köberl entdeckt, begann der spätere Schulrat Otto Koerber aus Bad Aussee auf Grund der vorgewiesenen Knochenfunde noch im selben Jahr mit Grabungen, die er 17 Jahre lang fortsetzte. Zahllose Knochen von Höhlenbären und anderen eiszeitlichen Tieren sowie Funde von altsteinzeitlichen Artefakten und Koerbers Publikationen ließen die Wissenschaftler bald aufhorchen. Eine einwöchige Expedition von Fachgelehrten konnte Ende Juli 1939 aber ebensowenig eindeutige Beweise für eine Besiedlung im Paläolithikum liefern, wie eine Sichtung von Koerbers Aufsammlungen, mit Ausnahme des 1934 gefundenen „Hornsteinschabers“. Erst nach seinem Tod fand man 1949 bisher nie vorgelegte Aufzeichnungen sowie Stein- und Knochenstücke, die zweifellos als Artefakte anzusprechen waren! Koerber hat vermutlich befürchtet, man werde ihm seine besten Fundstücke abnehmen; er hat daher gegenüber den Wissenschaftlern immer nur ausweichende Angaben gemacht. Damit aber brachte er sich selbst zu Lebzeiten um seine volle wissenschaftliche Anerkennung, was leider bei Laienforschern nur allzuleicht vorkommt. Bereits ein Jahr später wurden die Grabungen unter Leitung von Univ.-Prof. Dr. Kurt Ehrenberg wieder aufgenommen und eine Kulturschicht sowie Schädelsetzungen, die auf einen Höhlenbärenkult hinweisen, gefunden. Radiokarbondatierungen ergaben ein Alter von mindestens 30.000 Jahren.

Am 25. 9. 1972 erlangte die Salzofenhöhle zufällig neuerliche wissenschaftliche Bedeutung durch den Fund des ersten und bisher einzigen Höhlenblindkäfers des Toten Gebirges. Das Tier ist etwas über 5 mm lang und die 6. Arctaphae-



nops-Art in Österreich, wobei der Artname „nihilumalbi“ auf die Fundumstände („Weißes Nix“ – ein alter Name für Bergmilch) hinweisen soll. Lange Zeit war man der Meinung, daß dort, wo sich die Eiszeit voll ausgewirkt hat, kein echtes Höhlentier mehr vorkommen kann. Aber schon 1924 erschütterte die Entdeckung des ersten Arctaphaenops im Dachsteinstock (Koppenbrüllerhöhle) diese Lehrmeinung schwerstens und kann heute als endgültig widerlegt gelten. Als weiterer Beweis dienen die Pseudoskorpionidenfunde in verschiedenen Höhlen des Toten Gebirges. Nach dem Zweiten Weltkrieg erforschten hauptsächlich Wiener Speläologen die tagfernen Höhlenteile und führten eine morphologisch-genetische Bearbeitung durch. Im Herbst 1973 erreichte die Gesamtlänge der Höhle 2834 m, 1936 waren dagegen erst 550 m bekannt. An die eingangsnahen Schichtfugenräume schließt eine Südwest-Nordost streichende Verwerfungszone an und bildet einen tieferen, großräumigeren Höhlenabschnitt, der fast den ganzen Bergkörper bis zu den senkrecht nach Osten abbrechenden Felswänden durchzieht. Das Muttergestein ist Oberalmerkalk.

Blickt man vom nahen Gipfel des Salzofens nach Westen, so bietet sich jenseits der wildzerklüfteten Dreibrüder-Kögel (1925 m) der Blick auf die weiten Hochflächen um den Breitwiesberg (1902 m) und den Großen Gsollberg (1880 m), die westlich von der Wildenseefurche begrenzt werden. Die Vielzahl kleiner Höhlen in diesem Bereich würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, zumal genaue Unterlagen vielfach noch fehlen. Die Oberflächenabtragung ist hier stellenweise so weit fortgeschritten, daß man nicht fehl geht, von einer „Höhlenruinenlandschaft“ zu sprechen; ehemalige Höhlengänge sind als Gräben sichtbar geworden, ihre Decke ist der Denudation bereits zum Opfer gefallen.

In der Folge seien einige Höhlen dieses auch als Südwestplateaus bezeichneten Gebirgsabschnittes angeführt.

So durchbricht eine 159 m lange Durchgangshöhle den Redenden Stein (1902 m), 300 m östlich des Gipfels von Nordost nach Südwest. Die leicht begehbare Höhle ist 1 Stunde vom Appelhaus entfernt und wurde 1941 von Linzer Höhlenforschern aufgenommen. Bei der gleichen Forschungsfahrt entdeckten sie den *Zwillings-schacht*, einen 60 m tiefen Abgrund im Breitwiesberg (1902 m). An seiner Sohle hat er einen

Durchmesser von 35 m und ist durch Eis abgeschlossen, worin damals Tropflöcher mit einer Tiefe von 22 m auftraten. Rund 80 m niedriger (1760 m Seehöhe) liegt das schon länger bekannte „*Schöne Loch*“, ein großer Eiskeller, von dem aber noch keine Planunterlagen vorhanden sind. Zahllose noch völlig unerforschte Schächte warten zwischen Wildgössl (2066 m) und Hinterem Bruderkogel (2033 m) noch auf ihre Untersuchung.

Die 1921 und 1936 teilweise erforschte *Tropfsteinhöhle in der Hüttstatt*, 40 m nördlich des markierten Weges Appelhaus-Pühringerhütte, weist bisher rund 75 m Tiefe auf. Leider dürfte die Eingangsdoline oft von Eis verschlossen sein, wie z. B. 1968 und 1973.

Ganz im Südwesten bricht das Plateau vom 1755 m hohen Trisselberg in einer mächtigen Wandflucht zum Altausseer See ab. Das weithin sichtbare *Trisselbergloch* im südlichen Wandteil (ca. 1500 m) ist vom Tressensattel über den oberen Jagdsteig und die Gamsstellen zugänglich. Man betritt die Höhle durch eine vom Tal aus nicht erkennbare Pforte und gelangt in einen rund 60 m langen Stollen der verstürzt endet. Durch eine links vom unteren Eingang ansetzende Verschneidung läßt sich mit einiger Kletterei nach etwa 200 Höhenmetern das Plateau und damit der Weg in Richtung Appelhaus gewinnen. Nicht weit entfernt, nordwestlich der Kote 1972, ist in 1715 m Höhe die 240 m lange, unter Denkmalschutz stehende *Schoberwieslaserhöhle* zu suchen. Knochenfunde, darunter vom Höhlenbären, waren neben anderen besonderen Umständen für die Unterschutzstellung maßgebend. Die Höhle weist beachtliche Raumdimensionen auf und erstreckt sich in Richtung Nordnordwest-Südsüdost in dem hier stark zerklüfteten Plassenkalk; fünf Tagöffnungen sind vorhanden.

Ca. 400 m westlich der Schoberwiesalm (1704 m) befindet sich die zwar nur 44 m lange, aber ebenfalls durch Knochenfunde bemerkenswerte, im August 1960 erkundete *Schoberwiesbärenhöhle* in 1745 m Höhe. In der Folge durchgeführte Grabungen förderten u. a. zahlreiche Überreste des Höhlenbären und auch artefaktverdächtige Knochenstücke zu Tage.

Von der Schoberwiesalm ist eine eisführende, im Volksmund als „*Wilde Hütten*“ bezeichnete Höhlenruine in kurzer Zeit zu erreichen. In einer Karstkuppe etwa 300 m südlich der Alm, zwischen Klammkogel (1790 m) und Hunds-

kogel (1748 m), öffnet sich ein weiter, fast kreisrunder Einbruch mit zwei Naturbrücken, der Abstieg ist trotzdem unschwierig. Ein mächtiges Rundbogengewölbe mit schönen Eisbildungen schließt an, die Gesamtlänge beträgt 108 m; Gestein: Plassenkalk.

Das im gleichen Gebiet, jedoch nur 1550 m hoch gelegene *Zimmerhacke-Windloch* wurde 1956 auf 204 m erforscht. Es leitet im allgemeinen nach Nordwesten in den Berg, wo ein großer Schlot den leicht begehbaren, oft 10–15 m breiten Gang in unerreichbare Höhen fortsetzt.

Damit sind wir bereits am Südrand des Toten Gebirges. Vom Grundsee am markierten Weg zum Appelhaus (Almbergweg) kommt man in 1360 m Höhe fast unmittelbar am *Schlüsselloch* vorbei, das nur über eine rund 10 m hohe Wand ersteigbar ist. Am Weg weiter, 120 Höhenmeter oberhalb, öffnet sich am Fuß der Wände linker Hand des markierten Weges das gewaltige Portal des *Großen Almbergloches*. Ein mächtiger Schuttstrom ergießt sich aus dieser riesigen Höhlenruine. Mehrere Tagschlote erheben den steil ansteigenden Höhlenraum, so daß bei einem flüchtigen Besuch kein Licht notwendig ist. Durch einen der Schlote ist ein schwieriger Durchstieg auf die Hochfläche möglich. Vor kurzem haben deutsche Höhlenforscher die bisher etwa 300 m messende Durchgangshöhle bereits auf 1650 m Länge gebracht. Hinter einem unscheinbaren Schluß entdeckten sie eine Folge von Hallen, Schächten und Gängen, die sicherlich bald weitere Überraschungen bieten werden; bisherige Höhendifferenz: schon über 250 m.

Vorerst ist jedoch das Ziel unserer Tour die seit September 1970 zweitlängste Höhle des Toten Gebirges, die *Almberg-Eis- und Tropfsteinhöhle*. Ihr 14 m breites und 4 m hohes Eingangsportal in 1540 m Meereshöhe am Fuß der obersten Felsen des Gaiswinkelkares ist vom Almbergweg in nördlicher Richtung aufsteigend, nicht zu verfehlen. Von Grundsee sind es 2 1/2 Stunden. Die Forschungsgeschichte ist charakteristisch für den Aufschwung, den die Höhlenforschung im Toten Gebirge in den letzten Jahren genommen hat. Die älteste bekannte Inschrift in der früher kurz Marienhöhle bezeichneten Almberg-Eis- und Tropfsteinhöhle stammt aus dem Jahre 1904 von Gasperl und Geister („Kluftgang“). Weitere Befahrungen sind 1925 und 1933 („Geisterschluf“) durchgeführt worden. Sie beschränkten sich aber alle nur auf den vordersten 250–300 m langen Eisteil. Erst im

Oktober 1959 begannen ernste Forschungen durch Josef Hillbrand und Johann Stöckel. Sie drangen ca. 400 m weit bis in die „Entdeckungshalle“ vor. 1960 und 1961 wurde die Höhle bis zur „Großen Schutthalle“ auf rund einen Kilometer vermessen, weitere Erkundungen folgten. Am 17. 9. 1961 gelang die sensationelle Auffindung eines für die Wissenschaft neuen Höhlen-Pseudoskorpions, des bereits erwähnten *Neobisium (Blothrus) aueri*, der mehr als 400 m vom Eingang entfernt, unter einem Stein herumgekrochen war. In der Zwischenzeit ließ sich dieses 4–5 mm lange, troglobionte Tierchen auch noch in fünf weiteren Höhlen des Toten Gebirges feststellen, in der Raucherkarhöhle sogar in einer Tiefe von 265 m unter dem Haupteingang (1563 m).

Im Sommer 1964 entdeckten zwei deutsche Höhlenforscher rund 1,5 km Neuland, das sich in nördlicher Richtung erstreckt und am 9. 8. 1967 eine Verbindung zur bereits seit 1925 bekannten, jedoch nur 77 m langen Tropfsteinhöhle im Almberg. Dadurch wird sich endlich der beschwerliche, 800 m lange Anmarschweg in die tagfernen Teile („Broadway“, „Zange“) nach Einbau von zwei Fixleitern auf nur mehr rund 180 m verkürzen. Die gleichen Forscher fanden im September 1970 ein weiter westlich gelegenes, aber wie der „Broadway“ nach Norden verlaufendes, verzweigtes Gangsystem („Weg zum Rio Negro“). Zusammen mit anderen gleichzeitig erforschten Labyrinth umfaßt die Höhle zur Zeit 6293 Schrägmeter, wobei die Vermessung mit einem selbstkonstruierten „Fadenabrollgerät“ natürlich nur zu einer ungefähren Plandarstellung ausreichte. Durch ihre interessanten Raumformen, schöne Tropfsteinbildung und Bergmilchablagerungen zählt die Almberg-Eis- und Tropfsteinhöhle zu den sehenswertesten Höhlen des Toten Gebirges.

1966 meldeten Mitglieder des Österreichischen Bergrettungsdienstes bei einer Bergungsexkursion am Fuß der Südwand des Reichensteins (1912 m) eine wasserführende Klufthöhle. Wiener und Ausseer Höhlenforscher vermaßen in der Folge 472,5 m, konnten die Arbeiten aber noch nicht abschließen. Die heftige dynamische Bewitterung der Höhle führte zu dem Namen *Blasloch*.

Unterhalb der Reichstein-Ostwand in ca. 1300 m Höhe kennen die Einheimischen dagegen schon lange die *Höllerkogelböhle*. Ihr mehr als 10 m hohes und annähernd halb so breites Portal ist

vom gegenüberliegenden Klammkogel deutlich zu sehen und über die Zimitzalm (982 m) erreichbar. Insgesamt weist die Höhle eine Länge von 434 m auf und führt im allgemeinen ansteigend, in nordwestlicher Richtung bergwärts. Rund 160 m nach dem Eingang mündet nach Überwindung einiger Felsstufen eine gleich lange, aber engräumigere Seitenstrecke, die oberhalb eines 8-m-Aufstieges in einem hohen Dom, 60 m über dem Eingang, endet. Der Hauptgang verliert sich nach 50–60 m in einem „Lehmsee“. Vermessungsarbeiten nahmen die Ausseer Kollegen 1957 und 1958 in Angriff, doch Berichte über informative Befahrungen liegen schon aus dem Jahre 1912 und aus den dreißiger Jahren vor.

### DIE HÖHLEN WESTLICH DER WILDENSEEFURCHE (Schönberggruppe)

Zentren der Höhlenforschung in diesem Gebiet sind die Berge um die Ebenseer Hochkogelhütte und die Ischler Hütte auf der Schwarzenbergalm. Beginnen wir mit dem Bereich nördlich des Schönbergs oder Wildenkogels (2093 m).

Von der Hochmittereckerstube auf einem Jagdstieg in Richtung Nestlergruben aufsteigend, kommt man knapp vorher in 1180 m Seehöhe an der etwa 15 m links vom Weg liegenden interessanten *Mittereckhöhle* vorbei. Obwohl schon 1921 zur Gänze begangen, war vor Juni 1972 kein vollständiger Plan vorhanden. Der Gang fällt zuerst steil über loses Blockwerk nach Südosten ab, um dann fortwährend leicht ansteigend auf Nordost zu drehen. Mit einigen kurzen Seitengängen weist die Höhle 439 Schrägmeter auf. Nach einem Archivbericht wurde im August 1953 in ihrem Inneren ein Pseudoskorpion gefunden und zur genauen Bestimmung an einen Spezialisten weitergeleitet. Seither ist das Tier jedoch verschollen. Neobisium ist demnach bereits acht Jahre vor dem offiziell anerkannten ersten Nachweis in der Almberg-Eis- und Tropfsteinhöhle in einer Höhle des Toten Gebirges festgestellt worden. Sein tatsächliches Vorkommen ist durch Neufunde belegt.

Vom markierten Weg Ebensee–Hochkogelhütte unterhalb der Aiblgrube nach Osten gewendet, erreicht man in circa 1/2 Stunde die fünf

Eingänge zur *Plagitzerhöhle*, die sich zwischen 1245 und 1284 m Seehöhe in der steilen Westflanke des Grünbergs (1870 m) befinden. Die Höhle wurde im April 1955 von Ebenseer Forschern entdeckt und in der Folge auf rund 400 m vermessen. Mehr als ein Jahrzehnt war es ruhig um diese Höhle bis 1970 bei einer Besichtigungsfahrt ein beachtlicher Vorstoß in neue Großräume gelang. Hinter einer gerade noch schließbaren Engstelle ergab ein wahres Labyrinth von Gängen, Hallen und Schlüfen bisher eine Gesamtlänge von 1085 m.

Die 1955 auf eine Länge von 524 m vermessene, ehemals prächtige *Tropfsteinhöhle* im Hangenden Kogel ist leider trotz Denkmalschutz durch unverantwortliche Elemente fast völlig ausgeplündert und kann als trauriges Beispiel ohnmächtiger Paragraphen hingestellt werden.

Ein von Bergwanderern häufig besuchtes Ziel ist die von der Ebenseer Hochkogelhütte nur eine knappe Stunde entfernte *Feuertal-Eishöhle* (1715 m). Ein weiter, schneegefüllter Einbruchkessel leitet in ein mächtiges Gewölbe, in das durch zwei Schlotte Tageslicht einfällt. Ein Eissee mit manchmal recht trügerischer Decke nimmt die westliche Hälfte des rund 60 m langen Raumes ein. Hier, noch im Dämmerchein des Tageslichtes, endet normalerweise der Höhlenbesuch. Kaum einer der Ausflügler wird vermuten, daß im Juli 1928 im südlichsten Ende der großen Halle ein enges Loch einen Abstieg über steile Eiswälle zu einem zweiten Eissee ermöglichte und daß der tiefste erreichte Punkt in den anschließenden Verstrüzen 90 m unter dem Rand der Eingangsdoline liegt. Die Höhle hat eine Länge von 263 m, 200 m davon bilden schwierige Eisarbeit auf bis zu 70 Grad geneigtem, wasserüberbronnenem Eis. Leider ist der Zugang zu diesem Eisabstieg nur sehr selten frei, oft ist er viele Jahre hindurch völlig zugeweiht. Das Muttergestein der Höhle ist Dachsteinkalk.

Wer den markierten Weg Hochkogelhütte–Wildensee bis auf den Kamm südlich des Hangenden Kogels verfolgt, gelangt in südöstlicher Richtung in wenigen Minuten zum unscheinbaren, in einer Doline versteckten Einstieg des *Ahnenschachtes* (1890 m). Ein zweiter Schacht, ganz in der Nähe, wird wahrscheinlich den Hauptschacht bei etwa –100 m erreichen, was demnächst geklärt werden soll. Seit der Entdeckung des Ahnenschachtes im Jahre 1956 sind

zahlreiche Tiefenvorstöße unternommen worden, doch erst 1968 glückte einer englischen Gruppe, die gemeinsam mit österreichischen Forschern eingestiegen war, der Abstieg bis zum tiefsten Punkt, ca. 400 m unter dem Einstieg. In einer Tiefe von 280 m fanden die Engländer bei der „Schachtgabel“ einen im allgemeinen nach Süden führenden Horizontaltail, der ebenfalls zahlreiche sehr tiefe Schächte aufweist. Bisher liegen von 1350 m Gangstrecken Pläne vor. Bei einer zweiten Fahrt der englischen Forscher im Jahre 1969 stieg die Gesamtlänge angeblich auf fast zwei Kilometer, doch waren keinerlei Unterlagen mehr zu bekommen. Ebenso ließ eine 12köpfige belgische Forschergruppe, die im August 1973 vom Horizontaltail aus bis in eine Tiefe von über 600 m vorgestoßen sein soll, nichts mehr von sich hören. Ein Beispiel dafür, wie es nicht sein soll, von Ausländern aber gerne praktiziert wird! Der Ahnenschacht würde nach Vorliegen der sicherlich aufgenommenen Skizzen in der Liste der tiefsten Höhlen Österreichs an die vierte Stelle rücken.

Von den zahlreichen kleineren Höhlen im Hochkogelgebiet seien nur noch das 184 m lange, stark bewitterte *Pygmäenloch* am Fuß der Hochkogel-Nordostwand, der 1950 aufgefundene *Rauhenschacht* (152 m vermessen, Tiefe -66 m, Seehöhe 1650 m) südöstlich des turmartigen Hinteren Rauhenkogels (1798 m) und die 135 m lange *Grushöhle* (Seehöhe 1665 m) in der Wasserrinnenschneid genannt.

Im Gebiet südlich des Wildenkogels offenbarte sich 1961 mit der Entdeckung der *Raucherkarhöhle* ein wahres Dorado der Höhlenforscher. Durch den günstig gelegenen Stützpunkt der Ischler Hütte gingen hier die Forschungen rasch voran. Da bereits im Alpenvereinsjahrbuch 1967 darüber berichtet wurde, sollen hier nur mehr die späteren Entdeckungen kurz aufgezählt werden: „Teufelsrutsche“, „Hexenkessel“, „Tropfsteintunnel“, „Fanatikerrutsche“, „Höhlenwürmerkluft“, „Schindludergang“, Verbindung zwischen „Endloser Klamm“ und „Südgang“, „Deckenkarrenabstieg“ – „Dunkler Grund“ sowie der rund ein Kilometer lange, prächtige „Ischler Teil“. Die Höhle hat bereits 15 Eingänge zwischen 1530 und 1630 m Seehöhe, die Gesamtlänge ist auf 18,2 Kilometer und die maximale Niveaudifferenz auf 723 m angewachsen, womit sie unter den längsten Höhlen Österreichs an vierter, unter den tiefsten an dritter Stelle steht. Die Forschungen werden zwar

schwieriger, doch ist ihr Ende nicht abzusehen. Fast unüberschbar ist bereits die Zahl der Höhlen und Schächte rund um die Raucherkarhöhle im Gebiet des nur 1786 m hohen, latschenbedeckten Raucherberges geworden; unmöglich, sie auch nur namentlich hier anzuführen!

Machen wir daher einen Sprung nach Süden zum Loser- und Schwarzmooskogel. In der ähnlich unübersichtlichen Karren- und Latschenwildnis des Vorderen Schwarzmooskogels (1843 m) und zwar an seinem zum Hochklopf-sattel abfallenden Südosthang, befinden sich zwischen 1650 und 1705 m Seehöhe die vier Einstiege zur *Schwarzmooskogel-Eishöhle*. So interessant die Höhle auch ist, so schwierig ist sie vor allem für den Gebietsunkundigen zu finden. Um vom Haupteingang in die „Altausser Halle“ – einen der größten unterirdischen Hohlräume des Toten Gebirges – hinabzusteigen, sind etwa 50 Höhenmeter z. T. auf Strickleitern zu überwinden. Unten teilt sie sich in einen nach Nordosten und einen nach Südwesten führenden Ast, die beide nicht sehr verzweigt sind, zusammen aber doch rund 1660 m ergeben. Als Entdeckungsjahr wird sowohl 1929 als auch 1938 angegeben. Fest steht jedenfalls, daß die Vermessung in den dreißiger Jahren ziemlich abgeschlossen werden konnte, denn seit 1952 sind keine wesentlichen Veränderungen mehr zu verzeichnen. Oder verbirgt sich vielleicht noch irgendwo ein Weiterweg?

Nicht unerwähnt soll die *Stellerhöhle* knapp oberhalb des Stögersteiges (Weg Loserhütte – Appelhaus) bleiben, die, obwohl erst 1940 entdeckt, ähnlich wie die Schwarzmooskogel-Eishöhle, nach der letzten Tour (1954) so in Vergessenheit geraten war, daß ihre Wiederauf-findung erst im Juni 1972 gelang. Ein Beispiel, wie wichtig eine gute Zugangsbeschreibung ist; man darf sich keinesfalls nur auf die Ortskenntnis einzelner Personen verlassen. Nach dem vorhandenen Archivmaterial beläuft sich die Länge der größtenteils leicht begehbaren Höhle auf über 0,5 Kilometer bei 86 m Niveaudifferenz (Schacht).

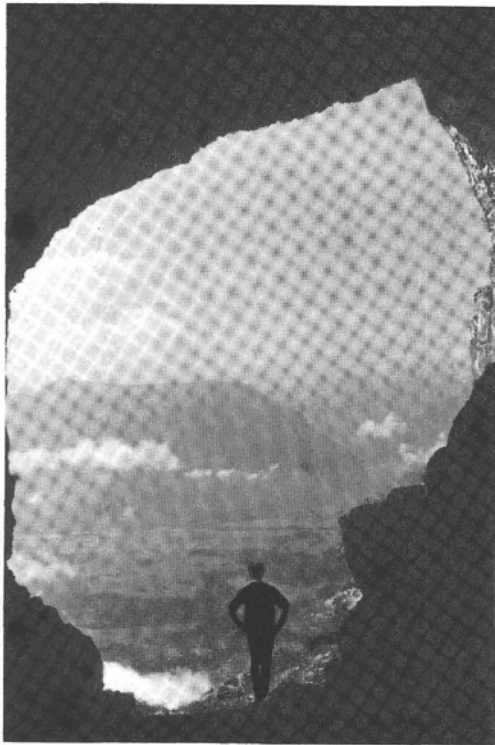
Nördlich der Eglgrube wird man in einer von den vielen kleinen Dolinen am Rande des Stögersteiges auf die ca. 240 m lange *Elchhöhle* stoßen, deren Name auf wertvolle Knochenfunde hinweist. Ein Gesamtplan existiert bisher noch nicht, eine Teilskizze aus dem Jahre 1937 ist vorhanden.

In der näheren Umgebung der Loserhütte liegen

vor allem zwei erwähnenswerte Höhlen, der *Gaisofen im Ammerei(ch)* und das *Große Loserloch*. Die erstere ist schätzungsweise 250 m lang (1440 m Seehöhe). O. Schauburger erforschte den Gaisofen in den Jahren 1939 bis 1943, doch konnten bei einem späteren, informativen Vorstoß verschiedene noch nicht vermessene Räume festgestellt werden. Eine Neubearbeitung wäre also dringendst notwendig!

Am Südfuß des Losers öffnet sich die bekannteste Höhle des Gebietes, das *Große Loserloch*. Sie ist an zwei Südwest-Nordost streichende, parallele Klüfte im Oberalmerkalk gebunden und wurde angeblich bereits vor 200 Jahren von Menschen aufgesucht. Der 6 m breite und 9 m hohe Eingang leitet in eine 390 m lange, ohne Schwierigkeiten passierbare Höhle, die durch einen 14-m-Versturz vom benachbarten *Kleinen Loserloch* (75 m lang) getrennt ist.

Ca. 500 m nördlich des Altausseer Sees, oberhalb der „Seewiesen“, finden wir eine sehenswerte, periodisch aktive Wasserhöhle, „*D' Lieger*“ (Liagern). Der Osteingang (812 m) bildet den Einstieg zum mehrmals steil auf und ab führenden, mit schönem Rundprofil ausgestatte-



Ausblick vom Portal des Großen Loserloches E. Fritsch

ten und parallel zur Außenwand verlaufenden Hauptstollen, der „Westeingang“ ist bloß ein Wandfenster. Mächtige Schotterablagerungen und mehrere Siphone sind typisch für die 306 m Länge und 71 m Höhenunterschied aufweisende Höhle. In den Jahren 1935 und 1936 war sie Gegenstand von Forschungen der Ausseer Höhlenkundler, und 1960 gelang nach Durchtauchen des Siphons im „Westlichen Wassergang“ die Entdeckung eines tiefen Höhlensees, der zugleich den untersten Punkt der Höhle darstellt.

#### DIE HÖHLEN DER VORBERGE ÖSTLICH VON BAD ISCHL UND BAD GOISERN

(Hohe Schrott, Höherstein, Predigstuhl, Raschberg, Ischler Salzberg, Sandling)

Der auf einem Sockel aus Hauptdolomit aufsitzen- und aus deutlich gebankten Kalken aufgebaute Kamm des Hohen Schrott weist zwischen seinem Hauptgipfel (1839 m) und dem Mittagkogel (1792 m) einen insgesamt 91,5 m (ab Schachtfenster 75 m) tiefen Schacht auf, das *Schrottlloch*. Bei der exponierten Lage auf dem schmalen Bergrücken der Schrottschneide ist diese Tiefe einigermaßen überraschend. Der erste Abstieg fand 1969 mit Hilfe des Stahlseilgerätes statt. Seehöhe: 1730 m.

Südwestlich der Mitteralm hat eine Höhle, kaum entdeckt, traurige Berühmtheit erlangt. Am 1. 12. 1968 verunglückte in der *Hirschhöhle* der 16jährige Bad Ischler Fridolin Schilcher tödlich; erdrückt von den tonnenschweren Gesteinsmassen einer Versturzzone. Da sich eine Bergung in dem labilen Verbruchmaterial als zu gefährlich erwies, wurde der Zugang zum Toten mit Steinblöcken verschlossen und die Höhle zwei Wochen später zugesprengt. Die Hirschhöhle war durch einen 13 m tiefen Schacht zugänglich und etwa 125 m lang. Die sehr oberflächennahen, hallenartigen Räume enthielten große, prächtige Kalzitkristalle.

Fährt man von Bad Ischl das Rettenbachtal aufwärts zur gleichnamigen Alm, so kann nach kaum halber Wegstrecke (etwa 4 km) direkt beim Eingang des altbekannten *Kühlloches* geparkt werden. Diese interessante Wasserhöhle ist auf eine Länge von 315 m vermessen (1966) und überwindet dabei einen Höhenunterschied von +50 m. 35 m hinter dem Eingang windet sich der Höhlengang gleich einem Korkenzieher in einer Schleife höher, breite Schichtfugenräume

wechsellern mit hohen schmalen Klüften und ruhige Teichlandschaften mit tosenden Wasserfällen. Die meisten Befahrungen enden bereits am Grunde des „Wasserfalltdoms“, der weitere Aufstieg über die fast 10 m hohe Wasserfallstufe vollzieht sich in einer engen, versteckt gelegenen Spalte, ist aber nicht besonders schwierig. Auf jeden Fall aber bleibt ein Vordringen in die hintersten Regionen eine feuchte Angelegenheit. Etwa einen halben Kilometer weiter befindet sich, schätzungsweise 40 m über dem Straßenniveau, die 180 m lange *Untere Schießerbachhöhle* (605 m Seehöhe). Nach 100 m folgt der 1935 erstmals bezwungene, zwar nur kurze aber überaus enge, „Berghalerschluf“; ein Stück davor ist eine glatte Stufe zu überwinden.

Nochmals rund 40–50 m höher versteckt sich der unscheinbare Doppeleingang zur *Oberen Schießerbachhöhle*, deren Wasserlauf sich zur Schneeschmelze als breiter Wasservorhang über das Portal der Unteren Schießerbachhöhle ergießt. Zahlreiche ausgewitterte Nerineen (Turmschnecken) lohnen den Besuch, und auch hier gilt es eine rund 6 m hohe Wasserfallstufe zu erklimmen. Gesamtlänge: 182 m.

Nach 800 m Autofahrt kommen wir zur abgeschrankten Abzweigung der Grabenbachforststraße, die sich in kühner Anlage hoch über die wilde Schluchtsohle des Grabenbachs empor-schwingt. Gleich neben der Brücke über den Rettenbach liegt an seinem orogr. rechten Ufer die kleine, durch ihr T-förmiges Profil und die schön herausmodellierten Bivalven sehenswerte *T-Höhle*. Auch hier handelt es sich um eine aktive Wasserhöhle.

Folgen wir nun dieser landschaftlich prachtvollen Forststraße aufwärts. Der steile, felsige Mehlsackgraben, der die Tauernwand westlich begrenzt und in den Grabenbach einmündet, birgt einige Anfang der sechziger Jahre untersuchte Höhlen, deren größte mit 150 m Länge die *Höhle im Mehlsackgraben* ist.

Bei weiterem Aufstieg werden in der senkrechten Felsmauer der Tauernwand einige dunkle Löcher sichtbar, die ebenfalls schon erforscht sind. Da von unten praktisch unzugänglich, wurden sie 1962 von oben her durch einen abenteuerlichen Strickleiternabstieg erreicht. Die ausgedehnteste davon, die *Zweiterhöhle*, ist 336 m lang, weist aber im Gegensatz zu den meisten anderen Höhlen in den westlichen Vorbergen keine Wasserführung auf.

Östlich der eigentlichen, oben teilweise mächtig

überhängenden Wandzone entströmt dem *Wasserloch in der Tauernwand* besonders nach stärkeren Regenfällen ein starker Wildbach. Es ist von der ehemaligen Bachstube aus durch Queren der jenseitigen Waldhänge überraschend leicht zugänglich. Der Eingang zu dieser vor mehr als 20 Jahren erstmals erkundeten, teilweise sehr geräumigen Wasserhöhle ist von der Grabenbachforststraße zu sehen. Schlauchboot und sicheres Wetter sind für eine Befahrung dieser schönen, mehr als 500 m langen Höhle erforderlich. Sie ist noch nicht vollständig erforscht!

Kurz vor der ehemaligen Bachstube zweigt heute in spitzem Winkel die Forststraße auf den Höherstein ab. Steigt man beim ersten Wasserdurchlaß nach der Abzweigung durch eine steile felsige Rinne ungefähr eine Seillänge empor, so ist der Eingang zur tückischen *Höherstein-Wasserhöhle* erreicht. Nur bei absolut sicherer Witterung darf man eindringen, eine niedrige Siphonstrecke gleich am Beginn der Höhle kann, wie unsere Beobachtungen zeigten, in Kürze den Rückweg versperren. Heftiger Luftzug läßt eine Fortsetzung oberhalb des bisherigen Endpunktes, einer 8–10 m hohen Wand, erwarten. Erstmals wurde diese Höhle angeblich 1933 durch Hütter, nach anderen Angaben durch O. Schaubberger (1943) bekannt. Unser Plan aus dem Jahre 1966 stellt Höhlengänge in der Länge von 391 m dar, die Niveaudifferenz beträgt bisher + 50 m.

Ebenfalls im Höherstein, aber in dessen Nordostwand, befindet sich das 15–20 m hohe, aber nur ganz schmale Eingangsportal des *Großen Knerzenlochs*. Der Zugang ist von der Blaualm am bequemsten. Nur das letzte Stück, die brüchige Wandstufe unterhalb der Höhle, ist nicht jedermanns Sache, vor allem im Winter, wenn alles mit einem dicken Eispanzer überzogen ist. Doch gerade dann ist oft die geringste Wasserführung und damit sind die Forschungsbedingungen in der Höhle besonders günstig. Die besonders augenfällige Höhle, der ein ansehnlicher Bach entströmt, hat schon Kraus 1879 in der höhlenkundlichen Literatur erwähnt und Besucherinschriften aus dem vorigen Jahrhundert sind noch heute in der „Liozerhalle“ und in der „Brunnstube“ erkennbar. Im Jahre 1937 herrschte rege Forschungstätigkeit in der großräumigen und im vordersten Teil leicht begchbaren, an eindrucksvollen Motiven überaus reichen Höhle. Leider schwanken die Angaben über die Gesamtlänge beträchtlich, so

daß wir uns 1970 entschlossen mit einer exakten Vermessung zu beginnen. Auch scheint noch Neuland vorhanden zu sein.

Von der Blaa-Alm benötigt man nur eine halbe Stunde zur periodisch aktiven, sehr interessanten *Naglsteghöhle*, deren Ausdehnung 1972 mit 278 m ermittelt wurde. Sie liegt in 865 m Seehöhe und gehört trotz ihrer Tallage höhlenkatastermäßig noch zur Wildenkogelgruppe. Ein 80 m langer Zubringer mit zeitweiligem Höhlensee leitet in einen großräumigen, düsteren Hauptgang mit mächtigen Sandablagerungen im tiefsten Teil.

Von den Höhlen im Raume Lauffen und Bad Goisern werden nur zwei besprochen: das *Höllloch* in der Anzenau und das *Schwarzenbachloch* unterhalb der Straße St. Agatha-Hütteneck. Ca. 15 Minuten fordert der Weg von der Anzenaumühle zu dem in Oberalmkalken liegenden, altbekannten Höllloch. Bei einer Gesamtlänge von 373 m steht der Besucher nach Überwindung eines Sunks und einer wenige Meter tiefen, versinterten Schachtstufe in einem stärker abfallenden Schichtfugengang, der schließlich mehr als 30 m unter dem Eingangsniveau im Wasser eines dunklen Siphonsees untertaucht. Im Winter 1962/63 war das Höllloch durch den Fund einiger menschlicher Knochen in aller Munde.

Gleichfalls leicht erreichbar ist das Schwarzenbachloch, eine aktive Wasserhöhle. Aus der geräumigen Halle hinter dem niedrigen Eingang, wo sich noch im Schimmer des letzten Tageslichtes, ein flacher Höhlensee erstreckt, gelangt man dem Bachlauf aufwärts folgend in eine große Halle mit zwei Etagen. Dort ist auch der höchste Punkt, 42 m über dem Eingang. Die seit alther bekannte, insgesamt 274 m lange Höhle liegt 990 m hoch.

## WARSCHENECK-GRUPPE

Mit annähernd 80 km<sup>2</sup> unterirdisch entwässerter Fläche nimmt die Warscheneckgruppe nur rund ein Viertel des gesamten Karstgebietes des Toten Gebirges ein. Aus der Höhlenverbreitungskarte geht deutlich hervor, daß das Auftreten größerer Höhlen auf die Osthälfte beschränkt ist. In der Westhälfte, ungefähr begrenzt durch die Linie Liezener Hütte-Brunnalm-Pyhrnerkampl, ist die Verkarstung sehr gering und die Gipfel sind von Schuttmänteln umgeben; wir haben Dolomit

vor uns. Völlig anders gestaltet ist dagegen der Osten des Gebirges. Hier finden wir überwiegend Dachsteinkalk dem nur teilweise (z. B. Stubwieswipfel) Reste jurassischer Schichten aufgelagert sind. Diese an den sehr höhlenreichen Mittelteil des Toten Gebirges erinnernden Verhältnisse erklären somit deutlich die etwas einseitige Verteilung des Höhlenphänomens.

Beginnen wir mit einem leicht erreichbaren und altbekannten Höhlengebiet, der aus ungeschichtetem Riffkalk aufgebauten Weißenbacher Wand unweit von Liezen. Die größte hier bekannte, schon Anfang des 19. Jahrhunderts in einem Buch erwähnte Höhle ist das sagenumspinnene *Frauenloch* (985 m). Trotz großer Befahrungsschwierigkeiten gelang es im Mai und Juni des Jahres 1908 Mitgliedern des gerade gegründeten Vereins für Höhlenkunde in Graz weit in die interessante Wasserhöhle vorzudringen, wobei von Ing. H. Bock Räume erreicht worden sind, die wahrscheinlich erst am 16. 2. 1969 von Prof. Zemann und Gefährten (ÖAV Stainach-Admont) neuerlich betreten wurden. Kurz hinter dem mächtigen Eingangsportal ist zuerst eine grifflose, glatte, 6 m hohe Stufe und anschließend eine absolut senkrechte 11 m messende Wand (seit 1968 Eisenleiter) zu überwinden. Namen wie „Deckenkletterwand“, „Klemmschluf“, „Wasserkamin“, „Dünndarm“ oder „Zappelfenster“ erzählen von weiteren eindrucksvollen Stellen. Die Höhle verläuft annähernd parallel mit der Außenwand in westlicher Richtung, wie ein 1966 von uns aufgenommener Teilplan zeigt. Die Länge bis zur „Brauskirche“, dem letzten exakt vermessenen Höhlenraum, beträgt einschließlich Seitestrecken 272 m. Der Weiterweg ist nur über eine 6 m lange Eisenkonstruktion von einem Fels-turm aus zugänglich. In dieser Fortsetzung liegt auch der höchste Punkt, rund 75 m über dem Eingang.

Nicht minder interessant ist das 900 m nordöstlich und somit nur 785 m hoch liegende, wildromantische *Brülloch*. Über eine 15 m hohe, nasse Felsstufe ist der untere Eingang dieser schnurgerade verlaufenden Höhle zu erklimmen. Ein dumpfes Dröhnen – verursacht durch einen mächtigen Wildbach und den dadurch entstehenden Luftsog – steigert sich hinter einem Schluf zum Inferno. Eine Begehung der 150–170 m langen Höhle, insbesondere der „Entrischen Klamm“, ist vor allem bei größerer Wasserführung ein unvergeßliches Erlebnis. Ein vor

kurzem erschlossener, höher gelegener Höhlenabschnitt wird derzeit von einer Liezener Forschergruppe bearbeitet. Erstmals wurde das Brülloch im Jahre 1923 befahren.

Sehr spät dagegen, erst im Mai 1969, wurde das *Windloch* in der Weißenbacher Wand entdeckt. Es liegt auf zwei Drittel des Weges vom Brülloch zum Frauenloch in 895 m Höhe, knapp über dem Wandfuß bei einer steilen Schurthalde. Die im allgemeinen Nordnordost-Südsüdwest verlaufende und bis 50 m unter den Einstieg hinabführende Wasserhöhle wurde von Grazer „Tiefenalpinisten“ mit 235 m fast zur Gänze aufgenommen.

Manch andere Höhle ist in den steilen Wänden noch sichtbar, doch allzuviel wissen wir noch nicht davon: z. B. hoch oben im Lueggraben das *Luegloch* und im Bereich des Loansteiges das große Portal des allerdings nur 35 m langen *Loanloches*.

Verhältnismäßig früh wurde das Gebiet der Brunn- und Steinfeldalm speleologisch erkundet. Im Jahre 1929 erforschten hier H. Wissmann, F. Waldner und H. Bauer zahlreiche Höhlen und fertigten Skizzen und Beschreibungen an. Meist handelt es sich dabei um kleine im unübersichtlichen Gelände verstreute Schachthöhlen (*Versunkene Kirchen*, *Klinglbrunn* u. a.). Der den Einheimischen gut bekannte *Schützenkeller*, 120 m südlich des Weges Liezener Hütte-Brunnalm, unweit der Steinfeldalm, birgt in seinem Inneren schöne Eiskaskaden und dem aufmerksamen Beobachter entgehen auch nicht die vielen kleinen ausgewitterten Cephalopoden am Rande der ersten Schachstufe. Im Jahre 1971 fanden wir bei der Vermessung in einer Tiefe von 45 m einen mächtigen Eisklotz vor, der die Höhle abschloß.

Die „*Raumete Luckn*“, knapp nördlich der Brunnalm, deren Einstiegstrichter nach 15 m fast zur Gänze von Eis verstopft zu sein scheint, bricht dagegen aus einer Art Randkluft in einen weiten senkrechten Schacht ab, aus dem heftiges Wasserrauschen vernehmbar ist. Ein baldiger Abstieg würde sich sicherlich lohnen!

Der große Schacht des *Walchenloches*, irgendwo südöstlich der Brunnalm, bereits am Südrand des Brunntales gelegen, sollte schon 1870 erkundet werden, doch kostete dies einem der Wagemutigen das Leben. Heute ist die genaue Lage des Schachtes niemandem mehr bekannt und auf der Suche danach wurden bereits mehrere andere Löcher entdeckt und kartiert.

Etwa 150 m östlich des Weges Brunnalm-Elmscharte liegt in 2020 m Höhe in der Verlängerung jenes Rückens, der das vom Schrocken östlich herabziehende große Kar südlich begrenzt, der 1973 auf 147 m Gesamtausdehnung vermessene Schrägschacht des *Schrockenloches*. Ebenfalls 1929 von H. Wissmann und Gefährten entdeckt, ist er in den bisherigen Karten aber nicht ganz richtig eingezeichnet. Noch ärger ist es diesbezüglich beim *Zirbenloch*. Fehleintragungen von einem Kilometer (!) waren in den gängigen Wanderkarten feststellbar. Auf Grund der alten Wissmannschen Lageangaben und Kartenskizzen, zusammen mit einem Arbeitsdruck der neuen Alpenvereinskarte der Warscheneckgruppe, gelang uns im Sommer 1973 die Wiederentdeckung auf Anhieb. Das Zirbenloch liegt im Südwesthang des „Lauskögerls“, 600–700 m westlich der völlig verfallenen Bärnegalm in 1810 m Seehöhe, knapp unterhalb der Baumgrenze. Der Eingang ist nur von oben her sichtbar, weil er sich im Gefällsrückfall, vom Hang abgewendet, in einer Mulde befindet. Eine detaillierte Zugangsbeschreibung ist wegen des unübersichtlichen Geländes kaum möglich. Typisch für die labyrinthartig entwickelte, nach Südwesten abfallende Schichtfugenhöhle ist die geringe Felsüberdeckung, die am Eingang besonders deutlich hervortritt.

Bevor wir zum oberösterreichischen Anteil der Warscheneckgruppe kommen, sei noch auf die Arbeiten der schon erwähnten Liezener Forschergruppe im Gebiet des Nazogls (2057 m) hingewiesen. Im oberen Teil der „Schweifgasse“, einer markanten Störungzone, ist ein gehäuftes Auftreten von Schächten zu verzeichnen. Von ihnen ist der *Polterschacht* mit seiner eindrucksvollen „Ausseer Halle“, am Grunde eines 28-Meter-Abstieges, bisher der bedeutendste. Vermessene Ganglänge: 183 m.

Das bequem erreichbare Linzer Haus dient als Ausgangspunkt für drei Höhlen im Ramesch (2087 m), von denen bereits genaue Unterlagen vorhanden sind. Es handelt sich dabei um die seit 1921 bekannte *Knochenhöhle* (111 m lang und 1959 vermessen, am Fuß der Nordwand des Berges gelegen), in der Überreste von Höhlenbären geborgen werden konnten, um die kleine *Eiskapelle* in der Ostflanke und um das *Italienerloch* oberhalb des Brunnsteinsees, wenige Meter oberhalb des Weges zum Warscheneck in 1615 m Höhe. Die schon 1866 von G. Hauenschild beschriebene Eiskapelle liegt 1650 m hoch und



ist durch die Schuttrinne westlich des Brunnsteinsees leicht zu erreichen. Auf Grund mangelhafter Lageangaben wurden sowohl Fiskapelle als auch Italienerloch mehrmals vergeblich gesucht und erst 1973 konnten wir die fertigen Pläne dem Archiv einverleiben. Das Italienerloch ist 66 m lang und weist einen 12 m tiefen Seitenschacht auf. Von den ehemals reichen Onyxsinter-Vorkommen ist heute nichts mehr übrig. Früher soll es gelegentlich von Venetianern aufgesucht worden sein (daher auch der Name „Italienerloch“), die den Sinter zur Herstellung von Steinschnittfiguren und ähnlichen Ziergegenständen verwendeten.

Von den zahlreichen *Schächten* im benachbarten Frauenkar sind bisher erst einige erforscht worden. Sie weisen Tiefen zwischen 15 und 35 m auf und liegen alle unweit der Bergstation des Sesselliftes.

Steigt man vom Warscheneckgipfel über den Toten Mann und die Speikwiese zur Dümmlerhütte bzw. zum Linzer Haus ab, so sieht man schon von weitem die „Rote Wand“, an deren Fuß sich der 82 m tiefe *Bründlschacht* befindet. Er fällt in steilen Stufen von West nach Ost ab und wurde erstmals 1957 befahren. Seehöhe: 1830 m, vermessene Gesamtlänge 170 m, bearbeitet von der Sektion Sierning des Landesvereins für Höhlenkunde in Oberösterreich.

Im November 1924 wurde der nordöstlich der Stubwiesalm am „Blaschboden“, 250 m nordöstlich der Kote 1616, bei der völlig verfallenen Tischleralm abstürzende *Linzer Schacht* erstmalig näher untersucht. Durch sein Eisvorkommen, verschiedene Knochenfunde, wie z. B. Wisent und durch seine beachtliche Tiefe von rund 80 m ist er besonders erwähnenswert. Leider haben wir nur einige Skizzen aber keinen vollständigen Höhlenplan.

Wie viele andere Schachthöhlen hat auch die *Elchhöhle* im Grasseggerkar (Rieglerreith) in 1100 m Höhe am Nordrand des Warschenecks als Tierfalle gewirkt und 1923 Skeletteile eines fast adulten Elches geliefert.

Die wissenschaftlich bedeutendste und zugleich auch eine der größten Höhlen in diesem Gebirgsabschnitt ist die 372 m lange *Bärenhöhle* im Seestein oder kurz „*Gamssulzen*“. Sie liegt in den Riffkalken der steilen Westflanke des Seesteins (1570 m) beim Gleinkersee in 1300 m Seehöhe. Der Aufstieg dauert etwa 2 Stunden, erfordert gute Ortskenntnis und ist steil und recht mühsam. Sie wurde bereits vor dem Ersten

Weltkrieg von Engelbert Wurm aus Roßleithen entdeckt und 1932 von diesem mit Ing. Hochegger und Franz Rettich befahren. Bald hinter dem mächtigen Eingangsportal fällt der fast 25 m tiefe „Linzer Schacht“ in die untere Etage der Höhle, die sogenannte „Bärenstraße“, ab. Das geborgene fossile Knochenmaterial, darunter zahlreiche gut erhaltene Schädel, stammt zum überwiegenden Teil vom Höhlenbären, doch waren auch Reste von Braunbären dabei. Bemerkenswert sind auch die ausgeprägten, glattgeschliffenen Stellen an einigen Blöcken der Eingangshalle, die Fachleute als „Höhlenbärenschliffe“ gedeutet haben. Kulturschichten oder Artefakte konnten aber bisher ebensowenig sicher nachgewiesen werden wie etwa in der Knochenhöhle am Ramesch oder in der *Engelbert-Wurm-Höhle* im Präwald bei Roßleithen, wo unter zahlreichen Knochen auch solche von Braun- und Höhlenbären, aber nur spärlich, entdeckt wurden. Die kleine, rund 1000 m hoch gelegene Höhle ist uns seit 1923 bekannt.

Zum Abschluß möchte ich noch den berühmten *Pießlingursprung* (795 m) südlich von Roßleithen als eine der größten ostalpinen Kärstquellen vorstellen. Verständlich, daß er schon vor langer Zeit die Höhlengänger beschäftigte, denn oberhalb des scheinbar grundlosen Quelltopfes befindet sich ein 71 m langer und 40 m ansteigender Höhlenast, durch den man sicherlich weiter in den Berg einzudringen versuchte. Eine Inschrift aus dem Jahr 1865 ist noch erkennbar. Anfang Juni 1962 waren erstmals Höhlentaucher im Pießlingursprung eingesetzt. Gerd Teimer (verunglückte im August 1963 in Griechenland beim Tauchen im Meer tödlich) und Werner Fuchs erreichten dabei in 55 m Tiefe einen ca. 2 m hohen und 1½ breiten horizontalen Gang und damit wahrscheinlich den Grund eines riesigen Siphons. Mit stärkeren Tauchgeräten wäre bei einem Schwellenübertritt unter 30 cm ein weiterer Vorstoß möglich. Wird er jemals gewagt werden?

#### LITERATURHINWEIS UND SCHLUSS-BEMERKUNG

Veröffentlichungen über Höhlen des Toten Gebirges sind nicht sehr zahlreich und leider vor allem – auch für den Fachmann – oft nur schwer zugänglich. Einzeldarstellungen finden

sich seit einigen Jahren meist in den Mitteilungsblättern des Landesvereins für Höhlenkunde in Oberösterreich und der Sektion Ausseerland des Landesvereins für Höhlenkunde, Steiermark; fallweise auch in der Zeitschrift „Die Höhle“ des Verbandes österreichischer Höhlenforscher, Wien. Pläne, Fahrtenberichte und sämtliche Katasterunterlagen der genannten Höhlen liegen in den Archiven der jeweiligen Landesvereine auf. Für zahlreiche Auskünfte über Höhlen des steirischen Salzkammergutes bin ich Herrn Alfred Auer (Grundlsee) und Herrn Dr. Günter Graf (Mitterndorf) zu besonderem Dank verpflichtet. Als Tourenleiter der Linzer Höhlenforscher sage ich auch allen Vereinskameraden, die mitgeholfen haben, unsere Kenntnis von den Höhlen des Toten Gebirges zu erweitern, für ihre Leistung bei oftmals schwierigen Einsätzen, Dank und Anerkennung.

„Glück tief!“

Anschrift des Verfassers:  
Erhard Fritsch,  
A-4020 Linz,  
Wienerstr. 339

## Abenteuer Raucherkarhöhle

EDITH BEDNARIK

„Liebe Edith! Bist Du noch an der Raucherkarfahrt am Nationalfeiertag interessiert? Am Programm steht ein Tiefenvorstoß im Deckenkarrengang, zweiter Versuch! Der erste Versuch mußte wegen Materialmangel abgebrochen werden. Von den Vorgängern war der Abstieg nämlich auf nur 30 m geschätzt worden, während wir jetzt mit über 100 m rechnen.“ – So schreibt Jörg, mein Höhlenkamerad aus Linz. Ich halte die Karte in den Händen und juble. Natürlich werde ich kommen. Was für eine Frage: „Bist Du . . . interessiert?“! Steht doch „der Raucher“ längst auf meiner Abschußliste. Als richtige Schande habe ich es empfunden, diese so bekannte Höhle noch nicht zu kennen. Ursprünglich wollte ich noch am Vorabend nach

Linz fahren; wie üblich ist zu Hause aber dieses und jenes zu erledigen, und statt im Laufe des Nachmittags abzudampfen, falle ich um 1/21 Uhr nachts todmüde ins Bett. Um 4 Uhr in der Früh starte ich dann, komme aber trotzdem zu spät nach Linz, weil mir auf der Zufahrt zur Autobahn das Benzin ausgeht. Im ganzen Triesting-, Gölsen- und Traisental ist vor 7 oder 8 Uhr keine offene Tankstelle zu finden.

Dank der Hilfe eines kameradschaftlichen Autofahrers schaffe ich es, Jörg doch noch zu Hause anzutreffen. Als ich dann endlich mitsamt meinen Klamotten in seinem Wagen verstaubt bin, fällt die Hektik des Alltages von mir ab, und meine ganze freudige Erwartung beginnt sich auf das Abenteuer Raucherkarhöhle zu konzentrieren.

Ein weiterer Kamerad aus Linz wird abgeholt. Sepp und die anderen, die mitkommen werden, sind aus Ischl. Sie erwarten uns bereits in der Ischler Hütte, erklärt mir Jörg.

Im Rettenbachgraben, wo wir unseren Wagen stehen lassen, liegt bereits Schnee, auch von höher oben schaut viel Weiß herunter. „Du, Jörg,“ frage ich, „werden wir da nicht Schwierigkeiten kriegen?“ „Der Sepp hat gesagt, bei der Hütte liegen 15 cm Schnee, und die Höhle ist ja nicht weit weg.“ Beruhigt ziehe ich also meine Gummistiefel an; die Gegend, in der wir weiterforschen wollen, soll nämlich äußerst lehmig sein.

Nachdem unser nicht geringes Expeditionsgepäck bei der Materialeilbahn abgegeben ist, beginnen wir erleichtert und beschwingten Fußes den Aufstieg. Er endet für mich mit waschelassen Füßen, denn im obersten, flacheren Teil ist der Schnee recht tief. Obwohl bereits eine schmale Spur von Fußstapfen zur Hütte führt, sinke ich immer wieder bis über die Knie ein. Es hat keinen Zweck, die randvoll gefüllten Stiefel jedesmal auszuleeren. Der Sepp und seine 15 cm! Die hat er wahrscheinlich von Ischl aus geschätzt!

Die Hütte ist im Winter normalerweise unbewirtschaftet. Heute allerdings werden mehrere Leute heraufkommen, weil irgendeine Festivität stattfindet. Als wir eintreten, hantiert neben der Hüttenwirtin ein junger Mann am Herd. „Der Sepp“, wird er mir vorgestellt, und er schmeißt gleich die letzten Reserven seiner Kartoffeln in die Rein, damit wir auch was davon bekommen. Für den weiteren Aufstieg bringt er von irgendwo einige alte Hosen daher, die Höhlenforscher

hier „vergessen“ haben, weil sie ihnen selbst zu „eleganter“ zum Hinuntertragen waren. Wir ziehen sie über unser Gewand, unsere Stiefel an und binden sie an den Knöcheln zusammen – Dior hätte seine Freude an uns!

Besonders im letzten Steilstück unter der Höhle kämpfen wir uns durch verschneite Latschen, rutschen auf zugedeckten, vereisten Felsplatten ab, sinken oft bis zum Bauch ein und wühlen uns dann mühevoll aus dem diesmal nicht sehr wohniglich empfundenen weißen Element. Unsere „Überhosen“ haben zwar verhindert, daß uns Schnee in die Stiefel fallen konnte – vor der allgemeinen Durchnässung unserer Knie und Schenkel haben sie natürlich nicht geschützt.

In der Eingangshalle, die mit imposanten Eisbildungen aufwartet, hängen wir unsere „Überhosen“ zur Verschönerung malerisch auf und ziehen unseren „Schluz“ an. Wer meint, dieses Wort käme vom schlitzigen, lehmigen Schmutz, mit dem ein Höhlenforscher manchmal sehr kontaktnahe Bekanntschaft machen muß, der ist falsch informiert. Es ist lediglich die Kurzbezeichnung für *Schluf-An-Zug*. Dieser ist vorläufig im Bereich unserer Beine die einzige trockene Kleidung; aber nur so lang, bis uns der erste vereiste Schluf auf die Knie zwingt.

Der weitere Einmarsch geht ohne besondere Zwischenfälle vonstatten. Trotzdem bin ich froh, als ich am Biwakplatz endlich mit den nassen Sachen in den warmen Schlafsack kriechen kann. In der Früh bin ich herrlich trocken, und mir ist – ganz gegen meine übliche Höhlen-Biwak-Friererei – so wunderbar bacherlwarm, daß ich am liebsten gar nicht aus den Federn möchte. „Doch das Abenteuer lockt“ – würde Kurt Maix schreiben. Mich haben einfach meine Kameraden aufgestampert.

Zu viert ziehen wir los. Der Zustieg zum Schacht, in dem unsere Neuforschungen beginnen sollen, ist ziemlich lang. Über fürchterlich lehmige Schrägstrecken und einige 10-m-Abstiege geht es tiefer und tiefer. Zwei dieser Stufen sind besonders unangenehm, weil die eingehängten Drahtseileitern um 2–3 m zu kurz sind. Als ich über eine lehmig-glitschige, glatte Steilplatte mit Hilfe des ober ihr befestigten Seiles einfach hinunterrutsche, denke ich mit leisem Schaudern an den Aufstieg.

Dann stehen wir endlich, dreckverschmiert und lehmverpickt, am Umkehrpunkt der letzten Expedition: Ein schwarzer Abgrund gähnt uns ent-

gegen; das Rauschen eines Wasserfalles tönt aus der Tiefe; hinuntergeworfene Steine schlagen nach langem freien Fall dumpf auf.

Wir entrollen unser 150-m-Seil, befestigen es sehr sorgfältig und befördern das andere Ende zur Tiefe. – Abstieg frei! – Ja, hm, wer wird der erste sein? Stumm schaut einer den anderen an, aber keiner zeigt besondere Ambitionen. Irgendwer nennt meinen Namen, und zum ersten Mal in meinem Höhlenleben ist die Reaktion darauf *kein* Freudenschrei von mir. Brrr, dieses Geplätscher, äußerst unangenehm, abschreckend! Und wie ich Wasser verabscheue! Wenn ich an meine Rheumaschmerzen denke, dann weiß ich auch ganz genau, warum.

Ein kurzer innerlicher Kampf, aber schließlich siegt doch die Neugierde. „Aber durch einen Wasserfall seile ich mich nicht ab. Bevor ich mich duschen lasse, komme ich wieder herauf“, äußere ich meine letzten Bedenken – und schon bin ich unterwegs zur Tiefe. Bei solch einer Abseilfahrt hat man so seine Gedanken: „Aha, jetzt gehts noch schräg! – Fix noch einmal, diese Dreckbatzen – ich bring ja kaum meine Haxen aus dem Lehm! – Aha, jetzt bin ich an der Kante, (Blick hinunter) wui, ein Stück! senkrechte Wand, total sauber, dann auf einmal nix mehr! Klasse! Und der Wasserfall plätschert gut 2 m neben mir zur Tiefe!!! Hurra!!! (Scolischer Luftsprung) – He, ihr da oben! Abstieg trocken, i fahr abi, pfiat euch! – Klass, so sauber die Wand – und jetzt springt sie zurück – schön, wenn man so frei hängt . . . hängt . . . tua i hänga, unter mir is nix als Luft . . . schwarze Luft . . . Tiefe. – Aha, jetzt kommt die Felswand noch einmal in meine Nähe – nein, ich erreich’ sie nicht – jetzt ist sie wieder 4–5 m von mir weg. – Die andere Schachtwand? Schwer zu schätzen, vielleicht 8 m? 10 m? Mehr? – Nur gut, daß die äußersten Tropfen des Wasserfalles den Respektabstand zu mir so brav einhalten! – Langefahr ich schon . . . unter mir is nix als Luft . . . Na, das Hinaufsteigen! Mühsam wird das – und lang! – Halt, die Wand kommt näher! Schon erreich ich sie mit den Füßen! – Fahr net so gschwind, Mäderl, das Seil hängt ja an einem Felszacker! – Sooo, jetzt gehts wieder! – Halt! Boden in Sicht! – Was, die Wand will mich zum Wasserfall drängen? Nein nein, mich kriegst du nicht! – Gut ist’s gangen mit dem Pendeln. – Wui, da gehts ja noch tiefer, ich bin nur auf einer Zwischenstufe! Hinunter mit dem Seil! – Oje, das hängt! – Der blöde Felszacken! Oder der blöde Wasser-

fall! Oder die blöde Seilschlinge? – Brrr, mei Gnack! – Gottseidank war's nur der Rand vom Wasserfall!“ – Leider muß ich noch zweimal drunter. Die Zacken sind aber auch derart scharf ausgefressen, daß sich das Seil keinen Zentimeter ziehen läßt. Die Schlingen haben sich ausge-rechnet um die allerzackigsten Gebilde herum-gewickelt!

Plötzlich saust es ober mir. Peng! schlägt es Sekundenbruchteile später hinter mir auf. Dem Geräusch nach zu schließen, dürfte es zwar kein Stein gewesen sein, sondern „nur“ ein Gatschpatzen. Trotzdem verlasse ich fluchtartig den un-gastlichen Ort, so schnell es eben geht, und suche etwa 3 m tiefer auf einer zweiten, kleineren Stufe unter einem großen Felsblock Schutz.

Weiter zur Tiefe kann ich nicht. Der Schacht macht hier eine schraubenartige Windung; meine Kameraden würden mich von tiefer unten über-haupt nicht mehr hören. Etwa 40 m Seil sind noch übrig. Ich lege sie in Schlingen und ver-staue diese sorgfältig neben mir unter dem großen Block; das herunterhängende Seil ziehe ich möglichst weit zur Seite, möglichst weit aus dem Bereich des Wasserfalles und des eventuellen Steinschlages. Dann brülle ich aus Leibeskräften „Seil frei“ zur Höhe und hoffe, daß die Kameraden die beiden „ei“ richtig deuten würden. Dann schlüpfte ich unter den Block und harre der Dinge, die da kommen würden.

Sie kommen. Erst Steine und Lehmbrocken, dann Jörg. Ich will ihn als Verständigungs-posten hierlassen und gleich weiter zur Tiefe fahren. Doch das geht nicht. Weil mein „Seil-frei“-Kommando gerade noch als solches zu deuten war, haben sich die Kameraden ausge-macht, es solle einer nach dem anderen herunter-kommen. Infolgedessen ist der Trend zur Tiefe jetzt nicht zu bremsen. Es hätte gar keinen Sinn gehabt, ein anderes Kommando hinaufzu-rufen. Jedes von unten hinaufdringende Gebrüll hätte man oben als Abseilaufforderung für den nächsten aufgefaßt. Der Platz unter dem Fels-block wird immer enger. Gottseidank sind wir nur zu viert. Natürlich ist uns allen bewußt, wie wichtig hier ein Telefon wäre. Das große Aber heißt nur: wo hernehmen und nicht steh-len? Aber es geht alles gut.

Als der letzte herunten ist, seile ich mich weiter ab und lande in einem großen, kluftarti-gen Dom, der links und rechts von einem Ver-sturz begrenzt wird. In der Mitte des Raumes haben sich mächtige Sandbänke abgelagert, alles

wunderbar trocken, herrlich geeignet für einen Biwakplatz! Am Boden ringeln sich einige wenige Schlingen unseres Seiles. Viel tiefer hätte der Abstieg nicht sein dürfen!

Die anderen kommen rasch nach. Während ich Sepp und Franz beim Vermessen helfe, kriecht Jörg in dem einen Versturz herum – und findet tatsächlich durch! Etwa 50 m weit kommt er, dann gehts wieder zur Tiefe. „Nichts zu machen ohne Material“, sagt er.

Da wir keines mehr mithaben und außerdem die Zeit schon knapp wird (warum kann auch Österreich nicht zwei Nationalfeiertage hinter-einander haben?), verzichten wir darauf, uns dieses Stück anzusehen, und rüsten zum Auf-stieg. Wieder bin ich die erste. Nach mir soll Jörg drankommen. Wenn er bei mir oben ist, sollen wir weiter aufsteigen und einstweilen für unsere Kameraden etwas kochen. Helfen können wir ihnen sowieso nicht, und nur frierend auf sie zu warten, hätte keinen Sinn.

Ich gehe mit Jümar-Seilklemmen, ebenso wie Jörg; unsere beiden Ischler Kameraden ver-wenden Hiebeler-Klemmen. Obwohl die Strecke gut zu steigen ist, ist der Aufstieg mühsam – verständlich bei dieser Länge! Der Wasserfall

*In den geheimnisvollen Tiefen der Raucherkarböhle.*

*E. Bednarik*



ist auch stärker geworden (untertags dürfte es draußen getaut haben) und sprüht nun kräftig bis zu unserem Aufstiegsseil herüber. Aber jetzt spielt das keine Rolle mehr. Außer jener Zeit, die Jörg zum Aufstieg braucht, wird es keine längeren Warteaufenthalte mehr geben.

Bis er heroben ist, zittere ich allerdings schon wie Espenlaub, aber als er ein bißchen verschnauft hat, ziehen wir los. Mühsam, äußerst mühsam! Der Seilanstieg hat uns doch ganz schön beansprucht, der Rucksack ist schwer, die Füße sind wieder unförmige Lehmklumpen. Wo sie halten sollen, rutschen sie infolge dieser Lehmschmierung dauernd weg; auf flacheren Stücken saugen sie sich förmlich am Boden fest. Die steile Felsplatte bringt die erwarteten Schwierigkeiten, denn es gleiten nicht nur die Füße weg; auch die Hände finden kaum einen Halt an dem mit nassem Lehm verschmierten Seil, das endlose, beschwerliche Bergauf zehrt an unseren Kräften, zehrt an unserem Unternehmungsgeist.

Endlich sind wir wieder beim Biwak. Ich koche an sich nicht gern, aber diesmal kostet es mich eine besonders große Überwindung, das Essen zu bereiten. Wir drücken auch nur einige Bissen davon hinunter und verkriechen uns schleunigst in unsere Schlafsäcke – und schlafen auch schon im gleichen Moment.

Erst als ich in der Früh durch meine Kameraden geweckt werde, bemerke ich, daß Sepp und Franz schon da sind. Sie sind etwa eine Stunde nach uns gekommen, aber ich habe nichts davon gehört. Da auch sie zum Essen zu müde gewesen waren, hebt nun das große Schmausen an. Danach kommt die weniger angenehme Arbeit: das große Zusammenräumen und Packen.

Ganz pünktlich um die ausgemachte Zeit trifft jener Kamerad ein, der uns schon beim Einmarsch geholfen hat. Ein junger Ischler ist auch noch mitgekommen. Keiner muß leer hinausgehen. Da die nächste Fahrt in diese Höhle frühestens im Sommer stattfinden wird, muß das Biwak zum größten Teil geräumt werden. Verschiedenes Seilmaterial nehmen wir mit, weil es in der Zwischenzeit woanders gebraucht wird. Sepps Zelt, in dem ich so gut und warm geschlafen habe, verlangt mit intensivmodrigem Geruch nach frischer Luft und Trockenheit.

Draußen erwartet uns wolkenlos blauer Himmel. Unsere Höhlenanzüge hinterlassen braune Spuren im makellosen Weiß der glitzernden

Schneekristalle. Als wir den Talboden vor der Hütte erreichen, fallen die Sonnenstrahlen schon etwas schräg durch die rotgoldenen glühenden Lärchen, die sich zwischen die dunklen Fichten mischen. Einige Minuten später tauchen sie auch die Felsen oberhalb der Hütte in fast unglaubliches Rotgold.

In der Hütte sind wir bereits ganz allein. Wir trinken die letzten Reste des heißen Tees aus – herrlich! Das unterste Stück des Abstieges legen wir bereits im Dunkeln zurück. Ein Meer von Sternen funkelt am schwarzen Nachthimmel, etliche Sternschnuppen huschen quer über ihn hinweg.

Weitaus weniger schön erlebe ich die Heimfahrt auf der Autobahn. Über weiten Gebieten liegt dichter Nebel, durch den ich mich nur ganz langsam hindurchtaste. Weitere Schwierigkeiten macht der Kampf gegen den Schlaf. Erst in den frühen Morgenstunden komme ich heim; um 5 Uhr muß ich wieder aus den Federn. Die Pflicht ruft!

Das berühmte Tupfchen auf das „i“ setzte einige Tage später ein Brief von Sepp: „... Die Meißergebnisse vom Schacht habe ich sofort ausgewertet: Die erste Stufe ist 108 m lang; 32 m anliegend und 76 m „frei schwebend“, die zweite Stufe beträgt 28 m. Insgesamt haben wir 133 m Tiefe erarbeitet und sind nun im Raucher auf 723 m Gesamttiefe.“ Die Raucherkarhöhle ist durch diesen sprunghaften Tiefenzuwachs zu einer scharfen Rivalin des Lamprechtsofens (bei Lofer) geworden, der als zweitiefste Höhle Österreichs derzeit mit 750 m zu Buch steht.

„... Wir haben für das Frühjahr den Kantenschacht (liegt auch in der Raucherkarhöhle) im Auge, der 110 m tief ist und unten zwei geräumige noch unerforschte Fortsetzungen besitzt. Termin und Schlachtplan sende ich Dir früh genug, falls Du Zeit und Lust hast.“

Die Zeit aufzutreiben, werde ich wohl versuchen. Und ob ich Lust haben werde? Wer mich kennt – und auch die anderen – darf dreimal raten!

Anschrift der Verfasserin:

Edith Bednarik

Rebengasse 49

2700 Wiener Neustadt

## Sepp Huber – der letzte Erschließer des Toten Gebirges

LUDWIG KRENMAYR

*„Es steht im größten Buch geschrieben,  
Daß nichts vergeht, nur hin und wieder wallt  
Des Lebens wechselnde Gestalt.“*

Der Sinnspruch Haushofers möge auch für Sepp Huber gelten, den rastlosen Erschließer und Schilderer der ihm zur Bergheimat gewordenen Felsenwelt des Toten Gebirges. Was er selbst in Stunden tiefster Beglückung in seinen Bergen empfand, er wollte es weitergeben an seine Mitmenschen und ihnen das Erreichen und die Begehung seiner Berge erleichtern.

Doch zuerst müssen wir in der Erschließungsgeschichte des Toten Gebirges etwas ausholen, um den richtigen Standpunkt für die erschließerrischen Leistungen Sepp Hubers zu gewinnen und von diesem aus Leben und Werk des Verstorbenen gebührend zu würdigen.

Der Charakter des oberösterreichischen Alpenvorlandes war zum Zeitpunkt der Besiedlung vom heutigen Erscheinungsbild verschieden. Er war vor allem in einem überwiegenden Ausmaß von Wald bestimmt, der sich damals noch als Laubmischwald südlich der Siedlungszone des mittleren Inn-, Salzach-, Alm- und Traungebietes als „eremus“ oder „solitudo“ bis an den Rand der Alpen, in unserem Fall des Toten Gebirges, erstreckte. Diese „solitudo“ der Alten hat sich als geschlossener Waldgürtel im Norden des Toten Gebirges bis um die Jahrhundertwende fast unzerstört erhalten.

Wer die weiten Wanderwege im nördlichen Vorland des zum Arbeitsgebiet der Sektion Wels gehörenden Toten Gebirges kennt, der weiß auch, was die alten Geschichtsschreiber unter „solitudo“, gleich Einsamkeit, verstanden haben. In diesen riesigen Waldgebieten kann man auch heute noch stunden- und tagelang wandern, benützt man die gut bezeichneten Wege etwa von Grünau, der Perle des Almtales, hinüber zur Mairalm oder von der Habernau nach Rindbach bei Ebensee oder gar von Schwarzenbrunn über's „Hochpfad“ zum Offensee. Aber auch im Osten des Almflusses führen die Wege durch fast unberührte Wälder bis ins Steyrtal hinüber.

Betrachtet man eine Karte des Toten Gebirges, sieht man, daß von Westen, Süden und Osten tiefe Taleinschnitte bis in die Kernräume der Gebirgsgruppe reichen, während man im Norden ziemlich weit suchen muß, ehe man auf die ersten Spuren dichter Besiedlung stößt. So wundert es einen nicht, wenn die Erschließung unseres Toten Gebirges im Süden, Osten und Westen im vollen Umfang schon vor der Jahrhundertwende einsetzte, während sie im Norden touristisch viel später begann.

Der erste touristische Erschließer unserer Gebirgsgruppe ist wohl Erzherzog Johann, genannt der steirische Prinz, der bereits 1810 den Großen Priel von Südwesten her, von Bad Aussee, in größerer Begleitung erstiegen hat. Bekannt ist auch seine Plateauwanderung, die ihn in das Gebiet der heutigen Pühlingerhütte und von hier über die Henar- und Wildenseecalpe nach Alt-Aussee führte.

Knapp ein Jahrzehnt später, 1819, erstieg Erzherzog Ludwig von Österreich, und zwar von Hinterstoder aus über das große Schneefeld im Kühkar, die Brotfallscharte am Großen Priel. Weitere Erschließerpersönlichkeiten auf den Spuren Erzherzog Johanns waren in der Folge F. C. Weidmann und der bekannte Alpinist A. Schaubach, die sich beide eingehend mit unserem Gebiet befaßt haben. Als weitere sind, vor so manchen anderen, hier A. v. Ruthner, G. Hauenschild, A. u. O. Simony und J. Hinterberger anzuführen.

Hingegen blieb es dem für das Tote Gebirge außerordentlich verdienten Georg Geyer vorbehalten, in einer 1878 erschienenen Monographie das Tote Gebirge ausführlich zu behandeln.

Georg Geyer erstieg den Großen Priel von der Ausseer Seite über das Feuertal und die Weitgrube und stieg über die Salmeralmen nach Hinterstoder ab. Ebenso wurden von ihm am 6. 10. 1875 das Rotgschir und am 12. 8. 1879 der Schermberg erstmals touristisch erstiegen. Diese beiden Gipfel sind auch im Zuge des Almseekammes, also der Nordseite des Toten Gebirges, die einzigen, die Georg Geyer in E. Richters „Erschließung der Ostalpen“ erwähnt.

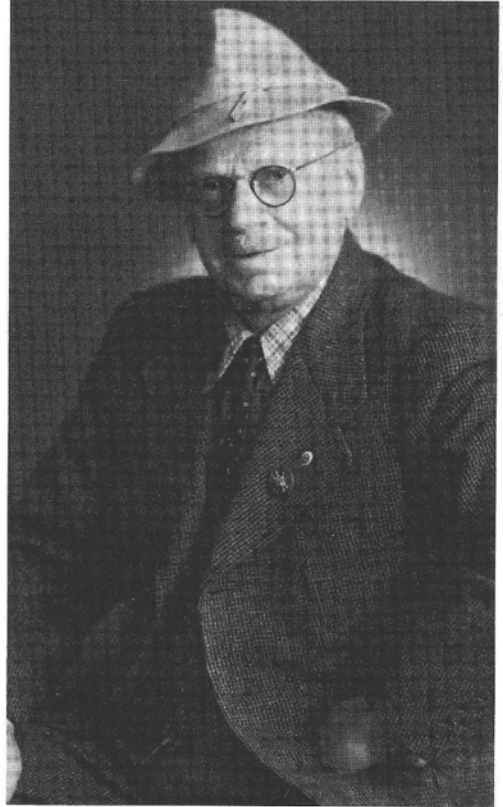
Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einsetzende, zum Teil stürmische Erschließung unserer Gebirgsgruppe bis zur Jahrhundertwende fast ausschließlich von Osten und

Südwesten, vom Stodertal und dem Ausseer Land erfolgte. Niemandland und weitgehend unberührt und unbekannt blieb die breite vom Eingang des Stodertales beim Steyrdurchbruch bis hin zur Hohen Schrott streichende Nordflanke und das ihr vorgelagerte Almtal mit Grünau als Hauptort.

Nun gilt es aber ein wenig auszuholen. Wer kam für die weitere, gewiß notwendige Erschließung in Frage? Bekannte und berühmte Namen konnten wir bereits anführen, die in unserem Gebiet tätig geworden sind, keiner davon aber hat es unternommen, in die Geheimnisse der Nordseite mit den ihr vorgelagerten meilenweiten Wäldern und den phantastischen Talschlüssen, um die sich die Kalkmauern der Nordwände des Almseekammes aufbauen, einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Der Anstoß zur Erschließung dieses Gebietes kam von der 1882 gegründeten Sektion Wels des Österreichischen Alpenvereines. Merkwürdigerweise führte auch hier die Anregung zur Aufnahme alpiner Tätigkeit in dieser Stadt zu einem anderen großen Erschließer der Berge, dem langjährigen, verdienten Präsidenten des Deutschen Alpenvereines Prag, Johann Stüdl. Die Sektion Prag, 1869/1870 gegründet, hatte bereits 1872 in Wels eine „Filiale“ unter der Leitung von Frau Herma Groß ins Leben gerufen. Frau Groß, die häufig im Schloß Dietach bei Wels wohnte, führte in Wels nach Prager Muster Sitzungen und Vorträge über alpinistische Themen durch. Manch bekannter Prager Alpinist aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat damals schon in Wels von seinen Fahrten in den Alpen begeistert erzählt.

So hatten sich auch in Wels am 17. 10. 1881 über Einladung des Kaufmannes Franz Holter mehrere Herren und Damen zusammengefunden und den Beschluß gefaßt, hier eine Alpenvereinssektion ins Leben zu rufen. Am 30. 1. 1882 konstituierte sich der Ausschuß und am 28. 2. des gleichen Jahres fand die erste Hauptversammlung des neuen Vereines statt. Bei dieser wurde OLGR. Eduard Reithof zum Vorstand und Dr. Johann Schauer zu seinem Stellvertreter gewählt. Letzterer, nachmaliger Bürgermeister der Stadt und begeisterter Alpinist, hatte schon im Jahr darauf, am 13./14. 8. 1883, bei prachtvollem Wetter eine Ersteigung des Ortlers von Sulden aus durchgeführt und sich anschließend über die vorzügliche Pflege und Betreuung im Hotel Post, Sulden, lobend ausge-



Sepp Huber (1871–1952)

Krenmayr

sprochen. Auch Frau Hermine Groß war mit von der Partie. Obwohl die junge Sektion sogleich ein reges Vereinsleben aufnahm, in dem insbesondere Vorträge dominierten und man bald Welser Alpinisten in den Ost- und Westalpen antreffen konnte, blieb die Mitgliederzahl in den ersten zwei Jahrzehnten bescheiden. Das mag einerseits in der großen Entfernung zu den damaligen „Alpinzentren“, andererseits in der sozialen Zusammensetzung der Mitglieder begründet gewesen sein. War es doch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts nur den einigermaßen wohlhabenden Bevölkerungsschichten möglich, „Alpinistik“, die damals durchaus expeditionsmäßigen Charakter hatte, zu betreiben. Was heute eine Fahrt in den Kaukasus oder Karakorum bedeutet, war damals eine solche in die Westalpen. Eine Betrachtung der Mitgliederlisten unserer Sektion in den Jahren 1880–1910 ergibt, daß die Anhängerschaft zu mehr als 90 Prozent aus Beamten und Kaufleuten bestand. Von einem Durchbruch des

alpinistischen Gedankens konnte also um die Jahrhundertwende zumindest in Wels nicht die Rede sein.

Dies änderte sich erst, als ein junger Mann zur Sektion Wels stieß, dessen Herkunft und Bildungsgang von dem der bisherigen Mitglieder des Vereines völlig verschieden war.

Sepp Huber wurde am 21. 12. 1871 in der alten Römerstadt Enns an der Grenze von Ober- und Niederösterreich als Sohn armer Eltern geboren. Nach deren frühen Tod mußte sich der Elfjährige sein Fortkommen als Pflegekind bei Bauern selbst suchen. Wer in die damaligen Zeitgewohnheiten Einblick hat, kann ermessen, was dies für den jungen Sepp Huber bedeutet hat. Doch schon jetzt schlug der aufgeweckte Bub allen Umwelttheorien ein Schnippchen. Er wurde nicht Bauernknecht, wie zu erwarten war, sondern lernte und lernte in seiner Freizeit, besuchte Kurse und erreichte schließlich die Aufnahme in den Staatsdienst. Er wurde Finanzbeamter. Als solcher wurde er – wie dies damals üblich war – viel versetzt, was das Gute hatte, daß er unser „Landl“ Oberösterreich in allen Winkeln kennen und auch lieben lernte. Schon damals bemühte sich der junge Beamte, auf weiten Wanderungen die nähere und weitere Umgebung seiner verschiedenen Dienstorte kennenzulernen. Von Kirchdorf aus erwanderte er sich im Juli 1896 zusammen mit Berufskollegen die Gradalm und die Bernerau, stieg auf den Sperring im Sengengebirge, die Falkenmauer und Kremsmauer und den Pfannstein. Es war schon damals charakteristisch für Sepp Huber, daß er – obwohl der geborene Hochalpinist – niemals bescheidene Gipfel und Wanderungen verschmähte, und man gewinnt bei seinen Fahrtenschilderungen den Eindruck, daß es ihm in erster Linie auf das Erlebnis der Natur und erst in zweiter Linie auf die erreichten Höhenmeter ankam.

Nach seiner Versetzung nach Bad Ischl, der alten Kaiserstadt, am 17. 10. 1898, ersteigt er 1899 den Jainzen, das Hütteneck, die Katrin, Hohe Schrott, Ziemitz, den Schafberg, Plassen und Sandling. 1900 geht's auf die Rettenbach- und Blaa-Alm, den Leonsberg, Predigstuhl, Wildenkogel, Donnerkogel, Dachstein. Am 20. 8. 1900 kommt er erstmals in sein späteres Arbeitsgebiet, das Hetzautal, und von hier auf den Edlerkogel, den nördlichen Eckpfeiler des Hetzaukammes. Auch eine Fahrt auf den Großen Priel war geplant, scheiterte aber an

dem Einspruch der Forstverwaltung, die ihn allerdings zu einer Nächtigung in einem Jagdhaus einlud.

Schon im folgenden Jahr finden wir Huber am Grünauer Kasberg, er kletterte im Adlerhorst, machte Wanderungen in den Vorbergen, im Höllengebirge und schließlich stieg er auf Elfer und Zwölfer im Toten Gebirge. Eine Einberufung zur Ableistung einer Waffenübung von Juni bis Juli 1902 bei den Tiroler Landesschützen in Imst gab ihm erstmals Gelegenheit, Tiroler Berge kennenzulernen. Im gleichen Jahr machte er mit E. Richter, Salzburg, den Windlegergrat am Torstein, weiters Watzmann, Wiesbachhorn und Schönfeldspitze und war mit Barth am Stüdlgrat. Noch etwas Wichtiges tat sich in diesem Jahr: Der anscheinend nur von den Bergen besessene Sepp Huber lernte seine erste Frau kennen. In seinem Tourenbuch ist darüber nett vermerkt: „In diesem Jahr hatte ich wenig Zeit für die Berge“.

Vom 18. bis 22. 10. 1904 war Sepp Huber mit seiner jungen Frau auf Hochzeitsreise in Wien. Zugleich erfolgte seine Versetzung nach Weizenkirchen, wo es, wie er selbst schreibt, mit Bergtouren so ziemlich aus war. Es ist wieder charakteristisch für ihn, daß er anstatt zu klagen sich die Umgebung erwanderte. Der Mayrhoferberg mit seiner Aussicht über fast ganz Oberösterreich, St. Agatha mit dem Fadingerhof, Peuerbach, der uralte Markt, waren das Ziel von Ausflügen mit seiner jungen Frau. In der Folge traf Sepp Huber der schwerste Schicksalsschlag in seinem bisherigen Leben. Er verlor bei der Geburt seines ersten und einzigen Sohnes die Frau. Wie er darüber hinweggekommen ist, sagt er in seinem Tagebuch nicht. Es ist weiter voll von Bergen, von Fahrten und Plänen.

Früher schon war Sepp Huber, 1900, Mitglied der Sektion Gmunden des Österreichischen Touristenklubs geworden und errang sich dort durch seine Kletterfahrten und fesselnden Vorträge bald allgemeine Achtung und Anerkennung. Von einer Besteigung des Adlerhorstes, der Kletterschule der Gmundner, schreibt er in seinen Erinnerungen: „Urplötzlich wie der Gedanke als solcher überhaupt kam die Empfindung über mich, daß es auf der Spitze des Adlerhorstes herrlich schön sein müßte. Ehe ich noch diesen Gedanken so recht zu Ende gebracht, befand ich mich schon auf den schwankenden Dampfer, auf den Wellen des herrlichen



Traunsees, den reizvollen Gefilden unserer Alpen, den herrlichen, wettergebleichten Felsriesen, welche da im wildzackigen Kranze aufragen, entgegenlind.“

1907 führte Sepp Huber sein Beruf zum zweitenmal nach Tirol, und zwar auf einen Fortbildungskurs für Zollbeamte in Innsbruck. Er nahm auch diesen Aufenthalt sofort zum Anlaß, sich in der Gegend umzusehen. Die Frau Hitt wurde erstiegen, die Martinswand, der Patscherkofel und auch auf die Arzlcr Scharte kam Sepp Huber. Wie er selbst schreibt, habe er jede freie Minute dazu benutzt, die „Umgebung“ – wie er es nannte – kennenzulernen. Inzwischen war Sepp Huber 1906 von Gmunden nach Wels übersiedelt. Diese Stadt sollte dann auch mit kurzen Unterbrechungen sein Domizil für immer werden. 1908 wurde er Mitglied der Sektion Wels des Österreichischen Alpenvereines und übernahm zugleich das wichtige Amt des Schriftführers. Der damalige langjährige Vorstand und Mitbegründer der Sektion, Kaufmann Franz Holter, konnte noch nicht ahnen, daß er in seinem neuen Schriftführer den Helfer erhalten hatte, der dereinst der Erschließer des nördlichen Toten Gebirges und Baumeister der Sektion werden sollte. Sepp Huber ging an die Arbeit. Das bedeutete für ihn allemal, er ging in die Berge. Noch 1908 erstieg er den Zwillingkogel, Zehnerkogel, das Rotgschirr, die Spitzmauer und machte die Dirndlüberschreitung im Dachsteingebiet. Im August ist er in der Schweiz zu finden, wo er Matterhorn, Breithorn sowie zahlreiche weitere Gipfel ersteigt. 1909 macht Sepp Huber anlässlich eines Kurses in Wien- und das ist wieder für ihn bezeichnend – ausgedehnte Wanderungen im Wienerwald. Nach seiner Rückkehr von Wien lag seine Versetzung nach Maria Hilf bei Passau vor. Er übersiedelte kurzfristig nach Schärding am Inn, in dessen Nähe sein Dienstort lag. Er hatte nun als Abteilungschef wenig Zeit für seine Berge, fand aber trotzdem Gelegenheit zu ausgedehnten Wanderungen im Bayrischen Wald und erstieg sogar den Arber.

Die entscheidende Wende in Sepp Hubers Leben brachte aber dann das Jahr 1912. Er fand in Anna Aufreither, deren Eltern in Wels zuerst in der Ringstraße dann in der Bäckergasse ein Ledergeschäft betrieben, die Frau seines Lebens. Auch der Vater von Anna Aufreither war begeisterter Bergsteiger und natürlich hatte er auch die Tochter in diesem Sinne erzogen. Durch

seine Verchelichung und durch den Aufbau eines Sportartikelgeschäftes im Rahmen der Lederhandlung seiner Schwiegereltern wurde Sepp Huber in die Lage versetzt, den Staatsdienst mit seinen ewigen Versetzungen zu quittieren und sich ganz seiner Berufung zuzuwenden. Dabei spielte natürlich das einschlägige Sportartikelgeschäft eine große Rolle. Sepp Hubers Frau Anna wurde ihm nicht nur Lebens- und Bergkameradin im wahrsten Sinne des Wortes, sondern unterstützte und entlastete ihren Gatten in der Führung des Geschäftes, wo sie nur konnte. Nur so war es Sepp Huber überhaupt möglich, die Zeit zur Realisierung seiner Pläne zu finden. Diese umfaßten wohl schon damals die Erschließung des gesamten späteren Arbeitsgebietes der Sektion Wels von den Vorbergen im Norden des Toten Gebirges über den mächtigen Almseekamm und der zentralen Hochfläche bis hinunter zum Grundlsee.

Von persönlichen finanziellen Sorgen weitgehend befreit ging Sepp Huber an die Arbeit und wurde binnen kurzem zur Seele der Sektion. Auf dem Umweg über Aussee und Grundlsee war er über die zentrale Hochfläche gewandert und hatte, vom Schneetal und Fleischbank-sattel kommend, den Gipfel des Großen Priel erreicht. Was Wunder, wenn ihn der Gedanke nicht mehr losließ, die Anstiege durch Schaffung von Wegen zu sichern und zu verkürzen. Ein normaler Sterblicher mußte ja, wollte er von Wels aus auf den Großen Priel, entweder den Umweg über Hinterstoder oder gar über Bad Aussee-Grundlsee nehmen. Richtigerweise setzte Sepp Huber an zwei Stellen an: Der Weg in der inneren Hetzau, einem Seitental des Almtales zum Großen Priel, mußte geplant und gebaut werden. Der zweite Aufstieg über die Nordflanke, nämlich über die Grieskarscharte, war wohl schon einmal von der steirischen Seite her in Angriff genommen worden, aber weit davon entfernt, einen praktikablen und auch von der Forstverwaltung gebilligten Aufstieg zu gewährleisten.

Am 3. 6. 1903 hatten von der Sektion Wels die Herren Holter, Langer, Straberger und Urbann eine erste Begchung des Grieskares zum Zweck der Errichtung einer Weganlage, vom Seehaus am Almsee beginnend, durchgeführt. Die Aufsicht über den durch Förster Straßer ausgeführten Wegebau übernahmen von der Sektion Wels die Herren Aufreither, Holter, Konrad, Kornpointner, Langer und Urbann. Der Er-

stellungspreis betrug 800 Kronen. Es wurde dabei Förster Straßer, der den Bau übernommen hatte, vorgeschrieben, daß der Weg mindestens 6 m breit sein müsse und eine Neigung von höchstens 30 Grad nicht überschreiten dürfe. Ein Zeichen für die Genauigkeit der damaligen „Ausschreibung“. Beim Bau wurde im unteren Teil von der früher schon vom Touristenklub Grundn bezeichneten Route fast gänzlich abgegangen, während diese im oberen Teil im großen und ganzen beibehalten wurde. Am 28. 6. 1903 wurden die Markierungstafeln angebracht und im folgenden Jahr, am 21. 6. 1904 wurde der Grieskarsteig feierlich der Benützung übergeben. Doch scheint der Weg, auch „Welser Steig“ genannt, an verschiedenen Mängeln gelitten zu haben oder zumindest in der Folge reparaturbedürftig geworden zu sein, denn in einer späteren Hauptversammlung der Sektion Wels wurde der Beschluß gefaßt, den Grieskarweg herzustellen und neu zu markieren. Hiezu mußten, da ja eine förmliche Bewilligung seitens der Forstverwaltungen nie eingeholt worden war, mit diesen, nämlich der Forstverwaltung des Stiftes Kremsmünster und der Cumberland'schen Forstverwaltung, Besprechungen durchgeführt und die entsprechenden Vereinbarungen abgeschlossen werden. Nach Begehung und neuerlicher Aussteckung des Weges haben dann italichische Wegarbeiter unter Aufsicht des Försters Straßer den Weg hergestellt, worauf durch Herrn Hansbauer (Markierungswart der Sektion Wels) die Neumarkierung durchgeführt wurde.

So gab es nun endlich einen sicheren Durchstieg von der Nordseite auf das Hochplateau und über die Elmgrube nach Grundlsee. Einer der ersten begeisterten Befürworter der Errichtung des Grieskarweges war Ernst Urbann von der Sektion Wels, der auch tatkräftig mitarbeitete und dem zum Dank das Ausstiegsband über einem Wändl „Ernst-Urbann-Band“ benannt wurde.

Doch andere zum Teil wohl wichtigere Probleme harrten nach wie vor der Lösung. So der Durchstieg von der Hetzau auf den Fleischbanksattel und damit auf den Großen Priel von Norden. Sepp Huber selbst schreibt in der ihm eigenen Bescheidenheit:

„Durch die Mitglieder der alpinen Gesellschaft D'Almtaler, Wels, die durchwegs der Sektion angehörten, wurden wertvolle Mitarbeiter gefunden, die sich langsam in den Sektionsaus-

schuß einreihen und kein Mittel unversucht ließen, das Almtal und insbesondere die Nordseite des Toten Gebirges und vor allem des Großen Priel zu erschließen.“

Sepp Huber war, wie schon erwähnt, bereits 1900 zum erstenmal in der Hetzau. Er wollte damals von Norden auf den Großen Priel, wurde aber zurückgewiesen und bestieg, als Ersatz sozusagen, den Edlerkogel (Fäustling im Volksmund). Doch auch dies trug ihm einen Verweis der Forstverwaltung ein. Dies sei nur zum Beweis der Schwierigkeiten angeführt, die sich Sepp Huber bei seinen Plänen entgegenstellten. Es waren daher jahrelange Verhandlungen mit den Forstverwaltungen erforderlich, für die allerdings Sepp Huber außerordentliches Geschick und unerschöpfliche Geduld aufbrachte. Wer ihn sah, klein und eher schwächling von Statur, ahnte meist nicht, welch starker Wille und welche Zähigkeit verbunden mit überlegener Verhandlungsführung ihn auszeichneten. Hier sei eine kleine bezeichnende Episode angeführt. Sepp Huber, dessen Führer durch das Tote Gebirge (Artaria-Verlag Wien 1927) schon bekannt war, wurde auf dem ihm zu Ehren „Sepp-Huber-Steig“ benannten Durchstieg durch die Röll von einem Landfremden mit den Worten attackiert: „Diesen Sepp Huber wenn ich hier hätte – er schreibt unschwieriger Weg“. Sepp Huber in seiner trockenen Art gab ihm zurück: „So, ich bin der Sepp Huber.“ Worauf der Fremde meinte: „Ach was, Sie kleines Männchen wollen Sepp Huber sein.“

Erst im August 1908 war es dann Sepp Huber vergönnt, das erste Mal durch die Hetzau und die Nordseite über den Fleischbanksattel den Großen Priel zu ersteigen. 1913 wurden die Verhandlungen über die Markierung des Prielweges erfolgreich beendet und dieser Weg erstmals vom Jagdhaus in der Hetzau, dem späteren Almtalerhaus, bis zum Fleischbanksattel markiert. Am 13. 9. 1920 wurde zwischen der Sektion Wels des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines und dem Stift Kremsmünster ein Servituts- und Bestandsvertrag abgeschlossen. Er lautet: „Die Stiftsverwaltung des Benediktinerstiftes Kremsmünster räumt der Sektion Wels des Deutsch-Österreichischen Alpenvereines die Dienstbarkeit des Gehweges, der auf dem stiftlichen, produktiven Gebiete die Breite von einem Meter nicht übersteigen darf, zum obgenannten Hüttenplatz und von dort zur Spitze des Großen Prieles auf dem bereits

markierten Wege, soweit es sich um das grundbücherliche Eigentum des Stiftes Kremsmünster handelt, dergestalt ein, daß der Sektion Wels des Deutsch-Osterreichischen Alpenvereines der Zugang zur Schutzhütte von den Gründen des Stiftes Kremsmünster im Hetzautal zur Schutzhütte und von dort zur Spitze des Priel auf dem heute bereits bestehenden Wege zusteht.“ Sepp Huber mag wohl ein Gefühl tiefer Befriedigung beseelt haben, nachdem nun für alle Zeit der Zugang zum Großen Priel von Norden her gesichert war. Dies war neben der Großzügigkeit und dem echten Verständnis für die damals anstehenden Probleme durch das Stift Kremsmünster und die Baron Hering'sche Forstverwaltung ausschließlich den jahrelangen Bemühungen Sepp Hubers zu verdanken.

Es geschah aber noch mehr. Baron Hering-Frankendorf ließ die Weganlage bis auf eine Höhe von 1500 m auf seine Kosten errichten und überließ außerdem eine kleine Holzknechtshütte der Sektion, welche auf einem vereinbarten Platz in der inneren Hetzau aufgestellt werden durfte. Auch das dem Zeitgeist immer aufgeschlossene Stift Kremsmünster gab seine Zustimmung und behielt sich nur die Schonung der Jagdinteressen vor. Im schicksalsschweren Jahr 1914 begannen erprobte Wegarbeiter aus Krain mit den Arbeiten, mußten aber bald den Spaten mit dem Gewehr vertauschen. Wie so vieles andere mußte auch der Wegbau zurückgestellt werden. Aber schon zuvor, anlässlich einer Begehung der Prielweg-Trasse glaubte Sepp Huber, den Platz für eine geplante Schutzhütte als Zwischenstation für die Ersteigung des Großen Priel bei den Teicheln unter dessen Nordwänden gefunden zu haben.

Nach Kriegsende, 1919, nahm Sepp Huber die Verhandlungen über die Errichtung einer Schutzhütte an der Nordseite des Großen Priel mit gewohnter Tatkraft wieder auf. Am 25. 3. 1919 wurden die Verhandlungen darüber mit der Baron Hering'schen Forstverwaltung zufriedenstellend abgeschlossen. Auch das Stift Kremsmünster als Eigentümerin allen Grundes oberhalb der Baumgrenze bis zum Großen Priel gab seine Zustimmung und stellte das zu wählende Grundstück zum Hüttenbau zur Verfügung. Bei einer letzten Begehung durch Sepp Huber und Seemann erwies sich der bereits 1913 ins Auge gefaßte Platz bei den Teicheln (kleinen Wasseransammlungen nahe einer Quelle) als der geeignetste. Die Arbeiten konnten beginnen.

Da ergaben sich innerhalb der Sektion noch Meinungsverschiedenheiten. Die Gruppe der Befürworter des Grieskarsteiges, des ersten Weges der Sektion vom Almtal auf die Hochfläche und nach Grundlsee meinte, nun würde dieser erste unter großen Opfern geschaffene Übergang vernachlässigt werden. Die zuständige Jagdleitung aber war der Ansicht, mit der Schwerpunktverlegung der Tätigkeit der Sektion auf das Prielgebiet könne der Grieskarweg wieder aufgelassen werden. Es bedurfte der ganzen Überredungskunst Sepp Hubers, die Kritiker in den eigenen Reihen zu überzeugen und die Bedenken der Forstverwaltung zu zerstreuen, daß vom Standpunkt des Tourismus aus beide Wege notwendig wären.

Nach Beseitigung auch dieser Hürden konnte dann mit der Errichtung der – wenn man die alte, vorhin erwähnte Holzknechtshütte als erste Welser Hütte zählt – zweiten Welser Hütte begonnen werden.

Das Stift Kremsmünster hatte zum Bau großzügigerweise das Holz gespendet und es wurden im sogenannten „Ackerwaldl“ die erforderlichen Bäume geschlägert. Mit Feuereifer beteiligten sich daran neben Sepp Huber und anderen fleißigen Helfern die Herren Wiesinger, Naderhirn, Seemann, Moser und Rettenbacher. Eine am oberen Ende des großen Schuttfeldes gelegene Felshöhle wurde als „Sepp-Huber-Hotel“ ein Unterschlupf für die Arbeitspartien bei Schlechtwetter. Auch der Anfang des Jahres 1920 stand noch ganz im Zeichen der Vorarbeiten. Dann aber, zu Beginn der guten Jahreszeit stand alles bereit. Jetzt wurde dank zahlreicher freiwilliger Helfer, die Sepp Huber zu mobilisieren verstand, in unglaublich kurzer Zeit die Schutzhütte bei den Teicheln fertiggestellt. Die Einweihungsfest am 11. August 1920 stand wie das spätere Schicksal der Hütte unter keinem guten Stern. Das Wetter war derart schlecht, daß sich nur wenige Teilnehmer durchkämpften. Immerhin konnte Pater Oddo Binderberger vom Stift Kremsmünster im Beisein Sepp Hubers und der Herren Dr. Schmotzer, Seemann, Spießberger, Wiesinger und Straßer jun. die Bergmesse zelebrieren und die Weihe der Hütte vornehmen.

Was Planfassung und Hüttenbau unter den Nordwänden des Priel für die Alpinistik bedeuteten, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß außer dieser Hütte in der gesamten zentralen Prielgruppe erst zwei Hütten den

Alpinisten zur Verfügung standen: Das Priel-schutzhaus des Österreichischen Touristenvereines, Sektion Linz, an der Ostseite des Priel, und die Loserhütte der Sektion Bad Aussee im äußersten Westen des Gebietes. Nunmehr war auch im zentralen Teil ein fester Stützpunkt entstanden, der einseits die Berge um den Großen Priel wie Kreuz, Zwillingkogel, Schermberg, Almtalerköpfl und in weiterer Folge auch Temel- und Feuertalberg sowie das Rotgschirr für die Bergsteiger erreichbar machte, andererseits den zweiten so wichtigen Täler verbindenden Übergang vom Alm- bzw. Lietzautal ins Stoder-tal und über den Ausseer Weg auch ins Ausseer Land erschloß.

Doch Sepp Huber gönnte sich keine Ruhe. Noch im gleichen Jahr erfuhr er, daß das Jagdhaus im Hetzautal, in dem er 1901, anlässlich seiner mißglückten Prielfahrt, schon einmal genächtigt hatte, zu pachten sei. Er griff sofort zu. Die Verhandlungen konnten am 5. 1. 1921 mit einem Vertrag abgeschlossen werden. Demnach sollte die Pacht auf zehn Jahre lauten mit der Klausel, daß sie automatisch solange weiterlaufe, als Baron Hering die Jagd vom Stift Kremsmünster gepachtet habe. Unter anderem mußte hierfür die als Stützpunkt seinerzeit eingerichtete Holzknechtshütte in der inneren Hetzau (1. Welser Hütte) aufgelassen werden, was umso leichteren Herzens geschehen konnte, da ja nun gleich zwei Hütten, das „Almtalerhaus“ benannte Jagdhaus und die Welser Hütte am Großen Priel als Stützpunkte bereitstanden.

Der Vollständigkeit halber ist anzuführen, daß die zweite Welser Hütte „Bei den Teicheln“ keinen langen Bestand hatte. Die Hütte wurde im Winter 1922/23 das Opfer einer Lawine. Doch lassen wir Sepp Huber selbst sprechen: „Wer beschreibt unser Gefühl, als in den ersten Märztagen 1923 Jäger Zauner von Grünau, der selbst am Bau viele Tage mitgearbeitet hatte, meldete, daß er mit dem Fernglas nach der Welser Hütte gesehen habe und glaube, diese sei von einer Lawine zerstört worden. Er hatte leider recht. In unzählige Trümmer zersplittert lag unser Werk, für das jeder einzelne seine ganze Kraft gegeben, vernichtet in einer ungeheuren Lawinenmasse. So mancher von uns stand mit feuchten Augen vor dem trostlosen Bilde, wo soviel deutsche Kraft und Opferwilligkeit, Begeisterung und Idealismus begraben lag.“ Fürwahr, manch einer hätte bei soviel Unglück den Mut sinken lassen! Doch nicht Sepp Huber.

Er berief eine außerordentliche Hauptversammlung ein und auf ihr wurde über seinen Antrag der Neubau noch im gleichen Jahr beschlossen. Man kann sagen, ein Sturm von Arbeitseifer und Opferwillen setzte nicht nur in Bergsteigerkreisen, sondern in allen Schichten der Bevölkerung ein. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, alle Mitarbeiter anzuführen. Kurz, Bergsteiger, Turner und das österreichische Bundesheer mit zahlreichen Helfern brachten das Wunder zuwege. Schon am 18. 8. 1923 konnte die neue an lawinensicherer Stelle erbaute dritte Welser Hütte ihrer Bestimmung übergeben werden. Die Hütte wurde noch von Sepp Huber 1930 durch einen Rohbau erweitert und diente den Bergsteigern, bis sie in den Jahren 1969-71 einem größeren Neubau weichen mußte.

Noch aber fehlte der dritte, von der Natur vorgezeichnete große Übergang aus dem Almtal auf die Hochfläche und ins Steirerland: Die Röll. Dies wurde der Sektion Wels immer schmerzlicher bewußt, da inzwischen 1920 auch der Ausseer Weg von Gößl am Grundlsee bis zum Fleischbanksattel von der Sektion Bad Aussee zur Betreuung übernommen wurde. Sepp Huber hatte die Verhandlungen geführt und so nebenbei auch die sogenannte „Elmgrubenhütte“ von der Sektion Linz übernommen. Zu ihr führte ja schon der direkte Aufstieg vom Almtal über die Grieksarscharte, das Steirerkar und den Abblasbühel.

Der Königsgedanke Sepp Hubers und sein Lieblingswunsch war es schon lange, die Erschließung des Toten Gebirges von Norden durch die Erbauung eines dritten, von der Natur schon vorgezeichneten Weges, nämlich über den Röllsattel, zu vollenden. Die Röll ist ein uralter, den Einheimischen schon lang bekannter Übergang zwischen Oberösterreich im Norden und der Steiermark im Süden, ähnlich wie das Salzsteigjoch im Osten der Prielgruppe.

In den Jahresversammlungen der Sektion Wels hatte Sepp Huber immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß der Weg über den Röllsattel auf die Hochfläche als die kürzeste Verbindung gebaut werden müsse. Er hatte ihn schon einmal, und zwar am 21. 5. 1904, mit Freund Rosner begangen. Seine Bemühungen scheiterten aber nicht zuletzt immer daran, daß die Kleingläubigen in der eigenen Sektion ins Treffen führten, eine Bewilligung zur Markierung und schon gar nicht zur Erbauung eines derartigen Weges würde von der Forstverwal-

tung ohnehin nie erteilt werden. Doch für Sepp Huber waren bürokratische Hindernisse eher ein Ansporn und nie zweifelte er, sie überwinden zu können. Nun, im Jahre 1919, war infolge der eingetretenen politischen Veränderungen die Situation günstiger geworden. Sepp Huber erreichte in zähen Verhandlungen mit Forstmeister Hennings der Herzog Cumberland-schen Forstverwaltung am 24. 2. 1919 die Zustimmung zur Errichtung des Weges über den Röllsattel. Im Sommer darauf, am 22. Juli 1920 führte Sepp Huber mit den Herren Pumberger und Naderhirn und einem Jäger der Forstverwaltung die erste touristische Begehung des Weges durch. Hierbei wurde die Trasse ausgedaubt und Latschengassen ausgeschnitten, wo es notwendig war. Von der Abzweigung vom Grieskarsteig bei der tausendjährigen Eibe bis zum Ausseer Weg beim Geiernest benötigen sie nur 2¼ Stunden. Jedenfalls erkannte Sepp Huber bald, daß dieser Weg ohne Sprengungen und Seilsicherungen nicht zur Benützung freigegeben werden konnte. Kurz darauf erkundete Sepp Huber auch das Gebiet zwischen Röllsattel und Grieskar. Bei dieser Gelegenheit erstieg er – wohl auch touristisch erstmalig – Neuner, Zehner und Elfer (der Almtaler Sonnenuhr) und kehrte über den Grieskarsteig wieder zurück.

Im Sommer 1921 wurde dann der unangenehmste Teil der Anlage bei den Grundmauern durch Sprengungen gangbar gemacht und mit Drahtseilen gesichert. 1922 wurden die oberen Partien gesichert und man konnte die Erschließung des Überganges vom Almtal über den Röllsattel ins Steirerland als abgeschlossen ansehen.

In einer schnell einberufenen Ausschußsitzung wurde dann – als Sepp Huber einmal gerade bei Wegarbeiten in der Röll weilte – in Anerkennung seiner Verdienste um das Zustandekommen des Werkes der Röllsteig, wie er bisher genannt wurde, in „Sepp-Huber-Steig“ umgetauft. Diesen Namen hat er bis heute behalten und so wird er auch nach dem Willen der Sektion für immer heißen.

Von der Zackenreihe der Seemauern über den Röllberg und die Gipfel der Almtaler Sonnenuhr bis zum Zwölfer umstehen die Röll auf engem Raum mehr als ein Dutzend lockender Felsriesen und bieten für jeden Bergsteiger das Gesuchte. So manche Wand und so mancher Turm harret in dieser Runde auch heute noch der Bezwingung.

Korrespondierend mit der Erschließung des Ge-

bietes ging natürlich auch die Erschließung der gewaltigen Nordwände insbesondere des Großen Priel und des Schermberges. Auch hier war Sepp Huber mit an erster Stelle. Es seien hier nur seine Erstbegehung des Priel-Nordwestgrates, oberer Teil mit Dr. Kätzer, 1914, unterer Teil mit L. Aufreither, 1919, der Priel-Nordwand mit F. Weinzierl, 1919, und der Schermberg-Nordwand, Welser Weg, mit K. Edlinger, 1920, angeführt. Es würde zu weit führen, hier alle touristischen Erstlingsfahrten Sepp Hubers im Toten Gebirge aufzuzeigen, nur eines sei stellvertretend für seinen Pioniergeist angeführt: die Überschreitung der östlichen Randberge der Prielgruppe von Grünau im Almtal bis zu den Ödernalmen und über den Lawinenstein nach Mitterndorf im September 1906.

Vorhin wurde schon einmal erwähnt, daß die Sektion Wels, die Elmgrubenhütte (benannt nach den Elmgruben oberhalb der Lahngangseen) 1920 von der Sektion Linz mit allem Inventar und der Verpflichtung übernommen hatte, auf einer ebenfalls von der Sektion Linz käuflich erworbenen Grundparzelle in der Gegend des Elmsees bis zum Jahre 1923 eine Schutzhütte zu errichten. Die Elmgrubenhütte war vor allem Jagdhütte und so standen lediglich zwei kleine Räume mit ca. 26 m<sup>2</sup> zur Verfügung. Da die Sektion von der Jagdherrschaft ohnehin in der Hütte nur geduldet war, konnte an ein weiteres Verbleiben nicht mehr gedacht werden. Wenn man bedenkt, daß damals zwischen dem Priel-schutzhaus und der Loserhütte keine Unterkunftsmöglichkeit außer der völlig unzulänglichen Elmgrubenhütte bestand, kommt man von selbst zum Schluß der Dringlichkeit der Hüttenbaupläne. Sepp Huber war sicher der letzte, der diese aufgeschoben hätte. Das Lawinenunglück am Großen Priel mit der Vernichtung der Welser Hütte und die Notwendigkeit, diese noch 1923 wieder aufzubauen, machte die Hüttenbaupläne beim Elmsee im selben Jahr unmöglich.

Mit der schon vorhin erwähnten Übernahme des Ausseer Weges vom Grundlsee bis zum Fleischbanksattel durch die Sektion Wels und durch die Erbauung der drei großen Übergänge aus dem Almtal nach Steiermark, den Prielweg, den Sepp-Huber-Steig und den Grieskarweg, die alle in ersteren einmünden, schälte sich erstmals der Umriss des zukünftigen Arbeitsgebietes der Sektion Wels heraus. Es ging nun darum, die Begehung der Wege auf der zentralen Hochfläche durch Erbauung eines geeigneten Stütz-

punktes zu erleichtern. Für die Wahl des Hüttenstandortes war in erster Linie das Zusammenreffen des „Sepp-Huber-Steiges“ mit dem Ausseer Weg und das Vorhandensein einer auch in den trockensten Sommern immer Wasser spendenden Quelle maßgebend. Nun lag aber die mit Kaufvertrag vom 21. 3. 1921 von der Sektion Linz erworbene Grundparzelle Nr. 2166/3 der KG Grundsee wohl an einem hinsichtlich Aussicht günstigen Ort, es fehlte aber an Wasser. Der Grund lag ungefähr an der Stelle, wo jetzt eine Tafel „Emils Tränenhügel“ angebracht ist. Da eine Hütte ohne Wasserversorgung aber undenkbar ist, mußte ein anderer Bauplatz ausfindig gemacht und erworben werden. Sepp Huber erkundigte sich dieserhalb bei den Einheimischen und als ihm der das Revier betreuende Jäger sagte, die Quelle am Rauhen Elm oberhalb des jetzigen Standplatzes der Pühringerhütte gebe immer Wasser, stand es für Sepp Huber fest, daß in ihrer Nähe der Bau entstehen mußte. Es gelang ihm auch in zähen Verhandlungen, den Bauplatz für die Hütte mit dem Tauschvertrag vom 11. 5. 1925 gegen den Grund bei „Emils Tränenhügel“ zu erwerben. Der Tauschvertrag wurde in der Elmgrubenhütte abgeschlossen. So konnte dann im Frühjahr 1924 mit dem Hüttenbau begonnen werden. Schon vorher war von der Fa. Froesch & Holetz, Bad Aussee, ein geeigneter und vom Ausschuß der Sektion zur Ausführung bestimmter Bauplan ausgearbeitet worden. Dieser Plan lag auch der von der Politischen Expositur in Bad Aussee mit 11. 6. 1924 erteilten Baubewilligung zugrunde. Vorerst sorgten die Alpenvereinsmitglieder der Sektion Wels, der Turnerbund, die christlich-deutschen Turner und das in Wels in Garnison stehende Militär für den Transport der Baumaterialien vom Kanzlermoos zur Elmgrube. Schließlich mußten auch einheimische Träger eingesetzt werden. Die bauausführende Firma Froesch & Holetz hatte mit großen wetterbedingten Schwierigkeiten zu kämpfen, z. B. konnten im August die Maurer im ganzen nur neun Tage arbeiten. Wenn es die Firma dennoch fertigbrachte, das Erdgeschoß noch im Herbst aufertig zu stellen, zeugt dies von der Leistungsfähigkeit der Baufirma und der Einsatzfreude der Arbeiter. So konnte Sepp Huber noch im Herbst 1924 das Erdgeschoß mit besonderem Dank an die Baufirma für die geleistete gute Arbeit der Benützung übergeben. Hierbei gedachte er der großen Leistungen aller, die zum Bau mitge-

holften, sei es durch die Tat oder durch Geldspenden, und hier nicht zuletzt des Hauptausschusses, der in richtiger Erkenntnis der Notwendigkeit eines bergsteigerischen Stützpunktes am Elmsee das Vorhaben nach Kräften gefördert hatte. Es muß hier besonders hervorgehoben werden, daß die damalige Forst- und Domänenverwaltung Grundsee unter ihrem verdienten Oberforstrat Dipl.-Ing. Fuxjäger in Erkennung der Zeitnotwendigkeiten den Bau der Schutzhütte stets gefördert hatte. Auch das österreichische Bundesheer war mit Arbeitspartien unter den Offizierstellvertretern Meisinger, Höller und Schobesberger zur Stelle und half wesentlich mit, das Baumaterial zur Hütte zu befördern.

Die Jahre darauf, 1925–1927, dienten der Fertigstellung der Schutzhütte, wieder unter der bewährten Mithilfe der Sektionsmitglieder und sonstigen Helfer aus Wels. Auf das Bundesheer mußte verzichtet werden, weil das Heeresministerium wegen der immer katastrophaler werdenden Arbeitslosigkeit die Verwendung von Militär nicht mehr gestattet hatte. Aufgrund der Fertigstellungsmeldung der Sektion wurde dann mit Bescheid vom 13. 8. 1925 der Politischen Expositur Bad Aussee die Benützungsbewilligung für den fertiggestellten Teil erteilt. Ein überaus wichtiger Stützpunkt auf der zentralen Hochfläche des Toten Gebirges am Schnittpunkt der wichtigsten talverbindenden Übergänge war geschaffen. Sepp Huber hebt in diesem Zusammenhang das gute Einvernehmen mit der einheimischen Bevölkerung, der Forstverwaltung Bad Aussee unter Oberforstrat Dipl.-Ing. Fuxjäger, dem Jagdpersonal, und selbstverständlich auch mit den Schwestersektionen Linz und Bad Aussee, die alle ihr Scherflein zum Gelingen des Werkes beigetragen hatten, besonders hervor. Die Arbeiten zur endgültigen Fertigstellung zogen sich aber bis zum Sommer 1927 hin.

Am 11. 9. 1927 konnte dann Sepp Huber die Ehrengäste auf der Hütte zur Feierstunde begrüßen. Es waren an die hundert Gäste erschienen. Pater Oddo Binderberger vom Stift Kremsmünster hatte es sich nicht nehmen lassen, auch dieses Schutzhaus der Sektion Wels zu weihen und dem Segen des Allmächtigen zu empfehlen.

Der große Gönner der Sektion, Mag. pharm. Ferdinand Pühringer, der allein durchs Leben gegangen war, hatte die Sektion zur Universalerbin eingesetzt. Nach seinem Tod im Jahre 1919

bildete das von ihm hinterlassene Vermögen den eisernen Grundstock zur Erbauung des Schutzhauses am Elmsee. Vom Geist der Dankbarkeit beseelt gab daher die Sektion dem Schutzhaus den Namen ihres großen Gönners, Ferdinand Pühringer. Sein Bild, von Alpenblumen umgeben, stand inmitten der Ehrenrunde anlässlich der Eröffnung. Sepp Huber führte tief bewegt aus: „Eine vom Herzen kommende Dankbarkeit ist es, die wir dir, lieber Freund Pühringer, heute abstatten wollen; solange es dankbare Menschen gibt, wird niemand an dem Namen dieses Denkmals rütteln. Immerfort soll dein Name mit diesem Werke als leuchtendes Beispiel deutscher Treue und Heimatliebe den Menschen vor Augen stehen.“

Dr. Wessely, der Vorstand der Sektion Linz, die das Bauvorhaben sehr gefördert hatte, überbrachte als Vertreter des Hauptausschusses dessen Grüße und hob die Wichtigkeit des neuen Bergsteigerstützpunktes besonders hervor.

1929 stellte Sepp Huber mit seinen Helfern die Wintermarkierung auf den schönsten Schiberg im Gebiet der neuen Schutzhütte, den Hochkogel und an dessen Nordflanke bis zum Wildgössl her. 13 schwere Markierungsstangen waren dazu erforderlich.

Neben seinen Aufgaben als Weg- und Hüttenbauer und als Hochalpinist in den Ost- und Westalpen blieb Sepp Huber immer der begeisterte Wanderer und Eröffner neuer Fahrtenmöglichkeiten insbesondere in dem ihm zur Bergheimat gewordenen Toten Gebirge. Es wird wohl außer Georg Geyer niemand gegeben haben, der diese Gebirgsgruppe so oft kreuz und quer durchwanderte und sich dabei eine so profunde Lokalkennntnis erwarb wie Sepp Huber. So machte er im Sommer 1945 die erste touristische Überschreitung der „Drei-Brüder-Kögel“, eines auch heute noch relativ unbekanntes und wild zerklüfteten Felskammes, der sich zwischen dem einsamen Widerkar und dem Kessel des romantischen Drei-Brüder-Sees in Nord-südrichtung erstreckt. Der gleiche Sepp Huber, den wir Jahr für Jahr auf den Hochgipfeln der Alpen und auf den Felshäuptern des Toten Gebirges antrafen, war aber gleichzeitig der Motor zur Erschließung der dem Toten Gebirge vorgelegerten Grünauer Alpen. Es sei hier auf die herrlichen Tageswanderungen vom Almtal nach Westen ins Trauntal und nach Osten ins Steyrtal hingewiesen.

Wie eingangs erwähnt, finden wir Sepp Huber

schon um die Jahrhundertwende zum erstenmal am Hausberg der Grünauer, dem Kasberg. Er schreibt von dieser Besteigung: „Es war im Jahre 1901 als mich der Bergwind der Almtalerberge zum erstenmal umwehte, daß ich zum erstenmal eine Ahnung bekam von der Schönheit des Almtales. Niemals hätte ich gedacht, daß diese Berge mich einmal ganz in Anspruch nehmen, daß sie mir Stunden reinsten Glückes schenken würden, die sich tief in meine Seele einprägten.“

Der Grünauer Kasberg und damit auch die Kasbergalm, aus der die heutige Sepp-Huber-Hütte entstand, haben eine lange Geschichte. Im Vorraum der Hütte ist eine Steintafel aus dem Jahre 1664 eingemauert, die besagt, daß der Kasberg von dem Bayernherzog Tassilo im Jahre 777 dem Stift Kremsmünster anlässlich seiner Gründung geschenkt und diese Schenkung von Karl dem Großen im Jahre 782 bestätigt wurde. In den kriegerischen Stürmen der folgenden Jahrhunderte kam das Gebiet des Kasbergs und des Almsees wiederholt in fremden Besitz, bis im Jahre 1624 Abt Anton vom Stift Kremsmünster diese Orte samt der Herrschaft Scharnstein durch Kauf endgültig zum Stifteigentum machte.

Die Almweiden des Kasberges mußten schon zur Zeit Herzog Tassilos von Viehherden belebt gewesen sein, denn im „Stiftsbrief von Kremsmünster“ wird über die Viehwirtschaft angeführt: „In den Weiden aber, die man insgesamt den Forst nennt, und in allen übrigen Triften, wozu sie immer einen Zugang finden, können sie ihr Vieh mit dem Unsrigen gemeinschaftlich weiden lassen, ohne daß ihnen Jemand etwas in den Weg legen wird.“ Die Kasberg-Schwaig stand ursprünglich auf dem sogenannten „Hausboden“. Sie wurde von Abt Erenbert II. von Kremsmünster mitsamt der dazugehörenden „Viehweid, genannt der ganze Kasberg“, den Bauern zu Schlag, Grünau i. Almtal, Abraham Steinmaurer, veräußert. Von dem Nachfahren des Abraham, dem „Bauer z'Schlag“, Florian Steinmaurer in Grünau, wurde sie schließlich von der Sektion Wels mit Kaufvertrag vom 1. August 1959 erworben. So kam das ehemalige Gut Herzog Tassilos von Bayern über das Stift Kremsmünster und das Geschlecht der Steinmaurer, in dessen Eigentum es über 260 Jahre stand, schließlich in den Besitz des Österreichischen Alpenvereines! Aber noch sind wir nicht so weit. Sepp Huber war der

Kasberg inzwischen ans Herz gewachsen. Jahr für Jahr stand er auf seinem Gipfel und sah hinüber ins Tote Gebirge, das sich im Süden prächtig entfaltet. Manch Plan mag bei solcher Betrachtung entstanden sein! Im Jahre 1908 erstieg Sepp Huber den Kasberg-Gipfel zum ersten Mal mit Schiern (seine Begleiter hatten Schneereifen) und fuhr auch vom Gipfel bis ins Tal ab. Er dürfte damit einer der ersten Schitouristen am Kasberg gewesen sein. Im Jahre 1930 verhandelte er erstmals mit dem „Bauer z'Schlag“, Josef Steinmaurer, und schloß mit diesem im gleichen Jahr noch einen Pachtvertrag über die Kasberg-Schwaig ab. Der Hauptauschuß des damaligen Deutschen und Österreichischen Alpenvereines erklärte sich mit der Pachtung der Kasberg-Schwaig durch die Sektion Wels einverstanden und gewährte zum Ausbau eine Beihilfe von S 3000,-, allerdings unter der Bedingung, daß die Rechte des Alpenvereines durch Einverleibung des Bestandsrechtes für 20 Jahre sowie des Vorkaufsrechtes grundbücherlich gesichert werden. Dies ist auch gesehen.

Der Zustand der Schwaig ließ für Schibergsteiger noch viele Wünsche offen. Zur richtigen Umgestaltung der Almhütte in ein „Schiheim“ der Sektion Wels wurde von Baron Hering in Grünau eine kleine Jagdhütte samt Inventar gekauft. Das Material wurde zum Ausbau der gepachteten Kasberg-Schwaig verwendet. 1934 war der Umbau vollendet. Vier kleine Zimmer mit je vier Betten standen nebst Nebenräumen vorläufig zur Verfügung. Die Hütte ist in der Folge mehrmals erweitert worden, bis sie 1949 unter dem Nachfolger Sepp Hubers in der Sektionsführung, Hofrat Dr. Karl Gusenleitner, zu einem stattlichen Schutzhaus ausgebaut wurde.

Sepp Huber hatte richtig erkannt, daß der Grünauer Kasberg der ideale Schiberg für die Welser ist. Er hatte nicht unrecht. Heute ist Grünau nicht zuletzt durch die erschließende Tätigkeit Sepp Hubers zu dem Wintersportzentrum an der Nordseite des Toten Gebirges geworden.

Mit der Erleichterung von Wanderungen und Schifahrten am Kasberg durch den geschaffenen Stützpunkt war die Erschließung der gesamten Nordseite des Toten Gebirges einschließlich der zentralen Hochfläche und der nördlichen Vorlagerungen im wesentlichen abgeschlossen.

So konnte Sepp Huber bei der Jahreshauptversammlung der Sektion Wels am 13. 12. 1932,

dem Jahr in dem die Sektion ihr fünfzigjähriges Wiegenfest feierte, mit Genugtuung darauf hinweisen, daß ein wichtiger Abschnitt in der Arbeit des Vereins abgeschlossen sei. Die Sektion habe sich – wie er in Selbstbescheidung ausführt – ein Arbeitsgebiet geschaffen, das zu den schönsten in unserem Heimatland Oberösterreich zählt. Vom grünhügeligen Voralpenland über die Waldberge der „solitudo“ bis hinauf über den Wall des Almseekammes auf die Felseneinöden der Hochfläche, und hier wieder vom Großen Priel im Osten bis zum Woising im Westen und sogar hinunter an die Gestade des Grundlacs in der Steiermark reicht das Arbeitsgebiet.

Sepp Huber rastete freilich auch in den folgenden Jahren nicht. Am riesigen Wegenetz der Sektion und an den vier Schutzhütten galt es immer wieder zu arbeiten und notwendige Reparaturen vorzunehmen, ganz abgesehen von der mühevollen Arbeit, die die Verwaltung all des Geschaffenen und die Führung der Sektion Wels mit sich brachte. In diesen Jahren vor dem großen Krieg fand Sepp Huber auch Zeit für Bergfahrten in die Ost- und Westalpen. Im Laufe seines Bergsteigerlebens erstieg Sepp Huber 31 Gipfel über 4000 m, 108 über 3000 m, 416 über 2000 m und 392 über 1000 m. Zweimal war er auf dem Berg der Berge, dem Matterhorn, zweimal auf dem Breithorn, dem Monte Rosa, und einmal auf dem Montblanc.

Insgesamt weit über 400 Tage hat er – ganz abgesehen von kleineren Arbeiten – bei der Erbauung bzw. beim Ausbau der vier Schutzhütten mitgearbeitet.

Sepp Huber war auch ein gewandter Vortragender. Eingangs wurde schon erwähnt, daß er 1904 anlässlich seiner Besteigung des Adlerhorstes in Gmunden einen vielbeachteten Vortrag hielt. Insgesamt waren es über 70 Vorträge, die meisten davon über seine Bergheimat, das Tote Gebirge.

Groß ist auch die Zahl seiner Beiträge in alpinen Zeitschriften und in der Tagespresse, in denen Sepp Huber für sein Totes Gebirge und im weiteren für den alpinistischen Gedanken geworben hat. Es darf an seinen Aufsatz in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines 1923 „Das Almtal und die Nordseite des Toten Gebirges“ hingewiesen werden, der in seinen herrlichen Naturschilderungen an Adalbert Stifter anknüpft, den er öfter zitiert. Auch Adalbert Stifter war ein Freund des Almtales, der den Almsee kannte und dessen



„Narrenburg“ die Ruine Scharnstein am Eingang des Tissenbachtals zum Vorbild hat. So konnte es nicht ausbleiben, daß Sepp Huber schon in den zwanziger Jahren vom Verlag Artaria, Wien, eingeladen wurde, einen Kletter- und Wanderführer über das Tote Gebirge einschließlich des Sengsen- und Höllengebirges und unter Ein-schluß der Vorberge, heute Grünauer Alpen genannt, zu schreiben. 1927 erschien der Führer im Artaria-Verlag, Wien, und war mit der zweiten Auflage (Verlag Leitner & Co., Wels, 1948) durch vierzig Jahre das beste vorhandene Führerwerk über das Tote Gebirge.

In den Kriegsjahren 1939 bis 1945 finden wir Sepp Huber zumeist im Almtal als umsichtigen Betreuer des Sektionsarbeitsgebietes. Gegen Ende des Krieges kam dann die bergsteigerische und auch die vereinsmäßige Tätigkeit immer mehr zum Erliegen. Viele der besten Mitglieder waren zu den Waffen gerufen, die anderen im Heimatdienst eingesetzt. Leider war für Sepp Huber das Kriegsende wohl noch schrecklicher als all das Vorhergegangene. Sein Alpenverein, seine Sektion, die er während eines langen Lebens mit viel Begeisterung und mühevoller Arbeit aufgebaut hatte, wurde verboten. Niemand kann ermessen, was in dem alternden, müde gewordenen Bergpionier vorgegangen sein mag! Er mag wohl auch wie der große Gönner der Sektion, Apotheker Ferdinand Pühringer, kurz vor seinem Tode gedacht haben: „Ich weine dieser Welt keine Träne nach.“ Aber es ließ ihm doch keine Ruhe. Er konnte nicht glauben, daß nun das Ende des großen Alpenvereines und damit auch seiner Sektion Wels gekommen sei.

Unter den Mitgliedern befand sich auch ein Arzt, der Leiter der Landes-Frauenklinik Wels, Hofrat Dr. Karl Gusenleitner. Bei diesem suchte Huber in seiner Not Hilfe. Dr. Gusenleitner, selbst Bergfreund, übernahm es auf Sepp Hubers Bitte, die in alle Winde zerstreuten und mit anderen Sorgen schwer belasteten Mitglieder allmählich zu sammeln und um den rechtlichen Bestand der Sektion zu kämpfen. Sepp Huber mit einigen wenigen alten Getreuen halfen, dem Gebot der Stunde entsprechend, in aller Stille mit. Der alte und der neue Vereinsführer wurden Freunde. Es muß für Sepp Huber in den letzten Jahren seines Lebens eine Genuß-tuung gewesen sein, den Wiederaufstieg noch miterleben und mitgestalten zu dürfen und zu sehen, wie nicht nur das Alte bewahrt, sondern auch Neues geschaffen wurde. Das

Almtal und die Gipfel des Toten Gebirges besuchte er nach wie vor. 1949 konnte er den zweiten Ausbau der Kasberg-Schwaig noch miterleben und mitgestalten. Hofrat Dr. Gusenleitner stattete anlässlich der Eröffnung der ausgebauten Kasberg-Schwaig an Sepp Huber für sein Lebenswerk den Dank ab und gab dem Schutzhaus den Namen Sepp Hubers.

So kam das Jahr 1952 heran. Der Sommer sah den Achtzigjährigen noch einmal auf dem „König des Toten Gebirges“, wie er ihn einmal genannt hat, dem Großen Priel. Im Spätherbst des Jahres, in der Nacht von Freitag auf Samstag, dem 12./13. Dezember, erlitt Sepp Huber einen Schlaganfall mit vollständiger Bewußtlosigkeit. Am 15. 12. 1952, in den Morgenstunden, ist Sepp Huber gestorben, ohne das Bewußtsein noch einmal erlangt zu haben. Die letzten Stunden vor dem Schlaganfall, bei dem sein Bewußtsein erlosch, verbrachte der Pionier des Toten Gebirges mit der Lektüre des Buches von Herbert Tichy „Zum heiligsten Berg der Erde“. Er las das Kapitel: „Quer durch den Himalaja“ und wie sich der Verfasser mit



Sepp-Huber-Gedenkstein in Grünau (Almtal)

S. Stahl

Kitar und Napur traf. Mit jenem berühmten Kitar, der mit den Engländern den Everest zweimal angegangen hatte, mit Bauer am Kantsch war und als treuester Begleiter Merklis am Nanga Parbat kämpfte, der damals kaum zu bewegen war, seinen sterbenden Sahib zu verlassen. Mit diesem aufwühlenden Bergsteigerbericht ging Sepp Huber aus dem Leben. Zu seinem letzten Weg hatte sich eine riesige Menschenmenge am Welser Friedhof eingefunden, die von dem Bergpionier Abschied nahm. Der damalige Bürgermeister der Stadt Wels, Dr. Koß, selbst Bergsteiger und Schiffahrer, Vertreter aller alpinen Verbände und Vereine, die Vorstandsmitglieder der Nachbarschaften und Vertreter der Gemeinde Grünau waren erschienen. Hofrat Dr. Gusenleitner nahm namens der Sektion Wels bewegten Abschied, und Professor Dr. Busch, selbst ein geborener Welser und langjähriger Freund Sepp Hubers, würdigte am offenen Grab für den Gesamtverein die einmaligen Verdienste des Verstorbenen nicht nur um das Tote Gebirge, sondern ganz besonders auch um die beiden größten alpinen Vereine in den Alpen, den Österreichischen und den Deutschen Alpenverein.

Im Ort Grünau erinnert an hervorragender Stelle im Ortszentrum ein Findling mit einem Lichtbild, gewidmet von der dankbaren Gemeinde, immerdar an den letzten Erschließer des Almtales und des Toten Gebirges.

*Anschrift des Verfassers:*  
Hofrat Dr. Ludwig Krenmayr  
Franz-Keim-Straße 17  
A-4600 Wels

## Die Seen des Toten Gebirges

Guido MÜLLER

Kenner finden den Namen „Totes Gebirge“ durchaus treffend, handelt es sich doch um ein ausgedehntes, stark verkarstetes Plateaugebirge, dessen kahler Hauptteil sich deutlich über die Waldgrenze erhebt. Daß Seen einige tief ins Gebirge greifende, sackartige Täler erfüllen und Karsthohlformen von stehenden Gewässern be-

lebt werden, widerlegt die einleitende Behauptung nicht, vielmehr trägt dies zur Steigerung des Kontrastes bei.

Wenngleich das Interesse des Bergsteigers normalerweise den Positiv- und nicht den Negativformen gilt, so stehen im Toten Gebirge die Seen an den Ausgangs- und Zielpunkten vieler Touren den Gipfeln kaum nach, und in der wasserarmen Kalkwildnis kann die Bekanntheit mit einem See überaus einprägsam sein. Auch das Gipfelerlebnis wird in diesem Gebirge nicht selten durch den Tiefblick auf dunkle, grünschimmernde Gewässer gesteigert. Kein Zufall, daß gerade Seen es waren, die die ersten Reisenden und Alpinisten anlockten und damit einen Anstoß zur Erschließung dieses Gebirges gaben.

Die Seen stehen neben den Höhlen und Schächten des Toten Gebirges im Ruf des Geheimnisvollen. Obwohl die drei Blätter der Alpenvereinskarte<sup>2</sup> den meisten Seen den Nimbus der „Grundlosigkeit“ genommen haben, indem sie ihre Beckengestalt durch Tiefenlinien charakterisieren und ihre größten Tiefen meist sogar auf den Dezimeter genau festzuhalten versuchen, soll dies nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Wissen über die hier vorkommenden Seen teilweise noch immer recht lückenhaft ist. Für eine befriedigende Gesamtdarstellung fehlen noch zahlreiche Voraussetzungen; sie können nur durch mühevoll Suchen und Forsuchen erarbeitet werden.

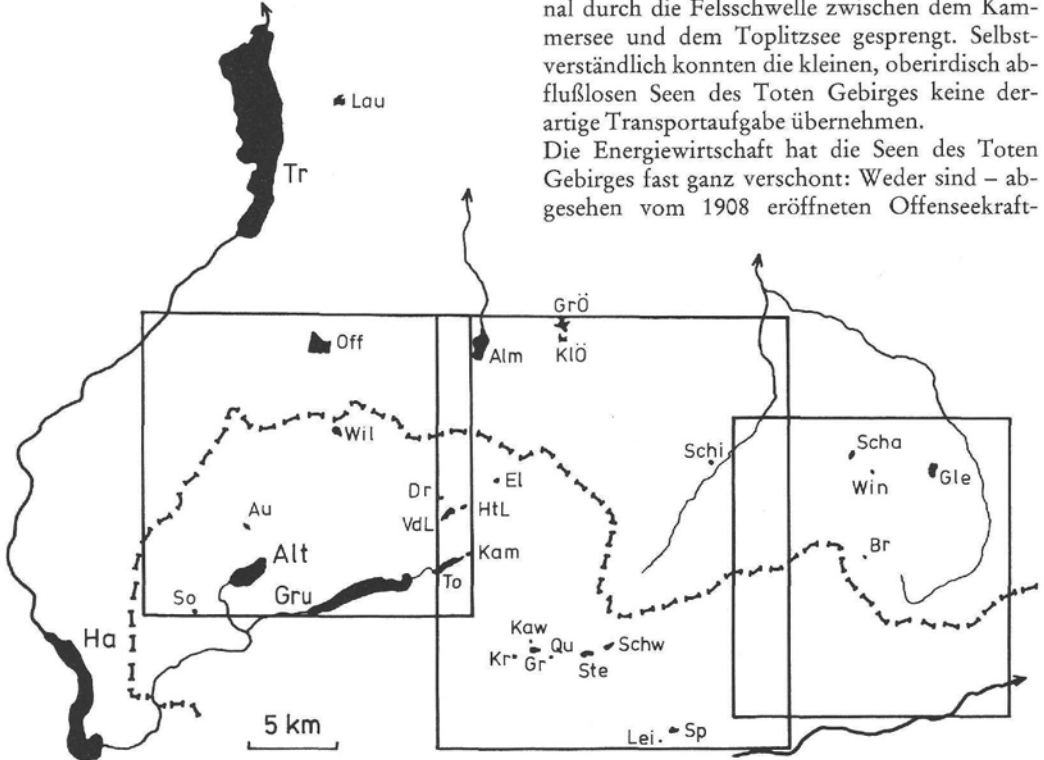
Durch Jahrhunderte galt das Hauptinteresse an den Seen ihrer fischereilichen Nutzung und Ausbeutung. Die hochgelegenen Seen als die oft einzigen offenen Gewässer wurden außer vom Wild auch vom Weidevieh zur Tränke aufgesucht. Nachweislich betrieben schon die vorgeschichtlichen Bewohner dieser Gegend Fischfang; von hoher Bedeutung wurde das Fischereiwesen namentlich durch die Klöster und die Fastengebote. Rechte der Klöster Kremsmünster am Almsee oder von Gleink (bei Steyr) am Gleinker See seien genannt. Wo natürliche Seen seltener waren, entstanden künstliche Fischteiche, so im Gebiet von Spital am Pyhrn, von Windischgarsten und im steirischen Ennstal. Mit dem „Kammergut“ hing ein Fischereiwesen zusammen, das stark auf den Wiener Hof und die Grazer Hofhaltung ausgerichtet war. Während am Altauseer See die in Fischerndorf ansässigen, zu einer Genossenschaft zusammengeschlossenen Fischer ihr Handwerk ausübten,

hatten am ärarischen Grundlsee kaiserliche Fischer die Aufgabe, den Hof und hohe Beamte mit bestimmten Mengen lebender, geräucherter oder gesalzener Fische zu beliefern. Im 16. und 17. Jahrhundert nahm das Ausmaß der Deputate derart überhand, daß eine zu starke Ausbeutung die Folge war. Wie groß die Aufwendungen für den Transport lebender Fische waren, geht aus einer Angabe bei Wallner<sup>34</sup> (Seite 58) hervor: Vom Grundlsee bis Steeg am Hallstätter See wurden die Fische in Fässern per Achse befördert „für eine Sendung von zum Beispiel 400 Saiblingen benötigte man sieben Fuhrwerke mit ebensoviel Knechten, die den mehrmaligen Wasserwechsel für die überaus empfindlichen Fische zu besorgen hatten“, dann ging es auf dem Wasserweg weiter nach Wien. Neben Grundlsee und Altausseer See als den ertragreichsten Gewässern (hauptsächlich Saiblinge, auch See- und Lachsforellen u. a.) – auf ihnen war noch vor wenigen Jahrzehnten der Einbaum das übliche Fischereifahrzeug – spielen im Westen und Norden der Toplitzsee, der Vorderer Lahngangsee, der Offensee, der Laudach-

see und der Almsee, im Osten und Süden der Gleinker See und einige der Tauplitzseen eine Rolle. Aber auch der Wildensee, der Augstsee, der Elmsee und der Hintere Lahngangsee, die eine kleine Saiblingsart beherbergen, wurden wenigstens zeitweise genutzt. Neben ihrem wissenschaftlichen Wert stellen hydrobiologische und hydrochemische Studien<sup>9 10 17 19 20 21 25 26 29 30 31 35 u. a.</sup> eine wichtige Grundlage für die zweckmäßigste Art der Bewirtschaftung dar.

Eine zweite, schon alte Aufgabe hatten einige Seen des Toten Gebirges für die Holzbringung und die Trauschiffahrt, die im Zusammenhang mit der Salzwirtschaft standen. Triftwasser ließ sich am besten in natürlichen Seen stauen. Sperrwerke („Klausen“) wurden deshalb in den Abfluß des Kammersees, des Toplitzsees, des Grundlsees, des Altausseer Sees, des Offensees und des Almsees eingebaut<sup>13</sup>. Den noch vorhandenen beziehungsweise erneuerten Sperrungen fällt heute die Aufgabe der Regulierung des Seeabflusses, vor allem zur Abschwächung der Hochwässer, zu. Eigens für die Holzbringung wurde schon Mitte des 16. Jahrhunderts ein Kanal durch die Felsschwelle zwischen dem Kammersee und dem Toplitzsee gesprengt. Selbstverständlich konnten die kleinen, oberirdisch abflußlosen Seen des Toten Gebirges keine derartige Transportaufgabe übernehmen.

Die Energiewirtschaft hat die Seen des Toten Gebirges fast ganz verschont: Weder sind – abgesehen vom 1908 eröffneten Offenseekraft-



*Übersichtskarte der Seen des Toten Gebirges: Die Erklärung der Abkürzungen ist in der Seentabelle zu finden. Eingetragen sind die Stellung der drei Blätter der Alpenvereinskarte 1 : 25.000 und die Landesgrenze zwischen Oberösterreich und Steiermark.*

werk – bestehende Seen als Speicher herangezogen noch künstliche Stauräume angelegt worden. In erster Linie haben die natürlichen Voraussetzungen (Karstentwässerung mit kleinen und sehr schwankenden oberirdischen Zuflüssen bei den höher gelegenen Seen) dies verhindert, freilich wären die Gefällsverhältnisse in einigen Fällen recht günstig gewesen.

Alpinismus und Fremdenverkehr haben in den Randlagen des Toten Gebirges bereits Tradition. Das Ausseer Land war durch das steirische Herrscherhaus „hoffähig“ geworden, Ischl wurde es später durch den Wiener Hof. Im Gefolge der Mächtigen auf der politischen Bühne kamen auch Maler, Dichter und Komponisten. Sie priesen in ihren Werken die Schönheit der seenreichen Landschaft und betrieben damit eine wirkungsvolle Fremdenverkehrspropaganda. Die Dampfschiffahrt fand 1839 auf dem Traunsee als dem ersten und 1862 auf dem Hallstätter See als dem zweiten Salzkammergutsee Eingang. Nach dem Attersee, dem Mondsee und dem Wolfgangsee folgte am 14. 6. 1879 der Grundlsee mit den Fahrten des kleinen Schraubendampfers „Erzherzog Johann“. Bootsverbindungen im Dienste des Fremdenverkehrs gibt es weiters auf dem Altausseer See und dem Toplitzsee.

Für den Bergsteiger, der an einem drückend heißen Sommertag an einen der Seen des Toten Gebirges gelangt, ist vielleicht die Frage von Interesse, ob in ihm ein Bad riskiert werden kann oder nicht. Gerade weil viele Seen sehr steile Ufer haben, sei vor jedem überstürzten Handeln gewarnt. In Gebirgsseen sind nicht selten gute Schwimmer Opfer ihrer Unbekümmertheit geworden! Nach längerem Schönwetter können im Juli und in den ersten Augustwochen in fast allen Seen des Toten Gebirges Oberflächentemperaturen über 18 Grad Celsius erreicht werden. Maxima von 25 Grad Celsius oder mehr sind vom Sommersberger See und vom Gleinker See bekannt. Auch der Offensee, die beiden Ödseen, der Spechtensee und der Großsee auf der Tauplitz können neben dem Altausseer See und dem Grundlsee echte Badefreuden bieten. Trotz geringer Höhenlage und Seichtheit bleiben die Oberflächentemperaturen des Almsees etwas niedriger. Augstsee, Wildensee, Lahngangseen und Elmsee sprechen als kleinere Gebirgsseen sehr rasch auf Wetterverschlechterungen an, sie sind für ein Vollbad höchstens abgehärteten Naturen zu empfehlen;

die Bedingungen können freilich von Jahr zu Jahr ziemlich unterschiedlich sein. Der Oberflächenerwärmung förderlich sind die recht schwache Durchflutung der meisten Bergseen, die Kleinheit und Abgeschlossenheit und damit Windarmut der Seemulden. Nachteilig kann sich dafür die Horizontabschirmung auswirken. Bei starker Einstrahlung und geringer Bewegung des Wassers haben seichte Seeteile mitunter einen merklichen Wärmevorsprung. Das Maximum der Oberflächentemperatur wird an schönen Sommertagen meist zwischen 15 und 16 Uhr erreicht. Bei Wind ist der luvseitige Seeteil oft deutlich kälter als die Gegenseite, da hier das vom Wind verfrachtete Oberflächenwasser durch kaltes Tiefenwasser ersetzt wird.

Eben war die Betonung einseitig auf dem Typ des oberirdisch abflußlosen Karstsees gelegen. Ihm gehören neben dem Wildensee der Elmsee, der Augstsee, der Drei-Brüder-See, der Brunnstener See und einige Seen auf der Tauplitz an. Anderer Entstehung sind teilweise die Randseen des Toten Gebirges. Bei ihnen spielten Schurf und Ablagerungstätigkeit der eiszeitlichen Gletscher eine maßgebliche Rolle, dazu kamen örtlich zweifellos Lösungserscheinungen in Salz und Gips, z. B. beim Toplitzsee und beim Offensee<sup>27</sup>. Die Typen der durch einen Bergsturz abgedämmten und im Bergsturzgelände liegenden Seen sind ebenfalls im Toten Gebirge vertreten; Abele<sup>1</sup> hat dies im Gegensatz zu älteren Auffassungen für den Almsee und die beiden Ödseen nachgewiesen.

Nach dem Werden der Seen sei auch kurz auf deren Vergehen hingewiesen: Die Verlandung durch Pflanzengesellschaften ist beim Leistensee, Spechtensee, Almsee, Sommersberger See und Laudachsee schon mehr oder weniger weit fortgeschritten. Die Einschwemmung mineralischer Stoffe ist aufgrund der hydrographischen Gegebenheiten im allgemeinen gering. Zur Gänze verschwunden sind eine nicht ermittelte, aber sicher stattliche Zahl von Seen. Zweifellos hat hier der Mensch weniger eingegriffen als in vielen anderen Landschaften, trotzdem darf sein Wirken auch im Gebiet des Toten Gebirges nicht außer acht gelassen werden. Einen komplexen Verlandungsvorgang hat Krawarik<sup>14</sup> am Beispiel des verschwundenen kleinen Lauensees, der sich zwischen Gleinker See und Warscheneck befand, zu rekonstruieren versucht. Neben der Sprengung eines Kanals zwischen Kammersee und Toplitzsee sind eine Absen-

kung des Sommersberger Sees durch seinen Besitzer in unserem Jahrhundert<sup>20</sup> und der Anstau des Almsees im Jahre 1872<sup>35</sup> bezeugt. Teils oder zur Gänze künstliche Schöpfungen sind der Windhager See, der Schafferteich, der Schiderweiher und andere Kleingewässer. Auch nördlich des Offensees gab es beispielsweise noch im 19. Jahrhundert einen durch Stau („Klause“) geschaffenen See.

Manche „Seen“ entziehen sich dem Blick des übers Gebirge wandernden Touristen. Von ihnen erfuhren wir erst anlässlich von Vorstößen in die Höhlenwelt des Toten Gebirges. In der Elmhöhle gibt es den „Schwarzen See“, in der Koppenbrüllerhöhle bei Obertraun den „Bocksee“ (Siphon), auch in anderen Höhlen ruhen entdeckte und noch nicht aufgespürte glasklare Gewässer. Am bekanntesten ist wahrscheinlich die Rötelschöhle östlich des Traunsees (außerhalb des Gebietes der Alpenvereinskarten, Zugang heute versperrt). Sie birgt einen größeren Höhlensee, den man mit einer Platte befahren konnte. Diese Höhle war anfangs 1886 Schauplatz von Felssprengungen<sup>32</sup>, durch die man gewaltige Fortsetzungen jenseits dieses Sees zu erreichen hoffte. Der große Erfolg blieb indes aus: Lediglich 10 m weiter gelangte man zu einem kleinen See, dessen Tiefe mit 9 m bestimmt wurde. In diesem Zusammenhang sei auch der Pießlingursprung, die stärkste Karst-Quelle Oberösterreichs, erwähnt. Sein Quellsee hat als aufsteigender Ast eines Siphons mindestens 55 m Wassertiefe. So weit sind Höhlentaucher im Jahre 1962 vorgedrungen, trotzdem blieb ihnen der Eintritt in das dahinter vermutete Höhlensystem verwehrt<sup>33</sup>.

Bevor im folgenden weitere Fragen im Zusammenhang mit den Seen des Toten Gebirges anhand ausgewählter Seen behandelt werden, sei festgehalten, daß diese Beispiele nicht allen unter den etwa dreißig Seen gerecht werden können; zu groß sind nämlich die Unterschiede in der Höhenlage, Größe, Tiefe, Entstehungsart, in Wasserhaushalt und Wasserbeschaffenheit und im Verhältnis zum Menschen und seinen Werken. Im Sinne einer gewissen Vollständigkeit habe ich dafür – mit nicht geringer Mühe – eine Tabelle erstellt, die die wichtigsten Daten der Seen enthält. Nicht berücksichtigt sind dabei eine Anzahl weiterer kleiner und vorwiegend seichter Gewässer, die man besser als Laken oder Tümpel bezeichnen wird. Sie sind un schwer den drei Blättern der Alpenvereinskarte

zu entnehmen. Hierzu ist der Hinweis angebracht, daß entsprechend der Jahreszeit der Luftaufnahmen, die der Kartenherstellung zugrunde lagen (19. 10. 1963), Gewässer mit großen Spiegeländerungen nicht mehr den Maximalstand, sondern eher den Minimalstand aufwiesen. Manches periodische Kleingewässer lag zu diesem Zeitpunkt bereits trocken, so beispielsweise der von Geyer<sup>8</sup> (Seite 139) genannte „Altensee“, ein bei viel Regen gebildetes kleines Gewässer oberhalb des Hinteren Lahngangsees oder die vorübergehende Wasseransammlung in den „Zageln“, etwa eineinhalb Kilometer ostnordöstlich des Elmsees<sup>8</sup> (Seite 94).

Nach dem durch geheimnisumwitterte Scharzsuche bekannten Topfplatzsee ist der *Vordere Lahngangsee* der zweitiefste See des Toten Gebirges. Er erreicht nach systematischen Lotungen, die J. Müllner im Sommer 1892 durchführte, eine größte Tiefe von 77 m<sup>22</sup>. Die Oberfläche ist im Verhältnis dazu mit knapp 0,2 km<sup>2</sup> eher bescheiden. Seen mit kleinem, aber tiefem Becken, die noch dazu windgeschützt liegen, verkörpern häufig einen besonderen Seentyp, den man „meromiktisch“ nennt. In ihnen ist weder im Herbst noch im Frühjahr das Tiefenwasser in die Zirkulation eingeschlossen. Neben dem Fehlen von Sauerstoff sind in der Tiefe solcher Seen höhere Konzentrationen gelöster Stoffe nachgewiesen worden<sup>26</sup> „<sup>21</sup>! Als oberirdisch abflußloser See hat er Spiegelschwankungen, die zwischen Frühjahrshochstand und Herbsttiefstand mehrere Meter betragen können.

Dieser zwischen Wänden und Felstrümmern eingezwängte See gehört zu den Glanzpunkten des Toten Gebirges. Georg Geyer<sup>8</sup> (Seite 78), der Pionier der Erforschung des Toten Gebirges, bezeichnet den Vorderen Lahngangsee mit seiner Umrahmung „als das schönste Bild des vielgepriesenen Traungebietes“.

Der *Almsee* greift nicht wie die Seen des Ausseer Landes tief in das Hochgebirge ein, seine Kulisse ist aber umso imponierender. Das Gebiet des Almsees ist ein recht beliebtes Ausflugsziel, und es kommt auch als Ausgangspunkt für Touren im Toten Gebirge in Frage. Der Almsee ist der seichteste unter den größeren Seen, seine mittlere Tiefe beträgt nur knapp zweieinhalb Meter. Allerdings findet sich unter den ziemlich zahlreichen Quelltrichtern auf seinem Grunde einer mit 9 m Tiefe. Der Aag-Bach als oberirdischer Zufluß führt nicht ständig Was-

ser. Das Einzugsgebiet der unterirdischen Seezuflüsse reicht bis in die zentralen Teile des Toten Gebirges, und selbst von der Tauplitzalm her bestehen Verbindungen (fast 20 km Luftlinie!). Diese Erkenntnis wurde bei großangelegten Sporentrift- und Färbversuchen im Sommer 1961 gewonnen<sup>6 18</sup>.

Der *Wildensee* gehört neben dem Augstsee, dem Elmsee und den später noch erwähnten Tauplitzseen zu den höchstgelegenen Seen des Toten Gebirges. Er ist unter ihnen mit fast 40 m der tiefste und obendrein der besterforschte<sup>17</sup>. Seine Eisbedeckung währt von Oktober/November bis Mai/Juni. Die Eisdecke eines Hochgebirgsses wächst im allgemeinen bis ins späte Frühjahr, freilich handelt es sich dabei nicht allein um Kerneis, sondern dieses wird überlagert von Wasser, Schneeis und Schnee. Daher ist gerade bei Gebirgssseen die Angabe der Gesamteisdicke ohne Beschreibung ihres Aufbaus im allgemeinen ziemlich wertlos. Aus Untersuchungen an verschiedenen Hochgebirgssseen wissen wir, wie rasch nach Verschwinden der Eisdecke die Erwärmung des Wassers einsetzt, eigentlich beginnt sie schon unterhalb der Eisdecke und unterstützt so den Auflösungsprozeß. Die Mulde des Wildensees hat in Strahlungsnächten, besonders im Winter, ein extremes Kleinklima. Lufttemperaturen, die um 20 Grad Celsius tiefer liegen als auf benachbarten Kuppen, sind keine Seltenheit. Das dem Wildensee entströmende Wasser legt zwar oberflächlich eine weitere Strecke zurück als beim Augstsee, doch nach knapp 200 m verschwindet es in der Tiefe. In einem trockenen Herbst kann der Ausrinn wasserlos sein, was auf mäßige unterirdische Wasserumsätze schließen läßt.

Der *Gleinker See* ist das größte Gewässer des Warscheneckgebietes und zugleich der östlichste unter den betrachteten Seen. In früherer Zeit gehörte eine Seehälfte nach Gleink (bei Steyr), die andere zu Spital. Durch Übereinkunft erhielt später Spital den ganzen See, heute untersteht er der Forstverwaltung Stoder-Spital. Das Kulturland mit Dauersiedlungen erreicht von Norden her gerade noch sein Ufer. Seit 1972 kann der Gleinker See, dieses beliebte Windischgarstener Ausflugsziel, auf einem geschickt angelegten 1,6 km langen Weg bequem umwandert werden.

Im Bereich der *Tauplitzalm* und ihrer *sechs Seen* mit zusammen 2 Mill. m<sup>3</sup> Wasservolumen sind dem Hauptdolomit Reste der Unteren Hall-

stätter Decke (undurchlässige Gesteine, u. a. Werfener Schiefer) aufgelagert. Dies schuf günstige Voraussetzungen für die Entstehung und Erhaltung dieser Seen<sup>5</sup>. Im Zusammenhang mit der Erschließung der Tauplitzalm für den Sommer- und Winterfremdenverkehr galt der Wasserfrage ein vorrangiges Interesse. Es mußten ausreichende Mengen Trinkwasser gefaßt und gleichzeitig geschützt werden. Da die steigenden Abwassermengen für den gesamten Randbereich des Toten Gebirges und für die Tauplitzseen im besonderen eine Verseuchungsgefahr darstellen, schritt man an die Sammlung aller Abwässer des Tauplitzplateaus durch die größte Altabwasseranlage Österreichs. Dieses Werk darf also auch als wichtige Maßnahme des Seeschutzes angesehen werden. Nicht zuletzt im Hinblick auf die zukünftige Rolle des Toten Gebirges für die Wasserversorgung des oberösterreichischen Zentralraumes ist die Reinhaltung dieser Berggruppe eine wichtige Forderung. Auch jeder einzelne Bergsteiger trägt hier eine große Verantwortung.

Sicher ist es nicht die Hauptaufgabe einer Alpenvereinskarte, die Seen mit ihren Tiefenverhältnissen darzustellen. Aber auch in dieser Hinsicht stellen die drei Blätter einen großen Fortschritt dar, der hervorgehoben werden soll. Es ist das Verdienst von em. Univ.-Prof. Doktor H. Kinzl, dem Altvorsitzenden des ÖAV, daß im Zusammenhang mit den Vorarbeiten für die Alpenvereinskarte des Toten Gebirges von Studenten des Geographischen Instituts der Universität Innsbruck sieben Seen entweder erstmals oder in verbesserter Form aufgenommen und gelotet wurden<sup>12</sup>. Ganz anders noch war die Lage, als Erzherzog Johann im Jahre 1810 das Tote Gebirge besuchte. Er mußte dabei die Feststellung machen, „wie elend die Seenaufnahme sei, da nicht einmal die Seen richtig angegeben sind“<sup>11</sup> (Seite 12). Vielleicht mag es überraschen, daß bei der Herstellung der Alpenvereinskarten offenbar keine Unterlagen über die Tiefenverhältnisse des Sommersberger Sees, des Augstsees, des Wildensees, des Kammersees, des Elmsees, des Drei-Brüder-Sees, des Hinteren Lahngangsees und des Gleinker Sees<sup>8</sup> zur Verfügung standen. Man wird dafür Verständnis aufbringen, wenn man weiß, wieschwierig das Auffinden zuverlässiger Unterlagen ist

<sup>8</sup> Für den Gleinker See liesserte der Verf. während des Drucks die erforderlichen Tiefenangaben (Lotung am 17. 5. 1974).

und daß bis heute für manche Seen systematische Lotungen fehlen. Als Ergänzungen und Verbesserungen seien folgende Hinweise gemacht: Über die Tiefenverhältnisse des SommersbergerSees orientiert in groben Zügen Morton<sup>20</sup>, vom Wildensee findet sich bei Mahringer<sup>17</sup> ein Tiefenplan. Die Isobathen des Toplitzsees sind in der Alpenvereinskarte aufgrund der Lotungen von Friedrich Simony<sup>4</sup> angefertigt, wobei aber die von Simony gefundene absolut tiefste Stelle (106,2 m) vernachlässigt ist und dafür weiter östlich ein Wert 101,6 m als Maximum aufscheint. Dieser Tiefenplan ist zwar in den Grundzügen richtig, jedoch ist er durch einen 1963 von den Tauernkraftwerken im Auftrage der Firma Lestin & Co, Wien, aufgenommenen Plan überholt<sup>5</sup>. Auf dem See wurden nicht weniger als 48 Echolot-Querprofile abgefahren, die tiefste Stelle wurde mit 104 m nicht in der Mitte, sondern schon im westlichen Seedrittel gefunden. Ein Versehen liegt bei der größten Tiefenangabe des Almsees vor:

Der 9 m tiefe Quellrichter („Seegrube“), der im „Atlas der österreichischen Alpenseen“<sup>4</sup> zugegebenermaßen schlecht erkennbar ist, aber in den Erläuterungen zu diesem Atlas<sup>22</sup> beschrieben ist und sich außerdem in einer Aufnahme von Zeitlinger<sup>35</sup> findet, fehlt in der Alpenvereinskarte. Beim Augstsee fehlt in der Karte der kurze oberirdische Abfluß am Südostende.

Da sicher mancher Leser dieses Aufsatzes dazu beitragen kann, Lücken meiner Kenntnis und Irrtümer zu beseitigen, sei die Bitte ausgesprochen, Beobachtungen, sei es über Spiegelschwankungen, Vereisung, Zu- und Abflußverhältnisse, Temperaturen, Tierwelt u. a. – soweit möglich, durch Bilder belegt (günstig mit Datum der Aufnahme) – dem Autor mitzuteilen. Ich wäre dafür genauso dankbar wie für die Hilfe, die mir bei der Abfassung dieses Beitrages von mehreren Seiten geboten wurde.

<sup>5</sup> Für die Überlassung der Unterlagen sei der Firma Lestin, für die Vermittlung der Tauernkraftwerke AG bestens gedankt.

## Scantabelle des Toten Gebirges

Name des Sees	In der Übersichts-karte verwendete Abkürzung	Höhenlage (m u. d. M.)	Seefläche (ha)	Größte Tiefe (m)	Mittlere Tiefe (m)	Wasservol. (Mill. m <sup>3</sup> )	Umfangsentwicklung	Anmerkungen, Hinweise auf Literatur und Bilder
Traunsee	Tr	422	2565	191	89,7	2302	1,73	W. n. (22); L: 4, 7, 13, 15, 22, 24-27
Hallstätter See	Ha	508	858	125	65	556,7	1,93	W. n. (22); L: 4, 7, 13, 15, 22, 24-28
Grundlsee	Gru	711	408	64	33	137,5	1,84	h. A. L. = 414 ha; L: 4, 6, 7, 10, 11, 13, 15, 22-29, 34; B: 1967
Altaussee See	Ah	712	206	53	35	72,4	1,26	h. A. L. = 209 ha; L: 3, 4, 6, 7, 11, 13, 15, 18, 19, 22-29, 34; B: 1967
Almsee	Alm	589	81	9	2,5	2,05	1,56	h. A. L. = 89 ha; L: 1, 4, 6, 18, 22, 24, 27, 35
Toplitzsee	To	715	56,3	104	57,5	32,4	1,58	L: 4, 6, 7, 11, 13, 16, 18, 19, 22, 24-29, 34; B: 1967
Offensee	Off	651	55	37,5	19,5	11,87	1,23	h. A. L. = 61 ha; L: 4, 6, 7, 16, 21, 22, 24, 27
Vorderer Lahngangsee	VdL	1489	16,5	77	32,6	6,3	1,46	e. o. A., SpS mehrere Meter; L: 4, 6, 8, 11, 16, 22, 26, 30, 34; B: 1967
Steirer See	Ste	1447	11,8	20,5	9,2	1,19	1,41	Fl. n. (5) = 12,89 ha; Schwinde am N Ufer; L: 5, 6, 18, 30; B: 1971
Laudachsee	Lau	895	11,5	13	4,4	0,54	1,08	W. n. (22); L: 4, 16, 22
Gleinker See	Gle	806	9,35	28			1,11	h. A. L. = 14 ha; L: 31, 35
Wildensee	Wil	1534	6,9	39	17,4	1,14	1,13	eig. Ausw. aus Plan in (17), dort fälschl. 4,3 ha; L: 8, 16, 17, 22, 34
Großer Ödsee	GrÖ	689	6,7	22,5	8,2	0,642	1,63	n. (12) 7,8 ha; SpS 1-2 m; L: 1, 9, 12, 16, 35

Name des Sees	In der Übersichtskarte verwendete Abkürzung	Höhenlage (m ü. d. M.)	Seefläche (ha)	Größte Tiefe (m)	Mittlere Tiefe (m)	Wasservol. (Mill. m <sup>3</sup> )	Umfangsentwicklung	Anmerkungen, Hinweise auf Literatur und Bilder
Großsee	Gr	1569	6,4	11	4,8	0,315	1,28	L: 5, 6, 12, 16, 18, 30
Schwarzsee	Schw	1552	4,8	18,8	10,1	0,545	1,22	n. (5) 5,385 ha; o. o. A.; L: 5, 6, 16, 18, 30
Schafferteich	Scha	892	3,0	.	.	.	1,48	seicht, künstl. abgedämmt; L: 35
Spechtensee	Sp	1046	2,9	9	6,0	0,203	1,10	n. (12) 3,374 ha; L: 12, 30
Kleiner Ödsee	KlÖ	697	2,5	13,6	4,8	0,15	1,43	n. (12) 3,073 ha; o. o. A.; SpS 1–2 m; L: 1, 9, 12, 16, 35
Schlierweiher	Schi	(610)	2,3	.	.	.	1,17	seicht, künstl.; B: 1971
Sommersberger See	Su	856	2,1	12	.	.	1,07	n. (20) fälschl. 1,0094 ha; L: 16, 20, 30
Hinterer Lahngangsee	Hfrf.	1495	2,0	(20)	.	.	1,29	h. A. L. = 3,5–7 ha; L: 8, 16, 22, 30, 34
Elmsee	El	1620	1,85	6,5	.	.	1,14	h. A. L. = 3,73 ha; o. o. A.; L: 6, 11, 16, 18, 30, 34; B: 1971
Augstsee	Au	1643	1,65	8,5	.	.	1,32	h. A. L. = 0,86 ha; L: 8, 16, 22, 34
Windhager See	Win	1042	1,6	.	.	.	1,11	seicht
Kammersee	Kam	(718)	1,25	(6)	.	.	1,26	h. A. L. = 3,7 ha; SpS mehrere Meter; L: 6, 16, 22, 25, 34
Kraller See	Kr	1620	0,93	1,9	1,0	0,009	1,33	L: 5, 6, 12, 16, 18
Drei-Brüder-See	Dr	1640	0,9	.	.	.	1,19	h. A. L. = 3,75 ha; o. o. A.; L: 16, 34
Quendlingsee	Qu	1604	0,5	4,4	1,8	0,009	1,07	L: 5, 6, 12, 18
Brunnstemer See	Br	1422	0,25	.	.	.	1,10	seicht; L: 35
Leistensee	Lei	1122	0,15	3	.	.	1,05	L: 30
Kawasser See (Märchensee)	Kaw	(1575)	0,15	4,5	2,1	0,003	1,27	L: 5, 12

## Erläuterungen zur Seentabelle des Toten Gebirges

*Namenschreibung* laut Alpenvereinskarte.

*Höhenlage:* Höhenkoten der Alpenvereinskarte bzw. der Österreichischen Karte 1:50.000; bei Interpolation aus Schichtenplan Zahl in Klammer gesetzt.

*Seefläche:* Die Seen (Weiher) sind nach ihrer Fläche geordnet. Wenn nicht anders vermerkt, habe ich die Werte durch Messung in der Alpenvereinskarte gewonnen. Grundlage für die Karte bildete der Bildflug vom 19. 10. 1963. Anderslautende Werte müssen nicht unbedingt falsch sein, die Ermittlung kann bei einem anderen Spiegelstand erfolgt sein. Manche scheinbar recht exakten Flächenangaben (ähnliches gilt auch für Tiefenangaben) sind bisweilen erst bei der Umrechnung vom Joch-(bzw. Klafter-)maß in das metrische Maß entstanden, z. B. Vorderer Lahngangsee 18,831 ha (aus 32<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Joch), Tiefe 72,05 m (aus 38 Klafter). Zu beachten ist auch, daß sich die Flächenangaben häufig auf die Seeparzelle beziehen, deren geradlinige Begrenzungsstücke mehr oder weniger von der natürlichen Uferlinie abweichen.

*Größte Tiefe:* Ich wählte unter den mir zugänglichen Werten die zuverlässigsten aus. Die Angaben beziehen sich im allgemeinen nicht auf einen mittleren Wasserspiegel, sondern auf den bei der Messung gerade angebotenen; daher habe ich zumindest alle Tiefen über 20 Meter gerundet. Zum Teil fragwürdige Werte von Einzelmessungen sind in Klammer gesetzt. Von der eigenen Vermessung und Lotung des Gleinker Sees

(17. 5. 1974) und des Augstsees (19. 8. 1974) liegen derzeit nur die Werte der größten Tiefe (28 m bzw. 8,5 m) vor.

*Mittlere Tiefe:* Errechnet als Quotient aus Volumen und Seefläche. Bei Vorliegen von brauchbaren Zahlen sowohl des Volumens als auch der Fläche wurde diesem Zahlenpaar gegenüber den eigenen Flächenermittlungen der Vorzug gegeben.

*Wasservolumen:* Die meisten Angaben stammen aus der angeführten Literatur. Den Wert für den Topfplatzsee habe ich aus dem sehr genauen Tiefenplan 1:2000 der Tauernkraftwerke-AG ermittelt, für den Wildensee nahm ich eine Auswertung im Plan von Mahringer<sup>17</sup> vor.

*Umfangsentwicklung:* Sie gibt an, um wieviel der Secumfang größer ist als der Umfang eines flächengleichen Kreises. 1,0 würde eine genau kreisförmige Seefläche bedeuten, 1,5 besagt, daß der Secumfang um die Hälfte länger ist als der Umfang eines flächengleichen Kreises. Talseen und Bergsturzseen weisen im allgemeinen höhere Werte als Karseen und Dolinenseen auf.

Die Angabe des Einzugsgebietes ist wegen der vorherrschenden Karstentwässerung im allgemeinen nicht möglich.

*Anmerkungen, Hinweise auf Literatur und Bilder:* W. n. (22) = Werte nach Literatur-Nr. (22); h. A. L. = häufigste Angabe in der Literatur; o. o. A. = ohne oberirdischen Abfluß; SpS = Spiegelschwankung; L: Literatur (Hinweise meist nur bei wichtigeren



Aussagen); B: 1967 (bzw. 1971, 1974) = Verweis auf ein Bild im Alpenvereinsjahrbuch 1967 (bzw. 1971, 1974).

#### LITERATUR (Auswahl)

##### Vorbemerkung:

Die zahlreichen Arbeiten von Friedrich Simony, dem Altmeister der österreichischen Seenforschung, und andere ältere Werke sind in (22) zu finden. Ein umfassendes und gut gegliedertes Literaturverzeichnis zu Fragen des Wasserklimas enthält (7) Arbeiten über den Hallstätter See und den Traunsee fanden nur dann Berücksichtigung, wenn in ihnen auch andere Seen des Toten Gebirges behandelt sind.

- <sup>1</sup> Gerhard Abele, Der Bergsturz im Almtal im Toten Gebirge. Wien 1970 (Mitt. d. Öst. Geogr. Ges., 112), S. 120–124
- <sup>2</sup> Alpenvereinskarte Totes Gebirge 1:25.000: Westblatt 1967, Mittleres Blatt 1971, Ostblatt 1974
- <sup>3</sup> F. v. Andrian, Die Altaussee. Wien 1905, 194 Seiten
- <sup>4</sup> Atlas der österreichischen Alpenseen. Hg. v. A. Penck u. E. Richter, 1. Lfg.: Die Seen des Salzkammergutes. Wien 1895
- <sup>5</sup> Fridtjof Bauer u. Josef Zötl, Zur Hydrographie des Tauplitz-Seenplateaus. Wien 1962 (Beiträge z. alpinen Karstforsch., 18), S. 1–26
- <sup>6</sup> T. Dinçer, B. R. Payne, C. K. Yen u. J. Zötl, Das Tote Gebirge als Entwässerungstypus der Karstmassive der nordöstlichen Kalkhochalpen (Ergebnisse von Isotopenmessungen). Graz 1972 (Steir. Beitr. z. Hydrogeologie, Jg. 1972), S. 71–109
- <sup>7</sup> Othmar Eckel, Temperatur der Gewässer. Wien 1960 (Klimatographie von Österreich, 3. Bd., 2. Lfg.), S. 293–380
- <sup>8</sup> Georg Geyer, Das Tote Gebirge. Eine monographische Abhandlung. Wien 1878 (Jahrb. d. Ost. Touristen-Club, 9), Separatdruck, 194 Seiten
- <sup>9</sup> Felix Göhlert, Hydrographische und hydrobiologische Untersuchungen der Ödseen in Oberösterreich. Linz 1930 (Jahrb. d. öö. Musealver., 83), S. 339–354
- <sup>10</sup> O. Haempel, Zur Kenntnis einiger Alpenseen, mit besonderer Berücksichtigung ihrer biologischen und fischereiwirtschaftlichen Verhältnisse: II. Der Grundlsee. Leipzig 1922 (Intern. Rev. d. ges. Hydrobiol. u. Hydrogr., 10), S. 441–490
- <sup>11</sup> Franz Ilwof (Hg.), Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Eine Reise in Obersteiermark im Jahre 1810. Graz 1882, 141 Seiten
- <sup>12</sup> Herbert Klügl, Franz Leiner u. Karl Mitterberger, Seeauslotung im Bereich Totes Gebirge. Seminararbeit am Geogr. Inst. d. Univ. Innsbruck, 1966 (handschr.)
- <sup>13</sup> Engelbert Koller, Die Holztrift im Salzkammergut. Linz 1954 (Schriftenr. d. Inst. f. Landeskde. v. ÖÖ., 8), 101 Seiten
- <sup>14</sup> Hans Krawarik, Der Lauensee am Warscheneck. Wien 1969 (Mitt. d. Öst. Geogr. Ges., 111), S. 259–264
- <sup>15</sup> Hermann Lechler, Die Fischerträge der Salzkammerguseen. Leipzig 1932 (Intern. Rev. d. Ges. Hydrobiol. u. Hydrogr., 26), S. 323–328
- <sup>16</sup> Franz Lipp, Die unbekanntenen Seen des Salzkammergutes. Linz 1958 (oberösterreich. landschaft kultur wirtschaft fremdenverkehr sport, 8), S. 2–13
- <sup>17</sup> Werner Mahringer, Der Wildensee am Hochplateau des Toten Gebirges. Wien 1965 (Wetter u. Leben, 17), S. 175–196
- <sup>18</sup> V. Maurin u. J. Zötl, Karsthydrologische Untersuchungen im Toten Gebirge mit besonderer Berücksichtigung der versorgungswirtschaftlichen Belange im Tauplitzgebiet. Wien 1964 (Öst. Wasserwirtschaft, 16), S. 112–123
- <sup>19</sup> Friedrich Morton, Interessante Seetypen des steirischen Salzkammergutes. Stuttgart 1932 (Archiv f. Hydrobiol., 24), S. 263–268
- <sup>20</sup> Friedrich Morton, Der Sommersberger See. Stuttgart 1941 (Archiv f. Hydrobiol., 37), S. 270–272
- <sup>21</sup> Friedrich Morton, Der Offensee. Hallstatt 1947 (Arbeiten aus d. Botan. Stat. in Hallstatt, N. 70), 5 Seiten
- <sup>22</sup> Johann Müllner, Die Seen des Salzkammergutes und die österreichische Traun. Wien 1896 (Geogr. Abhdlgen, hg. v. A. Penck, VI, 1), 114 Seiten
- <sup>23</sup> Franz Rosenauer, Grundlsee und Altaussee. Linz 1941/42 (Der Heimatgau, 3), S. 57–60
- <sup>24</sup> Franz Rosenauer, Wasser und Gewässer in Oberösterreich. Linz 1947 (Schriftenr. d. öö. Landesbaudirektion, 1), 256 Seiten
- <sup>25</sup> Franz Ruttner, Untersuchungen über die biochemische Schichtung in einigen Seen der Ostalpen. Leipzig u. Wien 1933 (Geogr. Jahresber. aus Öst., 16), S. 73–87
- <sup>26</sup> Franz Ruttner, Limnologische Studien an einigen Seen der Ostalpen. Stuttgart 1938 (Archiv f. Hydrobiol., 32), S. 167–319
- <sup>27</sup> Josef Schädler, Zur Geologie der Salzkammerguseen. Wien 1959 (Österreichs Fischerei, 12), S. 36–54
- <sup>28</sup> Wilhelm Slavik, Seestudien im oberen Traungebiet. Diss. phil. Univ. Wien 1913
- <sup>29</sup> Karl Stundl, Limnologische Untersuchungen an einigen steirischen Seen. Graz 1953 (Mitt. d. Naturwiss. Ver. f. Stmk., 83), S. 171–184
- <sup>30</sup> Karl Stundl, Zur Limnologie steirischer Bergseen. Basel 1953 (Schweizerische Zeitschr. f. Hydrologie . . . , 15), S. 168–189
- <sup>31</sup> Karl Stundl, Der Gleinkersee bei Windischgarsten. Wien 1953 (Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. in Wien, Abt. I Math.-nat. Kl., 162), S. 11–16
- <sup>32</sup> Oesterreichische Touristen-Zeitung. Wien 1886, Bd. 6: Nr. 5, S. 55 u. Nr. 7, S. 78/79
- <sup>33</sup> Karl Trotzl u. Gerd Teimer, Erster Tauchereinsatz im Pießlingursprung. Wien 1962 (Die Höhle, 13), S. 84–88

Julius Wallner, Beiträge zur Geschichte des Fischereiwesens in der Steiermark, I. Teil: Das Gebiet von Aussee. Graz u. Wien 1911 (Forschungen z. Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte der Steiermark, VIII/2), 134 Seiten

<sup>35</sup> Josef Zeitlinger, Über die Kleinseen im Flußgebiet der Alm und Steyer. Linz 1928 (Jahrb. d. ö. Musealver., 82), S. 359–394

*Anschrift des Verfassers:*  
*Univ.-Doz. Dr. Guido Müller*  
*Favoritgasse 19*  
*A-5020 Salzburg*

## Die Spitzmauer, 2446 m

*Mit Beiträgen von Angehörigen der  
Hochtouristengruppe Touristenklub Linz*

SEPP WALLNER

Die Spitzmauer kann zweifellos als die formenschönste Berggestalt des ganzen Toten Gebirges bezeichnet werden. Wenn der Bergsteiger die Talweitung von Hinterstoder erreicht hat, fesselt und entzückt sie als Glanzpunkt des ganzen Bergkranzes sein Auge. Links begrenzt vom Südostgrat, steilt die Ostwand mit ihren zwei Pfeilern und Gipfelschluchten zur Höhe. Rechts schließt sie der Nordostgrat ein, dem der Nordostabsturz mit einem selbständigen Vorgipfel (der im neuen AV-Führer „Hochkareck“ genannt wird) vorgelagert ist. Weiter rechts kommen Teile der Nordseite, vor allem der markante Nordpfeiler heraus.

Schon der berühmte Alpinist und Alpenkenner Anton von Ruthner hat lang vor der Jahrhundertwende beim Anblick dieses Bergkranzes und vor allem der formenschönen Spitzmauer das Stodertal als das „schönste Kalkalpental“ bezeichnet. Aber auch der Umfang des Massivs der Spitzmauer mit dem Nordostvorbau (Hochkareck), dem Nordwestvorbau (der in neuen AV-Führer „Weitgrubenkopf“ genannt wird) und dem Meisenberg (etwa 2115 m), der sich an der Südseite als kleine Felspyramide anschmiegt, ist ein gewaltiger.

Es ist klar, daß diese kühne Felsgestalt die Aufmerksamkeit der Menschen bald auf sich lenkte,

aber die abweisende Steile hatte vorerst noch von einer Besteigung abgeschreckt. Nach der ersten touristischen Besteigung des Großen Priel (2515 m) durch den Grafen Engl mit den Brüdern Riedler am 29. 8. 1817 mußten noch einige Jahrzehnte vergehen, bis auch die Spitzmauer (2446 m) die ersten Bergsteiger auf ihrem Gipfel sah. Die erste Besteigung erfolgte am 23. 7. 1858 durch C. Stelzner und H. Langeder mit dem alten Prielführer Matthias Hotz vulgo „Haarschläger“, übrigens der erste autorisierte Bergführer des Stodertales, von der Oberen Polsteralm aus durch die Klinserscharte (die im neuen AV-Führer „Klinserschluft“ genannt wird) und Weitgrube, ungefähr nach dem heute blaumarkierten Normalweg. Möglicherweise ist aber der Gipfel der Spitzmauer, wie die meisten Berge dieses Gebietes, schon vorher durch Wildschützen oder Hirten betreten worden.

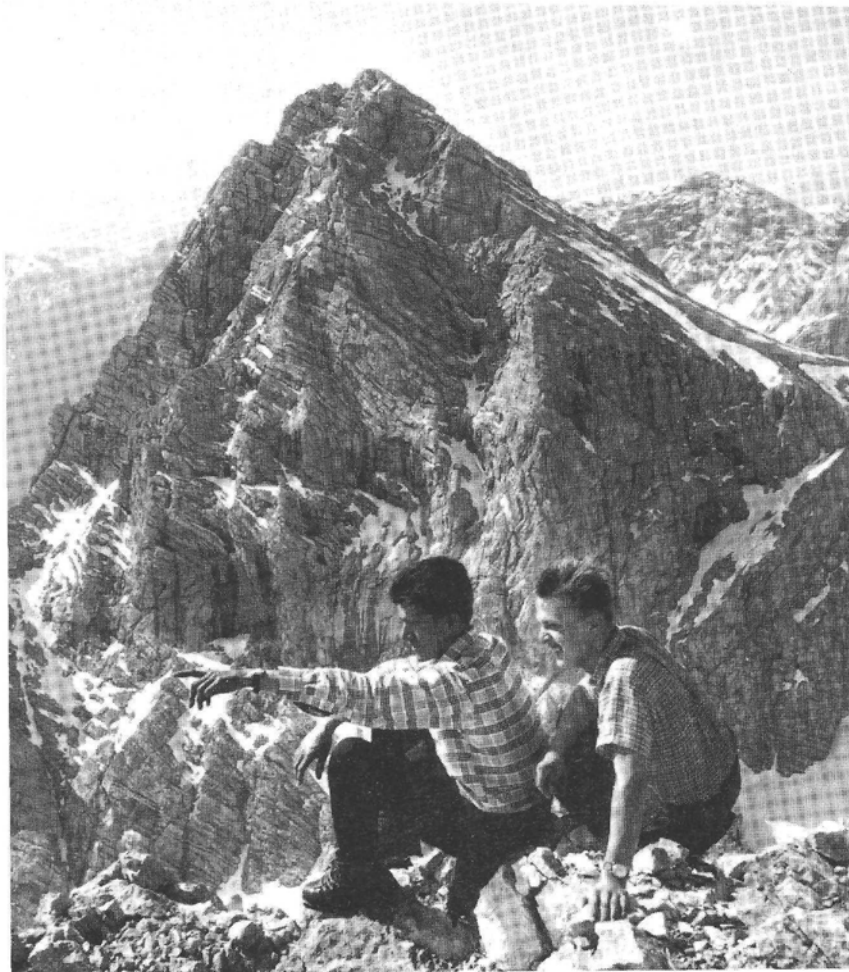
Georg Schachinger, der Fremdenverkehrspionier von Hinterstoder, hat im ersten Gipfelbuch der Spitzmauer (gewidmet von Georg Schachinger und Carl Wurm, Linz, 1895) die folgenden Besteigungen aus dem am Gipfel in einer Flasche vorgefundenen Karten, aus den Führerbüchern, alten Fremdenbüchern in Hinterstoder und dem Hüttenbuch im alten Karl-Krahl-Schutzhaus zusammengestellt. Diese ersten Spitzmauerfahrten erfolgten in großen Abständen: 1867 war (vermutlich) als Zweiter Vater Gottfried Hauenschild von Windischgarsten oben; 1871 Oskar und Arthur Simony (Wien); 1876 Carl von Adamek (Wien); 1877, 24. 7. Franz Then und C. Holzinger (Wien), 1. 8. Georg Geyer (der bedeutende Alpengeologe, Wien); 1880 Carl Krammerez (Wien); 1881 ein Gymnasial-Professor Schram mit seinen Töchtern Laura und Rosa, also die ersten Damen; 1884 Josef Reichl und Anton Moser (Steyr); 1886 wieder zweimal Reichl, dabei einmal in Begleitung von Alois Haller (Steyr); 1888 neuerlich Josef Reichl mit Johann Ellinger (Steyr); 1889 wieder Georg Geyer und Julius Hossinger (Wien) bei winterlichen Verhältnissen (Ostern! Die erste kalendermäßige Winterbesteigung konnte ich trotz eifrigem Forschens nicht feststellen.), 18. 8. J. M. Lamberger (Wien), dem der erste Durchstieg in der Gegend des heutigen NW-(Auer-)Kamins – damals genannt Nordwand, später Nordweg – gelang, und wiederum Josef Reichl mit Johann Mach aus Steyr.

Bei den vorgenannten Fahrten – nur Geyer und Lamberger und später Reichl gingen ohne Füh-

rer – war Eustach Prieler und einmal Ignaz Stallinger als Bergführer beteiligt. Der Abstieg wurde vielfach in die Diethölle gemacht. Bemerkenswert unter diesen Fahrten ist besonders der Anstieg Lambergers, der die Umgehung des ganzen Nordwestvorbaues (Weitgrubenkopf) auf dem markierten Normalanstieg vermeidet. Bergführer Georg Auer entdeckte und beging diesen Anstieg zwischen Nordpfeiler bzw. Nordwestwand und Weitgrubenkopf neu, den er bei seinen Führungen der ab 1890, vor allem durch die Erbauung des Karl-Krahl-Schutzhauses (heute Priel-Schutzhaus) durch die ÖTK-Sektion Windischgarsten, sich mehrenden Besteigungen laufend benützte und der schließlich auch seinen Namen Auer-(NW-)Kamin erhielt. Heute wird der Auer-Kamin fast nur im Abstieg benützt. Wegen der Steinfallgefährlichkeit dieser Föhre wird heute vielfach die Nordwestwandrampe (G. Rabeder und H. Stüdl, 1958) begangen und bietet auch den kürzesten Abstieg. Der früher auch mehrfach begangene und bekannte Anstieg von der Klinseralm über den Hals (zwischen Ostrawitz und Spitzmauer-Südostgrat),

Südflanke und Spitzmauerplan wurde wegen seiner größeren Mühsamkeit bald nicht mehr ausgeführt und ist heute vollständig in Vergessenheit geraten.

Die eigentliche bergsteigerische Erschließung der Spitzmauer fällt aber in dieses Jahrhundert und hat sich im wesentlichen im ersten und vierten Jahrzehnt vollzogen. Gehört die erste Periode noch der klassischen Alpenerschließung an und wurde diese hauptsächlich von dem unvergesslichen und ausgezeichneten Linzer Felsgeher Robert Damberger vorgetrieben, so die zweite der Zeit der extremen Nacherschließung der Alpen, deren Einleiter Sepp Eitzenberger (Steyr) und deren hauptsächlichlicher Träger Valentin Strauß waren. Sind die Daten des ersten Erschließungszeitraumes genau in der bewährten Österreichischen Alpenzeitung (ÖAK) festgehalten, so konnte ich die Nacherschließung nach mühevoller Arbeit in dem von mir bearbeiteten „Kletter- und Wanderführer durch die Prielgruppe“ (ÖTK, Linz a. d. D., 1947) zusammenstellen, denn von diesen Fahrten wurde kaum etwas in der alpinen Literatur veröffentlicht.



*Spitzmauer vom Brotfallgipfel – Nordwand und Nordpfeiler, links begrenzt vom Nordostgrat. H. Pilz*

## *I. Erschließungsperiode:*

- 1904: Südostgrat durch Robert Damberger, Robert Moser und Karl Niederdöckl (Linz), „Gruberrinne“ durch Otto Gruber und Hans Schmid (München).
- 1906: Ostwand durch Robert Damberger und Hans Kirchmaier (Linz), Nordwestgrat auf den Gipfel des nordwestl. Vorbaues (Weitgrubenkopf) durch Richard Gerin (Wien) und Robert Moser (Linz).
- 1907: Oberer (alter) Nordostgrat durch Robert Damberger, Fritz Rigele und Hans Kirchmaier (Linz).
- 1908: Nordwand des ersten Graturnes des Nordwestgrates durch Willi Laß und Karl Pauer.
- 1909: Erste Schiersteigung! Zu Ostern 1909 erreichten im Rahmen einer Gemeinschaftsfahrt der Sektion Linz des DuÖAV Karl Textl, Theo Fischer, Julius Niederdöckl, Robert Moser, Sepp und Karl Niederdöckl, Gustav Heinrich, Othmar Wurm und Fritz Sailer den Spitzmauerplan mit Schiern. Es ist zweifellos die erste Schiersteigung.  
Die Ostwand wurde südlich des großen Plattenschusses mit Ausstieg auf den Südostgrat am 8. 8. 1909 durch Ing. Walther v. Orel und Gefährten begangen (Wegbeschreibung unbekannt!).
- 1910: Direkte Ostwand durch Robert und Martin Damberger und Georg Obermüller (Linz). Rechte Ostwandschlucht durch Adam Döppl und Franz Tham (Steyr).  
Die erste Gratüberschreitung vom Ostrawitz über den Hals und den vollständigen Südostgrat zum Gipfel der Spitzmauer vollführten einwandfrei Robert Damberger und Walther v. Orel (Linz) am 10. 7. 1910. Meine diesbezügliche Angabe im „Kletter und Wanderführer durch die Prielgruppe“ (Linz a. d. D., 1947) ist daher falsch.

## *Dazwischen:*

- 1921: Nordwand („Dambergerweg“) durch Robert Damberger und Rudl Steiger (Linz).
- 1923: Durchstieg links des Auer-Kamins durch Scherf-Haidvogel (Wien), siehe Bemerkungen!
- 1925: Rechte Ostwandschlucht durch Felix (Wien), Hauma und Warta (St. Pölten), siehe Bemerkungen!

## *II. Erschließungsperiode:*

- 1930: Direkter Nordostgrat („Steyrerweg“ – mit Einbeziehung des Nordostvorbaues = Hochkareck) durch Sepp Eitzenberger und Sepp Riha (Steyr),

Nordwand („Rößnerweg“) durch Hugo Rößner, Ricki Dub und V. Travnicek.

- 1931: Rechte Wegänderung zum direkten Nordostgrat durch Sepp Eizenberger und Sepp Günter (Steyr).
- 1932: Wegänderung zum „Rößnerweg“ – „Eitzenbergereck“ – Sepp Eitzenberger (Steyr).
- 1934: Nordwand „Steyrerweg“ durch Strauß-Stamberg und Majeranovsky-Rolinek (Steyr), 1. Abstieg Rodler-Rubenzucker, 1936.
- 1935: Nordpfeiler durch Strauß-Stamberg und Eitzenberger-Seemann (Steyr), 1. Abstieg Nagelstätter-Hackl, 1948, Linker Ostwandpfeiler durch Valentin Strauß und Franz Stamberg (Steyr), Rißreihe „Rolinekweg“ (NO-Vorbau = Hochkareck) durch Erich Rolinek und Franz Stamberg (Steyr).
- 1936: Nordwestwand durch Valentin Strauß und Rudolf Muhutsch (Steyr).
- 1938: 1. Winterbegehung der Ostwand durch Karl Rodler und Hans Rubenzucker (Linz), Hochkarweg (NO-Vorbau = Hochkareck) durch Valentin Strauß und Sepp Rockenschau (Steyr), Hochkarpfeiler (früher genannt: rechter NO-Grat, NO Vorbau = Hochkareck) Erstbegeher unbekannt!

## *Nachlese:*

- 1946: Linker Ostwandweg (angeblich leichtester Durchstieg der Ostwand!) durch R. und J. Fibenhölbl (Steyr).
- 1947: Nordpfeiler, Wegänderung (linke Pfeilerwand/Schlußwand) durch Franz Breitenbaumer und Silvester Ebner (Windischgarsten), Direkter Nordostgrat (NO-Vorbau = Hochkareck), linke Wegänderung durch Harald Niedermayr, Ewald Fürschuß und Kurt Nöbauer (Steyr), Meisenberg-Südwand durch Harald Niedermayr und Kurt Nöbauer (Steyr).
- 1957: Nordpfeiler, Wegänderung (rechte Pfeilerwand) durch Anton Andreus und Gernot Rabeder (Linz).
- 1958: Nordwestrampe (kürzeste Abstiegsföhre) durch Gernot Rabeder und Heinz Stüdl (Linz), 1. Winterbegehung der „Gruberrinne“ durch Fritz Haas und Josef Schieder (Bad Hall).
- 1960: 1. Winterbegehung des Nordpfeilers durch Konrad Scharnreiter und Hans Langwieser (Linz).
- 1961: 1. Winterbegehung des direkten Nordostgrates (NO-Vorbau = Hochkareck) durch Konrad Scharnreiter, Gerhard Werner und Heinz Riepl (Linz), 1. Winterbegehung des Hochkarpfeilers (früher

- genannt: rechter NO-Grat, NO-Vorbau = Hochkareck) durch Konrad Scharnreiter und Matthias Hofpointner (Linz), Nordpfeiler, Wegänderung (rechte Pfeilerwand) durch Heinrich Zerubin und Erich Öhlinger (Steyr).
- 1962: Direkter Hochkarpfelder (NO-Vorbau = Hochkareck), Wegänderung durch Klaus Hoi und Walter Almberger; wurde laut Tourenbuch des Priel-Schutzhauses schon früher durch Bergführer Hans Reischl mit Gefährten begangen. Nordwand, neuer Weg zwischen Gruberrinne bzw. Dambergerweg und Rößnerweg, „Rabederweg“ durch Gernot und Gisbert Rabeder (Linz).
- 1963: 1. Winterbegehung des Linken Ostwandpfeilers durch Matthias Hofpointner und Günter Rodler (Linz),  
1. Winterbegehung des „Rößnerweges“ durch Rudolf Wurzer, Adolf Pichler und Gefährten (Linz),  
1. Winterbegehung der rechten Nordpfeilerwand durch Helmut Witt und Wolfgang Schwarz (Bad Hall-Linz),  
1. Winterbegehung der Rißreihe „Rolinekweg“ durch Matthias Hofpointner und Günter Rodler (Linz).
- 1964: 1. Winterbegehung des Südostgrates durch Walter Nowomy und Wolfgang Schwarz (Linz),  
1. Winterbegehung des „Steyrer Weges“ (Nordwand) durch Manfred Titz und Günter Rodler (Bad Hall-Linz),  
1. Winterbegehung der Nordwestwand durch Matthias Hofpointner und Günter Rodler (Linz).

Der verhältnismäßig milde und schneearme Winter 1963/64 war wohl Veranlassung dazu, daß um die Jahreswende eine ganze Reihe erster Winterbegehungen an der Spitzmauer durchgeführt wurden. Dabei hatten die Bergsteiger aber vielfach mit starken Eisbildungen zu kämpfen, die durch die herrschende Witterung entstanden waren.

In diesen Wochen erfuhr die Spitzmauer-Ostwand (1. Winterbegehung durch Karl Rodler und Hans Rubenzucker am 20. und 21. Februar 1938) nach 26 Jahren ihre 2. Winterbegehung durch Günter Rodler, dem Sohn Karl Rodlers, im Alleingang!

- 1966: Rechter Ostwandpfeiler, „Hofpointner-Werner-Gedächtnisweg“ durch Wolfgang Schwarz und Albrecht Thausing (Linz-Salzburg), Rechter Ostwandpfeiler, Wegänderung „Rodlerweg“ durch Günter Rodler (Linz).
- 1967: Meisenberg-Südostgrat durch Günter Rodler (Linz).
- 1968: Nordwestwand, neuer Weg „Trichterweg“ durch Peter Holl, Ilse Piringer und Alfred Scholz.

1969: Nordwand, neuer Weg zwischen Rabederweg und Rößnerweg durch Wolfgang Schwarz und Gerhard Beschorna (Linz).

1971: 1. Winterbegehung der Nordwand, Schwarze-Platte-Weg Schwarz-Beschorna, durch Manfred Edlinger und Peter Zerbes (Schlierbach-Kirchdorf),

NW-Vorbau = Weitgrubenkopf Nordverschneidung durch Hans Leixl und Günter Rodler (Linz).

1972: 1. Winterbegehung des rechten Ostwandpfeilers durch Manfred Edlinger (Schlierbach-Kirchdorf), Franz Surber (Salzburg) und Josef Friedhuber (Ansfelden).

#### Bemerkungen:

1921 bzw. 1930: Der „Rößnerweg“ quert nach dem Plattenschuß entschieden nach links und verläuft sodann im wesentlichen in der Richtung des *Dambergerweges* durch die Nordwand. Die Erstbegeher dürften keine genaue Kenntnis über den Dambergerschen Durchstieg gehabt haben.

1923: Der Durchstieg links des NW-(Auer-)Kamins von Scherf-Haidvogel ist als Erstbegehung sehr fraglich, da viele Mitglieder der Gebietssektion Touristenklub Linz hier die verschiedenen Varianten begangen haben. Der Anstieg durch den NW-Kamin bzw. in dieser Gegend sollte ja seinerzeit für den allgemeinen Touristenverkehr durch Sicherungen gangbar gemacht werden, so wurden auch schon deswegen in diesem Raum verschiedene Erkundungsfahrten gemacht.

1925: Der von Georg Felix und Gefährten bekanntgegebene Ausstieg durch die rechte Ostwandschlucht deckt sich im wesentlichen mit dem Ausstieg Döppl-Tham vom 21. 8. 1910, und die Begehung und Veröffentlichung ist sicher in Unkenntnis dieses ersteren Weges erfolgt. Die von Dr. Robert Hösch (Wien) in Heft 8/1947, Seite 148, von „Berge und Heimat“ bekanntgegebene 1. Begehung eines neuen Anstieges von Westen über den nordwestlichen Schrofenvorbau (Weitgrubenkopf) wurde in Heft 6/1948, Seite 167, der gleichen Zeitschrift wieder zurückgenommen, weil dieser Vorbau schon früher von Bergrettungsmännern, besonders bei Vermißtensuche, mehrfach überschritten wurde, welche Tatsache Dr. Hösch erst nach Veröffentlichung seines Berichtes bekannt wurde. Die Begehung des Hochkarpfelders (früher genannt: rechter NO-Grat, NO-Vorbau = Hochkareck) erfolgte vor 1938, die Erstbegeher dieses kühnen Weges sind so gut wie unbekannt – für das Tote Gebirge charakteristisch! Als Valentin Strauß und Karl Majeranovsky bei der geplanten Erstbegehung den ersten Pfeilerabsatz erreichten, trafen sie, weiterklettern, laufend auf Haken, dies auch weiter oben an der Schlüsselstelle. Im darüber befindlichen leichteren Gelände sind die unbekannteren Erstbegeher bestimmt nicht mehr umgekehrt. Die Wegbeschreibung wurde

bereits 1938 im „Kleinen Kletterführer rund um das Priel-Schutzhaus“ (ÖTK Linz, 1938) veröffentlicht, auch daraufhin haben sich die Erstbegeher nicht gemeldet. Vermutlich sind diese aus dem Hochkar zum Pfeilerabsatz gequert. Die Zeitangabe der Begehung durch Strauß und Majeranovsky wurde seinerzeit bewußt *nicht* gemacht.

Die Fahrten der I. Erschließungsperiode und der Zwischenzeit verlaufen durchwegs in den Schwierigkeitsstufen II und III nach Welzenbach bzw. „Alpenskala“, die des II. Erschließungsabschnittes und z. T. darnach in IV, V und VI untere Grenze. Daraus ergibt sich, daß die Spitzmauer für alle Leistungsstufen eine Reihe prächtiger Felsfahrten aufweist.

Damit ist die Ersteigungsgeschichte der Spitzmauer, des schönsten Kletterberges des Totes Gebirges, beendet. War es einmal jährlich eine Partie oder gar alle paar Jahre ein, zwei Menschen, die ihrem stolzen Gipfel zustrebten, so vergeht heute kaum ein schöner Sommertag, an dem sie nicht besucht wird, und an sonnenhellen Samstagen und Sonntagen ist die kletterfrohe Jugend aus Linz, Steyr, Wels und anderen Orten unserer Heimat auf allen ihren Felswegen zu finden. Aber auch aus weiter Ferne und fremden Ländern sind Bergsteiger gekommen und haben im Steilfels der Spitzmauer reines Kletterglück gefunden. Manchem ist sie wohl zum Berg seines Schicksales geworden, so als erstem, im Jahre 1932, dem bergbegeisterten Sepp Günter aus Steyr, doch tausendfach vergab und vergibt sie immer wieder das Glück der großen Höhen, denn (nach Gustav Renker) „kommt keiner aus den Bergen so zurück, wie er vom Tal zu den Wänden heraufgestiegen ist. Den Schwachen machen sie stark, und dem Allzuharten geben sie Milde und Schönheit.“

#### Literatur- und Unterlagennachweis:

1. Ersteigung und Weg Lamberger – siehe „Erschließung der Ostalpen“ Band I „Totes Gebirge“ und ÖTZ Jahrgang 1892, Seite 13 ff.,  
Auer-(NW-)Kamin – Privatmitteilungen, siehe auch „Mitteilungen des DuÖAV“ Jahrgang 1898, Seite 166.  
zu 1904: ÖAZ, Jahrgang 1904, Seite 273;  
DAZ, IV. Jahrgang, Heft 15 (siehe auch ÖAZ 1905, Seite 286);  
zu 1906: ÖAZ, Jahrgang 1906, Seite 248;  
ÖAZ, Jahrgang 1906, Seite 224 (dort allerdings fälschlich als Meisenberg-Nordwestgrat bezeichnet);  
zu 1907: ÖAZ, Jahrgang 1908, Seite 177;  
zu 1908: ÖAZ, Jahrgang 1909, Seite 252;  
zu 1909: 1. Gipfelbuch der Spitzmauer;  
zu 1910: ÖAZ, Jahrgang 1911, Seite 26 ff.;  
ÖAZ, Jahrgang 1911, Seite 364;  
1. Gipfelbuch der Spitzmauer;  
zu 1921: ÖAZ, Jahrgang 1922, Seite 32 (dort Ersteigungstag 31. August, im Gipfelbuch jedoch 31. Juli 1921);

- zu 1923: „Der Bergsteiger“, Jahrgang 1926, Seite 165;  
zu 1925: Jahresbericht der Alpinistengilde im TVN 1925, Seite 25;  
zu 1930–1945 bzw. 1948: Privatmitteilungen an den Verfasser und Tourenbuch im Priel-Schutzhaus (aufgelegt von der ÖTK-Jungmannschaft bzw. der Bergsteigergruppe im ÖTK, Kameradschaft Linz);  
„Kleiner Kletterführer rund um das Priel-Schutzhaus“ (ÖTK Linz, 1938);  
1. Winterbegehung der Ostwand siehe auch „Zehn Jahre Bergsteigergruppe“, Tätigkeitsbericht 1929–1939 der Bergsteigergruppe im ÖTK (Wien 1940);  
„Neue Kletterwege in der Prielgruppe“ DAZ, Jahrgang 1940, Seite 83–85;  
„90 Jahre Spitzmauerfahrten“ ÖAZ, Jahrgang 1948, Seite 146;  
zu 1946: AV-Führer „Totes Gebirge“, 1. Auflage, Seite 91;  
zu 1947: Dreimal Privatmitteilungen;  
zu 1957: Privatmitteilung;  
zu 1958: AV-Führer „Totes Gebirge“, 1. Auflage, Seite 89 und 106;  
Privatmitteilung;  
zu 1960: Privatmitteilung;  
zu 1961: Privatmitteilung;  
Mitteilungen des ÖAV 1961/Heft 9;  
Privatmitteilung;  
zu 1962: AV-Führer „Totes Gebirge“, 1. Auflage, Seite 99;  
Mitteilungen des ÖAV 1963/Heft 4/5;  
zu 1963: alle Angaben aus Mitteilungen des ÖAV 1964/Heft 4/5;  
zu 1964: alle Angaben aus Mitteilungen des ÖAV 1964/Heft 4/5;  
zu 1966: alle Angaben aus Mitteilungen des ÖAV 1967/Heft 5/6;  
zu 1967: Privatmitteilung;  
zu 1968: Mitteilungen des ÖAV 1969/Heft 5/6;  
zu 1969: Mitteilungen des ÖAV 1969/Heft 9/10;  
zu 1971: Tourenbuch im Priel-Schutzhaus und Privatmitteilungen;  
zu 1972: Tourenbuch im Priel-Schutzhaus und Privatmitteilungen.

#### Abkürzungen:

- DAZ = Deutsche Alpenzeitung  
ÖAZ = Österreichische Alpenzeitung  
ÖTK = Österreichischer Touristenklub  
ÖTZ = Österreichische Touristenzeitung und  
TVN = Touristenverein „Die Naturfreunde“

Anschrift des Verfassers:  
Sepp Wallner  
Freistädter Straße 15/III  
4020 Linz a. d. Donau

## Bergerlebnisse im Steifels der Spitzmauer

IM WINTER DURCH DIE  
SPITZMAUER-OSTWAND

Erste Winterbegehung durch Karl Rodler  
und Hans Rubenzucker am 20. und 21. 2. 1938

Ein herrlicher Bergsommer mit vielen Kletterfreuden war wieder zu Ende. In den Jahren vorher waren in manchen Ostalpengruppen die ersten großen Winterklettereien durchgeführt worden, so galt es auch bei uns, für den Winter zu rüsten, denn ich hatte mit meinem Bergkameraden Hans Rubenzucker nach ersten kleineren Erfolgen eine große Sache vor. Im Winter 1937/38 sollte die etwa 600 m hohe Ostwand der Spitzmauer (2446 m) im Toten Gebirge ihre erste Winterdurchstiegung erhalten. Unsere ersten Anstürme scheiterten, der zweite mußte infolge vorgeschrittener Zeit und der behindernden Schier wegen abgebrochen werden. In rasender Fahrt schossen wir aus dem ersten Wanddrüttl hinunter ins Ostwandkar.

Die Abfuhr hatte unserer Energie und dem zähen Willen nicht im geringsten geschadet. Im Gegenteil! So wurde nun das ganze Unternehmen auf den 20. 2. 1938 festgesetzt, unsere umfangreiche Ausrüstung um zwei Paar Sommerschier und den nötigen Zeltsack vermehrt und ein richtiger Angriffsplan zurechtgelegt.

Am 18. Februar fuhr Kamerad Hans mit drei Paar Schier nach Hinterstoder, legte eine schöne Anstiegspur zum Priel-Schutzhaus (1420 m), brachte am 19. die beiden Paar Sommerschier auf den Spitzmauergipfel und legte schließlich eine schöne Anstiegspur zum Einstieg der Ostwand hinüber, die es uns bei Laternenlicht ermöglichen mußte, den Einstieg in viel kürzerer Zeit als letztemal zu erreichen. Als ich Samstag, den 19. Februar, spät abends in das Haus kam, buk Hans schöne, goldgelbe Palatschinken, die ein Teil des Proviantes in der Wand sein sollten. Wir waren guter Laune, da uns auch der Wettergott ein freundliches Gesicht zeigte. Mit den Gedanken schon in der Ostwand, waren wir bald auf den Lagern, um noch ein paar Stunden Schlaf zu genießen. Um 2 Uhr rasselte der Wecker. Eine sternklare, kalte Nacht wölbte sich über den Bergen, die im bleichen Mondlicht noch größer schienen. In der alten, klei-

nen Winterküche bereiteten wir uns ein kräftiges Frühstück. Um 3 Uhr legte Hans einen Zettel auf den Tisch, der unsere Absicht, von der außer unserem Jugendführer Sepp Wallner vom ÖTK Linz niemand etwas wußte, bekanntgab. Um 5 Uhr waren wir bereits beim Einstieg, nach Sommerverhältnissen. Da sich noch hoher Schnee aufbaute, stiegen wir mit den Schiern ein gutes Stück weiter, bis die Steilheit dies schließlich nicht mehr zuließ. Im Morgengrauen verstaute wir die Schier. Anseilen, Steigeisen anlegen und Pickel klarmachen – für den Weiterweg! Die ersten Sonnenstrahlen grüßten bereits. Da drängte es uns zur Eile, wollten wir an diesem Tag doch auf jeden Fall durchkommen.

Anfangs war unser Weg ohne Schier sehr anstrengend, da wir bis zum Bauch im losen Pulverschnee versanken und die Wand immer steiler wurde. Aber schon sahen wir 50 m über uns eine blanke Felsgruppe, die wir zu umgehen trachteten, da sie uns ziemlich schwierig erschien. Doch es gab keinen Ausweg, der Fels mußte angepackt werden. Hans, der in Führung lag, hatte die große Mühe, an den Fels zu kommen, da der Pulverschnee unterhalb der Felsgruppe besonders tief lag. In den Felsen schlug er den ersten Sicherungshaken, denn meine Sicherung im weichen Schnee war gleich Null. Nach ein paar kräftigen Ausdrücken über die Steigeisen kam er langsam höher, schlug einen zweiten Haken und ließ mich nachkommen. Oben berat-schlagten wir über den Weiterweg; es gab ja nicht viele Möglichkeiten, der kürzeste Weg jedenfalls führte gerade hinauf! Ich übernahm die Führung und trachtete in Linksquerung einen günstigen Übergang vom Fels in die Schneewand zu finden. So brachten wir endlich mit vielen Anstrengungen die untere Wandhälfte hinter uns.

Es ging stark gegen Mittag, die Sonne meinte es auf einmal recht gut mit uns, und die Schweißtropfen perlten uns nur so von der Stirne. Auch der Magen stellte bereits Ansprüche. Ab und zu eine Fotoaufnahme machend, kamen wir gegen Mittag bei der Höhle (mit Steigbüchlein) an, wo wir Mittagsrast halten wollten. Hans wollte noch eine besonders schöne Aufnahme machen, eine ungeschickte Bewegung, der Apparat schlüpfte aus der Bereitschaftstasche, und die einzelnen Teile unserer Strahlenfalle erreichten in fröhlichen Sprüngen und kürzester Zeit wieder den Einstieg. Wir sprachen anfangs kein

Wort, dachten uns aber bestimmt das gleiche, nämlich, daß es ziemlich steil hinunterging. Erst später wurde der peinliche Absturz behandelt. Um 11.30 Uhr kamen wir bei der Höhle an. Wir brauten einen Vollmilchkakao, und neben anderen guten Sachen fanden Hansens Palatschinken vom Vortag ein rasches Ende. Dabei hatten wir Zeit, den wunderschönen Tiefblick ins winterliche Stodertal zu genießen. Aber es blieb nicht viel Zeit zum Schauen und Träumen, es drängte uns weiter, denn der Weg war noch zu lang, und die großen Schwierigkeiten lagen noch vor uns.



Spitzmauer-Ostwand im Winter – Führe Rodler-Rubenzucker 1938  
Zeichnung O. Brandhuber (Wien)

Ein paar Seillängen konnten wir gemeinsam gehen, dann war es aber Schluß damit. Vereiste Felsen lösten harten Firnschnee ab und diesen wieder blankes Eis, wo unsere Steigeisen und Pickel richtig zum Einsatz kamen. Nur ganz

langsam gewannen wir an Höhe, dann standen wir vor dem Kamin, der gänzlich vereist war, den wir uns auch nicht anders vorgestellt hatten. Ich wäre an der Führung gewesen, aber Kamine sind Hansens Spezialität. Gleich packte er ihn auch an, doch nach einem ganzen Meter zwang es ihn schon zurück. Mit Rucksack ausgeschossen! Nur mit Pickel und Schlosserzeug kämpfte er sich Meter für Meter höher. Der Kamin ist 15 m hoch, er schimpfte und schwitzte, ich zitterte unten vor Kälte. Die Uhr zeigte bereits 15.30 Uhr, die Sonne hatte uns längst verlassen. Endlich kam von oben das langersehnte Wort: „Nachkommen!“ Anfangs waren meine Glieder steif, nach einigen Metern war ich an der Reihe zu schwitzen. Die beiden Rucksäcke machten mir noch viel zu schaffen. Mit einem verrenkten Fuß und einer zerrissenen Hose kam ich aber dann doch beim Freund an. Schnell jedem ein Stück Schokolade in den Mund gesteckt und weiter! Im Tale dunkelte es bereits.

Ein freies Wandstück war nun meine Aufgabe, beinahe wäre dieses der Abschluß unserer Fahrt geworden. Blankeis, Schnee und Fels wechselten ab, dazu zunehmende Dunkelheit. Ich hatte nur einen Gedanken: Unter allen Umständen heute noch durch die Wand, hinunter ins Tal und heim nach Linz, wo ich am Montag früh bei der Arbeit sein mußte. Etwa 14 m war ich hochgeklettert, ohne einen Haken zu schlagen, ich hatte ja keine Zeit mehr dazu, plötzlich war es aus, weder höher noch nach rechts oder links oder zurück konnte ich, nur eine Eisrippe war mein einziger Halt. So verharnte ich, abwechselnd nach jeder Richtung ein Weiterkommen versuchend, zehn Minuten – vielleicht eine Viertelstunde, ich wußte nicht wie lange, nur daß mir die Kräfte schwanden, fühlte ich. Alle Aufmunterungen meines Freundes nützten nichts mehr, ich war am Ende. Es gab nur einen Ausweg; rechts, vielleicht 10 m unter mir, leuchtete aus der Dunkelheit ein freier Schneefleck herauf, auf diesen mußte ich abspringen, wollte ich nicht, wo ich heraufgekommen war, hinunterfallen. Ich schrie dies Hans zu, er war nach reichlichem Zögern damit einverstanden, nur sollte ich ein bißchen warten, damit er die nötigen Vorbereitungen treffen konnte. Plötzlich fand ich einen Griff – er war bestimmt vorher nicht da –, ein Jauchzer, ein Zug am Seil, und ich kletterte bis zu einem leidlichen Stand weiter. Inzwischen war es finster geworden.





Spitzmauer – Am Nordpfeiler

H. Pilz

Ich hatte mich nun auch aus Freude über die Rettung aus der geschilderten Situation gerne zu der von Hans vorher schon angedeuteten Beiwacht entschlossen. Wir konnten von der Gipfelschlucht nicht mehr weit entfernt sein. In der Hoffnung, einen besseren Platz für die Nacht zu finden, kletterten wir trotz Finsternis noch zwei Seillängen links hoch. Nun waren wir wohl in der Gipfelschlucht, aber ein günstigeres Beiwachtplätzchen fanden wir nicht. Wie eng unser Nächtigungsplatz bemessen war, hat sich erst später herausgestellt, als wir beide nämlich gleichzeitig sitzen wollten. Vorerst hatten wir auch anderes zu tun. Es war 19 Uhr, und bis zum Morgen hatten wir 11 Stunden Zeit. Es mußten 4 bis 5 Haken geschlagen und gesichert werden, dann wurden alle noch in den Rucksäcken befindlichen Kleidungsstücke angezogen. Auch gegessen mußte werden. Viel essen war unsere Losung, denn essen macht warm! Aber es blieb trotzdem kalt. Die Steigeisen konnten wir nicht abschallen, weil das Schuhwerk und die Bindung vollkommen vereist waren. So kamen eben die Füße samt Schuhen und Steigeisen in die Rucksäcke. Nun sollte der

Zeltsack über unsere Köpfe gestülpt und eine Kerze angezündet werden, dies hätte uns warm gemacht. Aber leider lag der Zeltsack in Linz in einem warmen Zimmer auf einem Stuhl; ich hatte in der Eile vergessen, ihn einzupacken. Hans war mir aber deswegen nicht böse, er hat die ganze Nacht nie vom Zeltsack gesprochen. Er ist eben ein Kamerad in des Wortes tiefster Bedeutung. – Tief unten im Stodertal, etwa 1700 m unter uns, leuchteten kleine, trauliche Lichtlein in den Bergbauernhöfen und grüßten zu uns herauf. Vorder- und Hinterstoder, meine engere Heimat, wo mir jedes Haus vertraut ist! Wie warm und freundlich mußte es jetzt in der Stube daheim sein! Die Lichtlein tief unten werden immer weniger, bis sie langsam verschwinden. Nun schlummerten sie alle, und wir waren ganz allein in der Nacht. Viele Probleme des Bergsteigens haben wir in jener kalten Nacht aufgeworfen, trotz unserer unfreundlichen Lage neue, große Pläne geschmiedet, die leider durch den großen Krieg dann hinfällig wurden. Hans erzählte mir von schönen großzügigen Fahrten in den Hohen Tauern, ich schilderte ihm die Kalkpracht des Wilden Kaisers. Einmal bin ich

eingeschlafen, ich träumte von einem sonnigen Tag, einer grünen Wiese und weidenden Kühen. Plötzlich rüttelte mich Hans, und die eisige Wirklichkeit war wieder um mich.

Doch wie alles im Leben vorübergeht, so ging auch diese Nacht zu Ende. Als im Osten der Morgen graute, kam auch in uns wieder Leben. Leider verschlechterte sich das Wetter, und der kalte Wind wurde immer stärker. Wir hatten große Mühe, die Haken herauszukriegen und das steifgefrorene Seil zu entwirren. Endlich war es soweit, Hans konnte die erste Seillänge anpacken. Die Gipfelschlucht forderte unsere ganze Energie, aber es war gut so, es machte uns wieder warm und damit beweglich. Mit größter Spannung kletterten wir immer höher, um endlich in die Gipfelwand zu kommen und zu sehen, ob der Gipfel eine Schneewächte trage. Eine solche würde uns viel Arbeit und Anstrengung kosten. Hans behielt die Führung bei, da sich meine Fußverletzung während der kalten Nacht nicht gebessert hatte. Endlich rief Hans, daß der Gipfel – soviel er sehen könne – frei sei. Drei bis vier Seillängen hatten wir noch durch die glatte Wand hochzukommen, die zum größten Teil infolge des immer herrschenden Höhenwindes fast schneefrei war. Hans übernahm nun von mir sämtliches Eisenzeug, und in zäher Arbeit kam er Stück für Stück höher. Das steifgefrorene Seil machte beim Nachziehen große Schwierigkeiten, ich mußte daher immer, sobald dasselbe durch zwei bis drei Karabiner lief, nachkommen. Schließlich schlug ich den letzten Haken heraus und folgte Hans auf den Gipfel, wo uns ein furchtbarer Sturm empfing. Ein fester Händedruck, der tausend Worte bester Kameradschaft umschließt und ausdrückt, wurde gewechselt, und schon gingen wir daran, das Seil und die Schlosserei im Rucksack zu verstauen, Hans holte die Sommerschier aus ihrem geschützten Versteck, und die Fahrt mit den ungewohnten kurzen Brettern begann, die alsbald mit ein paar zünftigen Sternen geziert wurde.

Auf unserem Priel-Schutzhaus angekommen, wurde zuerst einmal richtig gegessen, und dann mußte ich trotz der Müdigkeit und des in der Wärme aufkommenden Schlafes gleich die Weiterfahrt nach Hinterstoder antreten, an diesem Tag mußte ich unbedingt nach Linz kommen. Hans konnte noch bleiben und mußte auch noch die Tourenschier vom Einstieg holen. So nahmen wir Abschied. In Hinterstoder war die

von Jugendführer Sepp Wallner in fürsorglicher Weise aufgebotene und organisierte Rettungsmannschaft bereits abmarschbereit. Ich sollte doch Sonntag, den 20. Februar, schon in Linz eingetroffen sein.

Auf dem Linzer Bahnhof erwartete mich bereits der liebe Kreis der Klubkameraden. Ein Fragen und Antworten ging durch die Runde, und alle waren erfüllt von kameradschaftlicher Freude und treuer Verbundenheit. Eine Bergfahrt war nun wieder eingebracht, die zur Winterszeit zu den schwierigsten Unternehmungen in unseren Heimatbergen zählt und an die wir uns beide oft und gern, besonders in den harten Tagen der Kriegszeit und fern der Heimat, erinnerten. Und wenn wir selbst einmal nicht mehr in die Felsen steigen können, wird uns diese Erinnerung immer einen goldenen Schimmer aus der schönen Jugendzeit in unsere Seele werfen.

*Karl Rodler*

## Hofpointner-Werner-Gedächtnisweg

Erste Begehung des rechten Ostwandpfeilers durch Wolfgang Schwarz und Albrecht Thausing am 20. 9. 1966

Die Prielgruppe ist unserer Jugend Bergland, hier haben wir unsere ersten Klettersporen verdient, und hierher kehren wir immer wieder zurück, um in diesen wunderbaren Kalkfelsen zu klettern. Gebietskenner wissen oder wußten, daß da und dort noch eine Wand oder ein Pfeiler auf ihre Erstbegeher warten.

Von einem erfolgreichen Dolomiten-Bergurlaub des Jahres 1964 heimgekehrt, wollten wir uns – mein Klubkamerad Fritz Priesner und ich – an dem 300 m hohen noch unerstiegenen rechten Ostwandpfeiler der Spitzmauer versuchen. Von Mattl Hofpointner und Günter Rodler, die ebenfalls den Pfeiler schon versuchten, erfuhr ich den bestmöglichen Einstieg, ein Vorteil in der etwa 600 m hohen Ostwand, aus der der Pfeiler herausspringt und zum Gipfel emporzieht.

An einem klaren Augustmorgen verlassen wir unser Priel-Schutzhaus und erreichen mit schweren Rucksäcken auf dem altvertrauten Pfad über die Gruberrinne und den Gratabsatz im Nord-

ostgrat das Ostwandkar und stehen bald am Fuß des rechten Ostwandpfeilers. Eine Reißverschneidung leitet aus der rechten Ostwandschlucht in die Mitte des Pfeilers. Wir seilen uns an. Drüben, am linken Ostwandpfeiler, ist ebenfalls eine Seilschaft am Fels, wir rufen hinüber und bekommen freundliche Antwort.

Zügig klettern wir die Reißverschneidung in Schwierigkeit IV höher. Eine angelehnte, brüchige Pfeilerrippe bringt uns einige Meter weiter. Oben wird eine glatte Platte an einigen kleinen Griffen überwunden. Wir sind gut in Form – die Kletterei scheint uns nicht schwer, und in Gedanken sehen wir uns nach gelungener Fahrt schon am Gipfel. Doch es kam anders . . . Wir erreichen einen brüchigen Reißüberhang, und Fritz beginnt mit Hilfe von Haken diese schwierige Stelle zu überwinden. Ich stehe auf schmalen ausgesetzten Band. Felsbrocken kommen herab und stürzen weit hinter mir in den Abgrund. Die Sonne scheint heiß, aber der Tag hebt uns weit über den Alltag heraus. Die Kameraden drüben am linken Ostwandpfeiler rufen und jodeln herüber. Es beruhigt irgendwie, Kameraden in der Nähe zu wissen.

Die Seile gleiten durch meine Hände, wieder ein Meter gewonnen. Mein Kamerad ist jetzt ungefähr 15 Meter über mir, ich beobachte jede seiner Bewegungen.

Auf einmal verschwimmt es vor meinen Augen – habe ich einen Sonnenstich? Ich glaube, nicht richtig zu sehen, ein Haken bricht aus, mein Kamerad stürzt aus der Wand.

Ich halte krampfhaft die Seile, ich muß den Sturz auffangen. In diesem Augenblick denke ich nicht, daß uns etwas zustoßen könnte. Ohne den Sturz zu hemmen, bricht ein halbes Dutzend Zwischenhaken aus, und mit Karabinergeklirr stürzt Fritz kopfüber an mir vorbei. Ich warte auf den unausbleiblichen Ruck. Die Seile spannen sich, ich werde aus dem Stand gerissen, doch der Standhaken hält. Die Knie knicken mir ein, meine Hände halten das Seil umkrampft, und ich spüre am Hals und an den Händen einen brennenden Schmerz. Von unten vernehme ich Rufe, da merke ich, daß alles vorbei ist. Ich hänge noch immer an dem einzigen Haken und halte die Seile in den verbrannten Händen. „Lasse die Seile drei Meter nach, dort unten finde ich Stand“, ruft Fritz herauf. Dreißig Meter ist der Kamerad gestürzt, und nichts ist ihm geschehen.

Besorgte Rufe kommen vom linken Ostwand-

pfeiler herüber. Die Linzer Bergkameraden drüben haben alles mit angesehen. Damals glaubte ich an den Schutzengel. Heute meine ich, daß uns der Berg eine Lehre erteilte, die unser unbeschwertes Klettern in ein zielbewußtes Bergsteigen umlenken sollte.

Mit der unverletzten linken Hand schlage ich ungelenkt einen zweiten Sicherungshaken und sichere über ihn meinen Kameraden auf das nächsthöhere Band. Mit der rechten Hand kann ich nichts mehr machen, und auch am Hals klafft eine tiefe Brandwunde. Die Sonne scheint noch immer heiß auf uns herab, und unser Entschluß ist, unbedingt noch heute hier herauszukommen. 10 m unter mir befindet sich ein schmales brüchiges Band, das nach links in die Ostwandschlucht hinauszieht und uns einen Fluchtweg zum Gipfel gewähren könnte. Über dieses Band gelangten wir auch in die Ostwandföhre (III) und können nun im leichteren Gelände den Gipfel erreichen, wo uns schon besorgte Kameraden erwarten. Mit unserem Auftrieb für neue Versuche war es nun für längere Zeit vorbei.

\*

Als ich 1965 wieder von einem Dolomiten-Bergurlaub zurückkehrte, lag zu Hause die Einberufung zum Österreichischen Bundesheer auf meinem Tisch. Am 4. Oktober mußte ich nach Absam in Tirol, wo ich als Gebirgsjäger dem Vaterlande dienen durfte. Aber es blieb mir noch ein Wochenende, das ich oben in meiner Bergheimat im Toten Gebirge verbringen wollte.

Es kam mir der rechte Ostwandpfeiler wieder in den Sinn und ich beschloß, den schon angefangenen Weg als würdigen Kletterabschluß vor meiner Wehrdienstleistung zu Ende zu führen. Diesmal sind wir zu dritt: Reinhard Hargassner, genannt „Haxi“, Mattl Hofpointner und ich. Noch Freitag in der Nacht steigen wir zum Priel-Schutzhaus auf, aber wir gehen lange nicht schlafen und kommen anderntags erst gegen Mittag zum Einstieg.

Mattl ist ein ausgezeichnete Kletterer, doch er überläßt mir die Führung. Auf dem Band, auf dem wir im Vorjahre ausquerten, richtet Haxi für uns drei einen Biwakplatz ein, während Mattl und ich ein Stück weiterklettern. Ich stehe nun unter dem Reiß, aus dem Fritz 30 m stürzte. Mattl hat den Stand auf dem schmalen Band eingenommen. Ich schlage einen langen Haken, dabei muß ich immer wieder zurück,

ausrasten, und die Hämmererei von neuem beginnen. Dann hänge ich ein, der Haken hält. Aus der letzten Fiffisprosse heraus versuche ich einen Meter höher zu kommen. Meine Hände tasten den Fels nach Griffen ab, noch einen Haken, aber er hält nicht. Ich rette mich gerade noch zum letzten Haltepunkt zurück. Was nun? Langsam dämmert es und damit ist wenigstens für heute jede weitere Frage müßig, wir müssen zurück.

Zwei Seillängen weiter unten erwartet uns Hazi mit dem fein gesäuberten Biwakplatz – gute Nacht. Aber mit dem Schlafen wird es lange nichts; tief unten im Ostwandkar orgeln die Hirsche und heute teile ich mit Mattl erstmals den Biwakplatz, wir haben uns viel zu erzählen.

„Wir müssen den Rißüberhang heute bezwingen“, meint Mattl, als ich mit Haken beladen den Riß angehe, der mich gestern noch abgewiesen hat. Die rechte Hand hat einen kleinen Scherbengriff gefunden, mit der linken schlage ich einen alten Ringhaken. Ober mir lösen sich Felsbrocken, bricht denn der ganze Pfeiler zusammen? Der Haken scheint zu halten, Mattl blickt besorgt herauf, als ich ihn belaste.

Jetzt wird der Riß breiter. Ein Profilhaken, „rot locker“, rufe ich und hänge ein. Das Fiffi bringt mich einen schwachen Meter höher und auf einmal halte ich einige gute Griffe in der Hand, die mir ein Höherkommen ermöglichen. „Locker, Seil locker!“ rufe ich, die Hände halten sich fest am Fels, um der Schwerkraft des Körpers zu trotzen. Dann bin ich oben, die Schlüsselstelle ist bewältigt!

Mittag ist längst vorbei, ein Gewitter braut sich zusammen, es erhebt sich aber noch immer 150 m unbezwungener Fels über uns. Die Kameraden müssen morgen zur Arbeit und ich zu den Soldaten! Langsam steige ich die hart erkämpften Meter zurück und erreiche den Standplatz.

Und wieder einmal queren wir in die Ostwand aus und erreichen über ihre Führe den Gipfel der Spitzmauer. Ade! Ostwandpfeiler, ich muß zum Bundesheer – aber wir kommen wieder, dann gehörst du uns!

\*

Ein Jahr später, 1966, steht unser Zeit im Zinnengebiet bei der Lavaredohütte. Wir waren an den großen Nordwänden erfolgreich. Freund

Albrecht Thausing, im Kameradenkreis genannt „Brechtl“, den ich beim Bundesheer in Tirol kennengelernt habe, wollte die Siege mit besten Fleischkonserven feiern, doch ich hatte keine Lust, mir war alles grau – vielleicht eine Vorahnung?

Ein schwerbepacktes Motorrad mit bärtigem, steinschlagbehelmtem Fahrer rattert den holprigen Weg herauf und fährt auf unser Zelt zu. Es ist unser Linzer Bergkamerad Heli Witt, der uns die Hiobsbotschaft bringt: Mattl Hofpointner und Gerhard Werner sind nicht mehr, am 3. Juli 1966 verunglückten die beiden in der Hochferner-Nordwand durch eine Eislawine; wir haben zwei unserer besten Bergkameraden, hervorragende Bergsteiger und vorbildliche AV-Jugendführer verloren. Matthias Hofpointner (26) war Jungmannschaftsführer und Gerhard Werner (34) HG-Leiter unserer Sektion Touristenklub Linz, zwei Bergsteiger von hohem Format, die in den ganzen Alpen, im Kaukasus und Hindukusch hervorragende Bergfahrten durchgeführt haben. Einer stand für den andern, als man sie unter der Hochfernerwand fand, waren sie noch immer durch das Seil verbunden. Sie waren uns Vorbilder in der Sektion, so faßte ich den Plan, ihnen die Fahrt über den Spitzmauer-Pfeiler in unserer gemeinsamen Bergheimat zu widmen.

Im September steige ich mit Brechtl zum Priel-Schutzhaus hinauf. Ich zeige ihm meine Heimatberge, die auch die von Mattl und Gerhard waren. Wir wollen die Führe über den rechten Ostwandpfeiler zu Ende gehen und sie dann mit den Namen unserer toten Bergkameraden bezeichnen und bekanntgeben. Zwei Tage später sind wir schon an der Schlüsselstelle; ich schaue Brechtl etwas verblüfft zu, als er an den von mir geschlagenen Haken zügig emporsteigt und bald darauf den Stand erreicht. Er fixiert oben die Seile und steigt wieder herab zum bewährten Biwakplatz. Morgen wollen wir die Fahrt zu Ende führen. In den Daunenjacken und in dem gemeinsamen Biwaksack verbringen wir ein angenehmes Nachtlager. Als ich aufwache, dringt schwacher Schimmer durch den roten Sack, den ich mit einem Male als naß und schwer empfinde. Wir stecken die Köpfe hinaus, die Felsen sind mit 10 cm Schnee bedeckt! Wir wollen warten, wir haben ja Zeit, einmal kommt doch die Sonne!?

Es ist 9 Uhr geworden. Wind kommt auf und es fängt wieder zu schneien an. Jetzt aber nichts

als raus. Wir verlassen fluchtartig den Biwakplatz, alles lassen wir zurück: die fixen Seile und auch fast alle anderen Ausrüstungsgegenstände. Wir queren wieder auf dem Band in die Ostwandführe und steigen über diese zum Gipfel der Spitzmauer, den wir durchnäßt und abgekämpft erreichen.

Tage vergehen – wir betätigen uns inzwischen als Holzfäller unten in den Bergwäldern, um unserer Kraft irgendwie Ausdruck zu verleihen. Doch dann sind die Felsen wieder trocken und das Neuland nimmt uns wieder auf.

Den Rißüberhang des rechten Ostwandpfeilers können wir durch die fixierten Seile gut übersteigen. Ein weiterer Überhang, den wir mit Haken spicken, kann unser zügiges Vordringen nach oben nicht mehr aufhalten. Noch eine Seillänge, dann stehen wir vor einer glatten Wandstelle, die den Pfeiler in der ganzen Breite absperrt. Ein Kamin durchreißt diese Barriere, durch diesen steigen wir verhältnismäßig leicht höher. Der Pfeiler legt sich zurück, wir sind in Gipfelnähe. Brechtel hat sich sämtliche Ausrüstung umgehängt, ich steige in Gedanken voran.

Dann stehen wir am Gipfel und reichen uns die Hände, ich denke an Matzl Hofpointner und Gerhard Werner. Dieser Weg und dieses Mühen um ihn sind ihrer würdig!

*Wolfgang Schwarz*

*Anschrift des Verfassers:*

*Sepp Wallner*

*Freistädter Straße 15/111*

*A-4020 Linz a. d. Donau*

## **Der Traunstein – Vorposten einer berühmten Landschaft**

ROMAN MOSER

### **VORWORT**

Kein Berg ist dem Vorland so nahe und kein Fels der oberösterreichischen Kalkalpen so auffallend und richtungweisend wie der Traunstein. Vielen Menschen mag er im Laufe der Geschichte den Weg in das Innere der Salzkammer

gewiesen haben, und für viele war es wie ein Abschied, wenn sie beim Verlassen des Berglandes, mit kostbarer Fracht in ihren Booten, sein Spiegelbild zerteilten. Noch einmal sehen wir an ihm die Dominanten einer herrlichen Natur: Fels, Wald und Wasser – ehe wir heute, rasch an ihm vorbei und über das Moränenland hinweg, die weiche Mulde Oberösterreichs erreichen. Und eines Tages kehren wir zurück. Gleich einem Korn in waldiger Kimme gewinnt der Berg sehr rasch an Größe und Gestalt. Noch sind wir fern auf breiter Straße, da weist er uns den Weg zur Pforte hin und lädt uns ein, nun länger zu verweilen.

### **DER NAME**

Während das keltische Wort Traun als „truna“ reißen der Fluß bedeutet und urkundlich erstmals im Jahre 829 erwähnt wurde (J. Jebinger, 1967), verrät das Wort „Stein“ den spärlichen Bewuchs der Kalke, die besonders im Bereich der Gipfelzone und an den steilen Felsflanken gut aufgeschlossen sind.

### **DIE LAGE**

Wegen der beherrschenden Stellung hat man den Traunstein als „Wächter am Tor zum Salzkammergut“ bezeichnet. Den übrigen Bergen weit vorgeschoben, wirkt er als gut sichtbare „Landmarke“ und wie ein Eckpfeiler an der bedeutenden Kalkalpenpforte zur Salzkammer. Entgegen dem gesteinsgleichen Höllengebirge befindet er sich rund fünf Kilometer weiter nördlich am Ostufer des Traunsees. Deutlich läßt sich eine *Querstörung oder Blattverschiebung* erkennen, deren Kluft durch Fluß- und Eiswerk erweitert wurde. Heute bedeckt das Wasser des Traunsees diese tektonische Fuge. Seine Westwand und die Ostabstürze des Sonnsteins waren sich zur Zeit der Gebirgsbildung ganz nahe. Diese Vorverlagerung bedingt seine dominierende Stellung nach allen Seiten hin. Sein Felsmassiv liegt am Schnittpunkt von 13°50' östlicher Länge und 47°52' nördlicher Breite. Der Traunstein ist somit – entsprechend seiner Lage zum Vorland – durch das geringe Ausmaß an Verkarstung sowie durch Bau und Tektonik als ein deutlich isoliertes Glied der Nördlichen Kalkalpen anzusprechen.

## DIE GRENZEN (siehe Karte)

Geographisch ist der Berg gut abgrenzbar. Nach dem Westen hin ist es das Seeufer mit seinen steilen Felsflanken, nach dem Norden sind es der Gschlifgraben und die Flachhänge am Weg zum Laudachsee (Lehrpfad), im Süden das Lainaubachtal und nach dem Osten, in Richtung Katzenstein, ist es der Einschnitt der Hohen Scharte (Scharten 1127 m), durch den der Gaßnersteig führt. Diese Grenzen umfassen eine Fläche von rund 700 Hektar. H. Kohl (1964) hat in einer naturräumlichen Gliederung Oberösterreichs den Traunstein deutlich von den im Norden vorgelagerten und teils überschobenen Fylschbergen geschieden, da sein Kahlgestein und die zwischengeschalteten dolomitischen Waldflächen sowie die Fels- und Schuttfluren eine klare Abgrenzung ermöglichen.

## DIE HÖHE

Die erste Höhenmessung erfolgte auf Veranlassung des Kaisers Maximilian I. zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Dabei entsprachen *385 Grade über dem Traunsee* einer relativen Höhe von nur 679 m. In der ersten Landkarte Oberösterreichs, die von dem Nürnberger Kupferstecher Augustin Hirschvogel im Jahre 1542 gezeichnet und 1583 gedruckt wurde, wird der „Traunstein“ als „Mons altissimus“ bezeichnet (F. Pfeffer, 1960), womit wiederum die beherrschende Stellung dieses Berges zum Vorland hin ausgedrückt ist. Auch in der Karte von Wolfgang Lazius aus dem Jahre 1545 scheint der Traunstein als der markanteste Berg der oberösterreichischen Gebirgslandschaft auf. Während die oberösterreichischen Landstände im Jahre 1617 den Kartographen Isaak Holzwurm beauftragten, in einer neuen Landkarte von Oberösterreich auch die „fürnembsten Gepürg“ abzuschnen (1662), gelingt erst Matthäus Vischer 1669 eine genauere Darstellung der oberösterreichischen Alpen. Die Errechnung einer annähernd richtigen Gipfelhöhe mit einem Wert von *581 Toisen* (Toise = Normaleinheit des altfranzösischen Längenmaßes oder 1 französischer Klafter mit 1,95 Meter) oder aufgerundet 1133 m über der Seefläche vermittelt jedoch erst die Josephinische Militäraufnahme (1769–1772) und die „Mappa von dem Land ob der Enns“, von Carl Schütz (1787). Im Jahre 1858 wurde von der Triangulie-

rungsabteilung des Militärgeographischen Instituts auf dem Gipfel eine trigonometrische Holzpyramide errichtet und eine *absolute Höhe von 1691 m* über der Adria festgestellt. Damit ist eine *relative Höhe von 1269 m* über der rund 422 m hoch gelegenen Traunseefläche errechenbar.

## GEOLOGISCHE VERHÄLTNISSE, GESTEINSBESTAND, SPUREN DER VEREISUNG

Sedimentation, Faltung, Hebung und Deckenüberschiebung sind die charakteristischen Merkmale der Gebirgsbildung in den Alpen. Der Traunstein zeigt als Einzelberg alle Phänomene der Orogenese. Sein Gestein, vorwiegend *Kalke und Dolomit*, wurde im Erdmittelalter (Mesozoikum) – vor rund 200 bis 150 Millionen Jahren – in einer Meereswanne (Tethys) abgelagert. Gebirgsbildende Kräfte hatten am Übergang von Kreide- und Tertiärzeit die West-Ost streichende Geosynklinalen so stark eingeeignet, daß ihre Sedimente gefaltet und ausgepreßt wurden. Der Traunstein ist ein Teil der *oberostalpinen Kalkdecke*, deren Bildungsraum heute nur mehr zwischen dem Möll- und Gailtal nachweisbar ist (A. Tollmann, 1965). Die Einengung der Meereswanne war so gewaltig, daß die Sedimente herausgehoben und über die Ränder der Synklinalen nach dem Norden geschoben wurden. *Der Nordschub der Gesteine* ist am Traunstein sehr deutlich am Einfallen der Schichtpakete nach Süd zu erkennen (siehe geologische Skizze nach G. Geyer im Anhang).

Die nach Nord gleitenden Gesteinsmassen bildeten *Bewegungseinheiten oder Decken*, die auf tiefer liegende penninische und helvetische Faziesräume aufgeschoben und über diese hinweg bewegt wurden. Diese Bewegungen waren nicht einheitlich, sondern es bildeten sich infolge der Druckunterschiede, der Widerlager, der unterschiedlichen Gleitbahnen und Schubkräfte *tektonische Störungen* in Form mächtiger Brüche aus, die größere Gesteinsdecken in kleinere Bewegungseinheiten zerteilten. So eine Störung großen Ausmaßes ist die *Blattverschiebung am Traunsee*, eine Querstörung zwischen dem Höllengebirge und dem Traunstein. Während das Höllengebirge an den zu engen Schuppen gestauchten Schichten der Langbathscholle gestaut erscheint, wurden die Schichtstöße im Be-

reich des Traunsteins mitgeschleppt und dieser rund fünf Kilometer weiter nach Nord auf Dolomit und Flysch aufgeschoben (J. Schadler, 1959). Die dabei entstandene große tektonische Kluft wurde von der Traun erweitert, vom Gletscher eis ausgeschürft und in geologisch junger Zeit vom Wasser des Traunsees vollgefüllt. Die Blattverschiebung am Traunsee ist durch einen überaus reizvollen Gegensatz seiner Uferlandschaften gekennzeichnet (R. Moser, 1960).

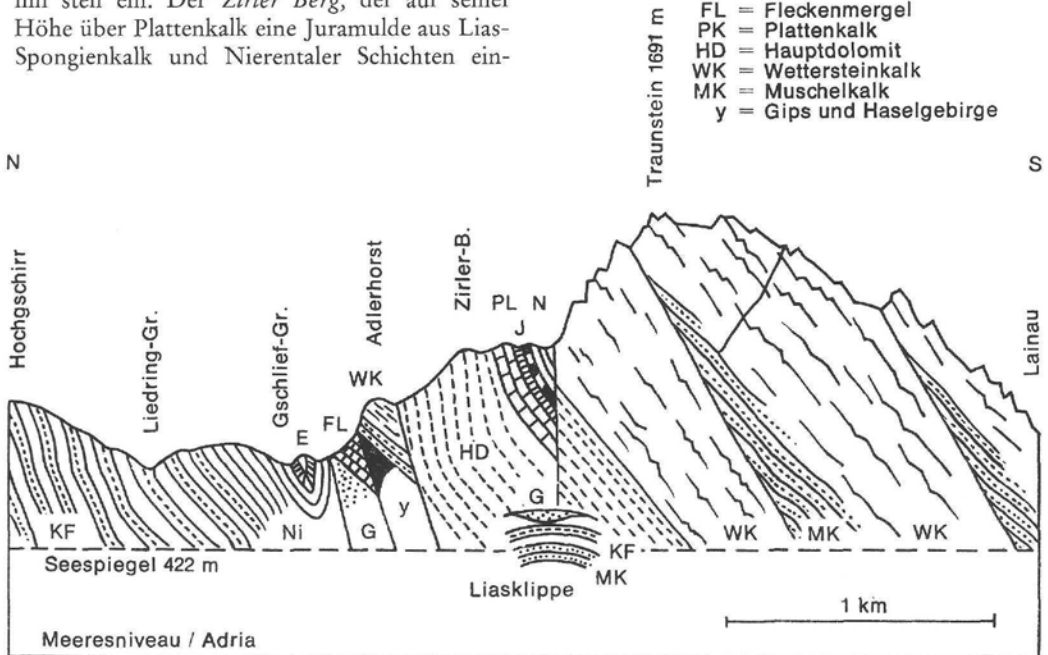
Der Traunstein gehört zwei oberostalpinen Gesteinsdecken an, der stark bewaldeten *Bajuwarischen Dolomitdecke* im Norden und an der Basis (Zirler Berg) sowie der waldarmen *Staufen-Höllengebirgsdecke*, die im Gipfelbereich und an den Südhängen vorwiegend aus Wettersteinkalk besteht. Der Berg ist somit aus zwei deutlich überschobenen Deckenteilen aufgebaut, die in sich wiederum mehrere Gesteinsschuppen, Verwerfungen und Faltungen als Zeichen intensiver Bewegung erkennen lassen.

Die Bajuwarische Scholle des Untergrundes besteht aus *Hauptdolomit*, einem grauen bis braunen, bituminösen Gestein, das meist in mächtige Bänke gegliedert ist. Dolomit verwittert leicht, zerfällt in kleine, würfelförmige Stücke und grusiges Material, das die Humusbildung und den Waldwuchs sehr fördert. Vom Hohen Kamp über die Farngrub zum Zirler Berg fällt dieser stark bewaldete Dolomitsockel nach dem Süden hin steil ein. Der *Zirler Berg*, der auf seiner Höhe über Plattenkalk eine Juramulde aus Lias-Spongienkalk und Nierentaler Schichten ein-

schließt, entspricht in seiner Masse dem Hauptdolomit der Langbathscholle. Er ist einem Keil aus Untertriasschichten aufgeschoben, denen der stark dolomitisierte Wettersteinkalkturm des Adlerhorstes als losgetrennter Schubfetzen aufgesetzt ist (G. Lahner, 1936). Die Gutensteiner Kalke und Gipsinseln, als Spuren der untersten Triasstufe, sind nur in tiefen Gräben anstehend und verweisen im Zusammenhang mit dem Haselgebirge auf die Bedeutung der *salinaren Tektonik* im Bereich der Traunstörung (J. Schadler, 1959). Zum Gschlifgraben hin sind Lias-Fleckenmergel und Grestener Schichten aufgeschlossen. Dieser pfadlose und schwer begehbarer Graben stellt eine eng gepreßte Synklinale aus Kreideflysch und Nierentaler Schichten dar, in deren Kern eozäne Gesteine eingefaltet liegen. Die berühmte Fossilfundstätte der „Roten Kirche“, in der Nummuliten („Bergmandlkreuzer“) gefunden werden, gehört zu den wenigen Standorten fossiler Großforaminiferen in den Alpen (R. Moser, 1963). Die keilförmigen Schuppen der bajuwarischen Zone streichen nicht bis an

Zeichenerklärung:

- E = Eozän des Gschlifgrabens
- Ni = Nierentaler Mergel
- KF = Kreideflysch
- N = Neokommergel
- J = Bunte Jura-Kieselkalke
- L = Liasische Spongienkalke
- G = Grestener Schichten
- FL = Fleckenmergel
- PK = Plattenkalk
- HD = Hauptdolomit
- WK = Wettersteinkalk
- MK = Muschelkalk
- y = Gips und Haselgebirge



Traunsteinprofil (nach Geyer)

das Seeufer, sondern werden im Liegenden von einem Flyschstreifen begrenzt, der bis zum ersten Kalkofen reicht. Direkt an der Straße liegt der *Schober-Steinbruch* aus schwarzem Gutensteiner Kalk mit weißen Schichtblättern aus Gips. Im Hangenden ist wieder Flysch, und damit wirkt dieses Muschelkalkvorkommen wie ein Rammsporn, der sich bei der Blattverschiebung in den Flysch einbohrte. Oberhalb des Steinbruches befinden sich im Buchenwald an der neu angelegten Forststraße Quarzkonglomerate, Grestener Sandsteine und Fleckenmergel der Juraformation. Der Untergrund besteht noch aus Trümmern von rotem Granit, einem kristallinen Strandsediment der Küste des Liasmeeres. Diese kleine *kristalline Juraklippe* gilt als geologische Rarität und bedarf einer Unterschutzstellung. Erst nach der Brandwand reicht der Wettersteinkalk, das Hauptgestein der Staufenhöllengebirgsdecke, bis zum See. Die steilen Wandfluchten bei der „Ansetz“ zeigen einen außerordentlich dichten und äußerst harten, kaum gebankten Algenriffkalk. Der Fels bildet keine homogene Masse, sondern besteht aus übereinandergeschobenen Schuppen, die an zwei Stellen von dunklem *Gutensteiner Kalk* begrenzt werden. Die *Nördliche Zwischenlage* fußt bei der „Ansetz“ und zieht steil an der Westflanke und im Bereich des Brandgrabens bis zum Fahnenpupf. Der Hernerlesteig führt vom Brandgraben bis zum Überstieg entlang dicht gescharter und steil gestellter Lamellen dieses dunklen Gesteins. Die *südliche Zwischenlage* beginnt mit dem Lebzelteneck „Am Mies“, an einem in Wassernähe unterhöhlten Felspfeiler, dessen Gestein im Bereich der Überschiebung Harnischflächen und besonders deutliche Lamellierung erkennen läßt. Diese Schuppe zieht fast senkrecht zum Südwestpfeiler des Traunsteins hoch. In ausgesetzter Mittelpartie folgt ihr der Naturfreundesteig. Der Einschnitt des Lainaubahtales ist keine tektonische, sondern eine durch Erosion entstandene Mulde, die den Kleinen Schönberg als steil nach Süd einfallende Traunsteinschuppe ausweist. Die sanfteren Südhänge des Berges bestehen bis zur Gipfelzone aus Wettersteinkalk. Das *Plateau im Gipfelbereich* ist deutlich gegliedert. Parallel zu den Nordabstürzen der „Tirolischen Stirn“ ist auf der Hochfläche eine tektonische Einmuldung erkennbar, die an einigen Stellen durch Dolinen trichterförmig erweitert wurde.

*Spuren der Vereisung* sind im Bereich des

Traunsteins deutlich zu erkennen. Während der Hocheiszeiten trug die Gipffläche eine Eiskappe. Noch während der Reiß- und Würmeiszeit mündete der kleine *Lainaubahtgletscher* in den mächtigen Eisstrom des *Traungletschers*, der an das Steilufer der Westwand prallte und besonders die Felswände „Am Mies“ und bei der „Ansetz“ abschliff. Da die Tiefenerosion des Traungletschers wesentlich größer als die seines kleinen Zubringers aus dem Lainaubahtal war, entstand nach Abschmelzen des Würmeises eine *Einnündungsstufe*. Heute streicht die Talsohle des Lainaubahtales etwa 80 m über dem Seespiegel in die Luft aus. Der Lainaubach hat sich in der Nacheiszeit in diese Konfluenzstufe klammartig eingeschnitten, und sein Wasser stürzt besonders nach großen Regenfällen oder zur Zeit der Schneeschmelze über den noch nicht erodierten Teil der Gefällstufe. Der *Lainaubahtfall* ist ein bemerkenswertes Naturdenkmal des Traunseegebietes (H. Seidl, 1955). Der Mensch mußte früher diese Geländestufe auf Fels- und Holzstiegen überwinden. Der Miesweg und die Lainaustiege boten vor Errichtung der Forststraße (1963) die einzige Möglichkeit, um von der Seeseite her die Mairalpe zu erreichen und den Traunstein vom Süden her zu besteigen. Auch eine Holzriese an dieser Steilstufe besorgte früher die Talfahrt der Stämme zum Wasser. Vor dem Abklingen der Würmvereisung, deren Moränen in zwei deutlichen Wällen den See im Norden abdämmen und in Resten an den Flyschhängen „Unterm Stein“ anstehen, kam es noch mehrmals zu Klimaverschlechterungen, die Gletschervorstöße auslösten. Auch der Laudachsee und das Laudachmoor sind von Moränen umgürtet, die Vorstößen nach Würm entsprechen. Heute ist der Traunstein den *abtragenden Kräften* stark ausgesetzt. Die chemische Lösungskraft des Wassers (Korrosion), die physikalische Abtragung und Ausnagung des Gesteins durch fließendes Wasser (Erosion), der Massentransport auf schiefer Ebene (Stein- und Schneelawinen, Muren und Felsstürze) und die sprengende Kraft des Eises bauen den Berg ständig ab und verändern seine Form. Große *Schuttfächer* umhüllen seine Fußflächen, und allein ihre Namen auf „Schütt“ deuten auf die große Anhäufung des Gesteins aus höheren Regionen (Schütt-Karl, Mairalpen-, Traunsteiner-, Johannes-, Graue und Steininger Schütt). Immer tiefer zerteilen Gräben die Flanken des Berges (Durchgrabet, Pech-, Fensterl-, Lenzl-



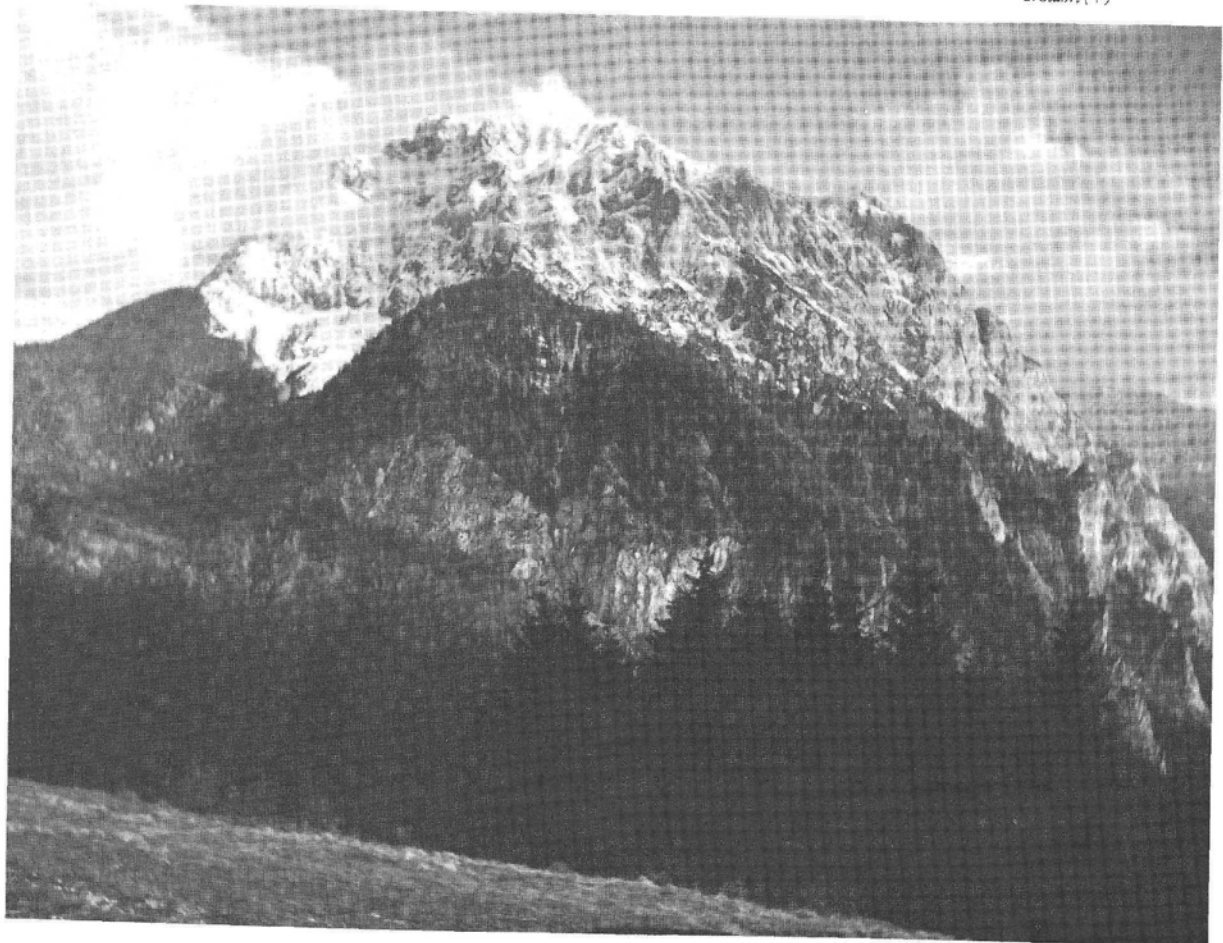
und Brandgraben) und reißen tiefe Wunden, aus denen der zerstückelte und gerundete Fels wie Reis aus einem Sack rieselt (Brunn-, Stutzbüchsen-, Gams- und Weiße Riesen). Die Schuttkegel, deren Bewegung geologisch untersucht wird (E. Hehenwarter, 1961), bestehen aus ungezählten *Gesteinsrhomboedern*, die mit ihren Flächen die Zonen bevorzugter Spaltbarkeit erkennen lassen. Nicht nur die Bergzerreißen und regellose Klüftung nach dem Freiwerden der Gesteinsspannungen, sondern auch Flächen und Kanten, wie etwa der Brandgraben und die Westwandkante an der Pauliroute, scheinen Großrhomboedern der Natur zu entsprechen, die von formgebender Bedeutung für das Landschaftsbild sind (R. Moser, 1961).

## WETTER UND KLIMA

Der Berg ist dem Alpenrand weit vorgeschoben und dadurch den Einflüssen der meteorologi-

schen Elemente stark ausgesetzt. Das *Mittel-europäische Übergangsklima* wird im Bereich dieses Berges durch seine Randlage, durch seine Höhe, durch die Stauwirkung, durch die Seennähe und die Spornlage an einer Föhngasse wesentlich beeinflusst. Einer *Jännerisotherme* von  $-3$  bis  $-5^{\circ}\text{C}$  steht eine *Julisotherme* von  $+14$  bis  $+16^{\circ}\text{C}$  gegenüber. In den letzten Jahren gab es milde Winter und kühle Sommer mit einer mittleren Jahrestemperatur von  $+5^{\circ}\text{C}$  in 1250 m Höhe. Im Bereich des Seeufers wirkt die gespeicherte Wärme des Wassers ausgleichend auf den Temperaturgang und beeinflusst günstig die Vegetation, ganz im Gegensatz zum Laudachseebecken, in dessen trichterförmige Vertiefung die Kaltluft von den Hängen abfließt und eine Eisdecke früh entstehen läßt. Lang andauernde Regen und in allen Jahreszeiten auftretende *Niederschläge* fallen in einer Menge von 2000 – 2500 mm im Jahresmittel. Stauniederschläge und Steigungsregen an der Westwand, von heftigen Gewittern begleitet, lösen oft Mu-

Vom Grünberg sieht man deutlich die Wettersteinkalkstirn des Traunsteins, die dem bewaldeten Hauptdolomitsockel aufgeschoben wurde.  
S. Stabrl (+)



ren und Bergstürze aus. Der *Schnee* bleibt jedoch lediglich im Bereich der Nordabstürze, am Laudachsee und im Lainaubachtal länger als 100 Tage im Jahr liegen. Die Westwand und das Gebiet „Unterm Stein“ sind dem *Föhn* stark ausgesetzt. Der Fallwind prallt an den Fels und an das besonnte Ufer, bestreicht die Hänge und läßt sie früh aper werden. Nur 60 – 100 Tage im Jahr liegt hier Schnee. Auch durch die *reflektierende Wirkung der Seespiegelfläche* und die bedeutende Abstrahlung der Wärme vom Fels her ist hier der Frühlingseinzug eher als anderswo am See. Diese Spalierlage kennzeichnen blühende Kirsch-, Marillen- und Pfirsichbäume. Während Schneeglöckchen, Frühlingsknotenblumen und Leberblümchen nach langjährigem Mittel am Seeufer schon in der Zeit vom 1. bis 11. März zu blühen beginnen, ist der Frühlingseinzug an den Hängen erst vom 11. bis 21. März und im Gipfelbereich, je nach Schneelage, erst von April bis Mai anzusetzen.

Im Sommer, wenn der *Ostwind* weht, wird das Oberflächenwasser an das Westufer getrieben und kaltes Auftriebswasser an den Flanken des Berges nach oben bewegt. Dann ist ein Bad „Unterm Stein“ ein kühles Unternehmen. Weht der *Westwind*, dann treibt er das warme Oberflächenwasser an den Berg und lädt zum Baden ein. Lediglich der „*Vichtauer*“ birgt in sich Gefahr. Nicht nur die Westströmung bringt einen über der Vichtau lagernden Kaltluftpolster in Bewegung, sondern auch die aufsteigende Warmluft über der Seefläche saugt an heißen Sommernachmittagen die Kaltluft an. Unerwartet und heftig fällt die Kaltluftwelle auf den See und peitscht sehr rasch die Wogen vor sich her. Am Fuß des Traunsteins, der wie ein Prellbock wirkt, prallt die Flut dann an. Schon vielen ahnungslosen Schiffsleuten brachte dieser Sturm den Tod. So kam es, daß am 8. 10. 1857 ein schwer beladenes Marktschiff an der Lainau- stiege sank und 10 Personen mit sich riß. An schönen Sommertagen wirken die bergauf- und bergabstreichenden *Hangwinde* belebend, die, gleich dem *Land- und Seewind*, als kleinräumige Luftströmungen, Druckdifferenzen ausgleichen. Sehr oft ist der Gipfel stark umflort, da feuchte Luft vom See in großer Höhe kondensiert. Der Herbst ist die schönste Zeit für den Berggang. In rund 800 – 1000 m Höhe durchstößt man die Nebelzone und läßt das brodelnde Grau und Weiß unter sich. Der Blick vom Gipfel ist zu dieser Zeit besonders schön, da ein mildes Licht

die Landschaft in warme Farben taucht. Bei *Föhn* erst ist der Stein zum Greifen nah und jede Zacke von besonderer Klarheit. Auch die *Wolkenformen* sind Anzeiger besonderer Wetterlagen. Nicht umsonst gilt dieser allgemein bekannte Vers, der wohl nur dem Mund des Volkes entspringt und treffend eine Regel wiedergibt:

„Hat der Traunstein einen Sabel,  
wird das Wetter miserabel,  
hat der Traunstein einen Hut,  
wird das Wetter wieder gut.“

## DAS PFLANZENKLEID

Seit über 100 Jahren sind Botaniker tätig, die Pflanzen der Seeuferzone und des Traunsteins zu erforschen. G. Gaßner, 1893, B. Weinmeister, 1956, 1959 und 1960, K. H. Rechinger, 1959, und A. Ruttner, 1960 und 1968, haben die Flora dieses Gebietes eingehender behandelt, neben vielen anderen Gelehrten, Sammlern und Beobachtern, wie Ronninger, Loitlesberger, Clodi, Dörler, Watzl, Wiemann, Rosenstingl und Mack, die Herbarien und Zettelkataloge anlegten oder einzelne Standortangaben in den Verhandlungen der Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien veröffentlichten. Im Rahmen der „Internationalen Pflanzengeographischen Exkursion durch die Ostalpen (1956)“ bezeichneten weltberühmte Gelehrte der Botanik, voran Univ.-Prof. Dr. H. Gams aus Innsbruck, den Traunstein und das Ostufer des Traunsees als bedeutendes Feld für pflanzengeographische, ökologische, soziologische und vegetationsgeschichtliche Studien und Demonstrationen.

Was macht den Berg und das Seeufer botanisch so interessant? Der Berg ist isoliert und deutlich dem Gebirge vorgeschoben. Damit reicht die *alpine Flora* hier am weitesten nach Nord. Sein Fels läßt eine Zerteilung erkennen. Die Basis ist aus Dolomit und stark bewaldet. Darüber fällt in Nord und West der Kalk fast frei von Vegetation zu dieser Überschiebungsfäche ab, die sich zur Westwand hin noch vor der Ansetz absenkt und stark verzahnt im übrigen Bereich den stockwerkartigen Verlauf der Pflanzenstufen stört. Durch Gräben und Schluchten bringt das Wasser nicht nur Erdreich und Gestein, sondern auch Pflanzen aus höheren Regionen herab. Besonders auf großen Schutthalden, wie etwa auf der Steininger Schütt, ist das

*Dolomitphänomen* gut zu erkennen. Hier, wie auch am Miesweg, reicht die alpine Flora mit rund fünfzig Arten bis zum See herab. An den Felswänden „Am Mies“ und im Bereich der Lainaustiege wächst im Wärmestau des Föhns und unterstützt durch die Reflexwirkung sowie durch den ausgleichenden Einfluß des Wärme speichernden Seewassers auf die Temperatur-extreme eine wärmeliebende Flora. Nach *Gras-* und *Erikaheiden* mit vereinzelt *Schirmkronen-* *kiefern* breitet sich neben einer *Felsspaltenflora* ein *Linden-* und *Eibenmischwald* mit über vierzig verschiedenen Baum- und Straucharten aus, der eine Reliktassoziation aus einer wärmeren Zeitepoche darstellt.

Zur Eiszeit war der Traunstein wie ein *Nunatak*. Die steilen Wände über 1000 m Höhe waren frei vom Eis und lediglich die Basis war vom Gletschereis umflossen. Nach dem Abschmelzen der Eisströme wurden die Fußflächen des Berges wiederum besiedelt, und dazu kamen Pflanzen neu hinzu, die wohl vom Eis verdrängt im Vorland oder auf dem steilen Fels des Traunsteins Zuflucht fanden. Als Beispiel sei die *Europäische Silberwurz* (*Dryas octopetala*) erwähnt, die aus den Tundragebieten Nordeuropas, vor dem Eis fliehend, in unsere Breiten kam und auch am Traunsee eine neue Heimat fand. Auch die durch Moränenstau bedingten *Sumpfwiesen* am Laudachsee und das *Daudachmoor* sind botanisch überaus interessante Gebiete.

Den Bemühungen der Naturschutzorganisationen ist es zu verdanken, daß der Traunstein mit Landesgesetz vom 22. 4. 1963 (LGBl. Nr. 28/1963) unter Schutz gestellt wurde (S. Wallner 1966). Das *Naturschutzgebiet* liegt in den Gemeinden Gmunden und St. Konrad. Seine Grenzen sind in dem Naturschutzhandbuch für Oberösterreich (Linz 1965) angegeben und stimmen mit den geographischen Grenzen des Berges fast vollkommen überein. Besonderer Schutz gilt der alpinen Flora. Nicht nur beeidete Naturschutzwachorgane des Bezirkes und des Landes, sondern auch das Forst- und Jagdschutzpersonal ist bemüht, die Pflanzenwelt dieses Berges wirksam zu schützen (siehe beiliegende Skizze aus dem Naturschutzhandbuch für Oberösterreich, 1965).

## DIE FORSTWIRTSCHAFT

Schon Merian berichtet aus dem Jahre 1677 über eine Fahrt „Von Halstadt bis Gemund“

(F. Lipp, 1959). „Es hat herum sonderlich an dem berühmten Traustein (dessen Bergs hoher Spitzen mit Holtz überzogen ist und sich weit sehen läßt) an den Bergen genugsam Holtz, daraus man die Kübeln und Zilen oder kleine lange aber schmale und mit einem ströhinen Tach bedeckte Schifflein machen kan, deren ein ungläubliche Anzahl zum Salzführen verfertigt wird; und sich viel Leute allhie von solcher Zimmerey erhalten.“

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt der Forst innerhalb der Saline eine selbständige Funktion. *Maximilian von Wunderbaldinger* konnte als Leiter des Forstwesens den Salzoberamtmann in Gmunden von der Notwendigkeit der Trennung des Waldwesens von der Saline überzeugen. Im Jahre 1855 wurden im Rahmen der Forstverwaltung Traunstein die Schutzbezirke Schlagen und Traunstein eingerichtet. Das Einrichtungswerk konnte jedoch nicht vollendet werden, da vorerst alle Forstbeamten in der Servituten-Regulierungs- und Ablösungs-Lokal-Kommission für das Salzkammergut tätig waren (E. Koller, 1970). Das derzeit geltende Operat für die Jahre 1962 bis 1971 weist die *Forstverwaltung Traunstein* mit einer Gesamtfläche von 6962,92 Hektar aus. Davon entfallen auf den Traunstein rund 700 Hektar. Während sich im gesamten Forstrevier die genutzten Flächen mit den unproduktiven Böden etwa die Waage halten, überwiegt auf dem Traunstein das *Kahlgestein* mit 456 Hektar gegenüber dem *Schutz-* (170 ha) und *Nutz- oder Wirtschaftswald* (74 ha) mit zusammen nur 244 Hektar. Der gesamte Wald ist im Besitz der Österreichischen Staatsforste. Auf der Karte 1:10.000 sind die Forstgrenzen und Waldstücke an den Gehängen des Traunsteins deutlich zu sehen.

Die *Nadelbäume* stellen rund  $\frac{4}{5}$  des Holzbestandes, wobei die Fichten bei weitem überwiegen. Lärchen, Tannen und Kiefern sind nur spärlich vertreten. Eine Ausnahme macht die Bergkiefer, die in der Krummholzregion geschlossene Waldflächen bildet. Der *Holzzuwachs* ist mit  $2\frac{1}{2}$  Festmeter pro Hektar minimal. Die Bäume werden im *Plenterschlag* gewonnen und mit Seilwinde, Seilkran oder transportablen Seilbahnen aus unwegsamem Gebieten geborgen. Da an den Steiflanken des Berges große Lawinengefahr besteht, erfolgt die *Holzbringung* im Sommer und Herbst zu den zwei Forststraßen, die an den Berg im Norden und

Süden heranführen. Die Holzriesen wurden auf-  
glossen, da die Beschädigung hochwertigen  
Holzes sehr groß war. *Schadholzanfall* durch  
Käferbefall wird selten festgestellt. Nur vereinzelt  
gab es *Waldbrände*. Während des Zweiten  
Weltkrieges wurde durch Feuer ein Kiefern-  
bestand am Überstieg im Bereich des Natur-  
freundesteiges vernichtet.

Das Holz wird den Sägewerken abverkauft, und  
nur eine geringe Zahl der Bäume aus Hochlagen  
zwischen 900 und 1100 Metern ist auf Grund  
der dicht gescharten Jahresringe als Klangholz  
für die Klavierindustrie geeignet. Während die  
großen *Schutzwaldgebiete* die Tieflagen vor  
Schnee- und Steinlawinen wirksam schützen,  
müssen die Siedlungen an der Ausmündung der  
Gräben und auf den Schwemmkegeln vor Hoch-  
wasser und Vermurung gesichert werden. *Wild-  
bachverbauungen* im Teufels-, Lenzl- und  
Loidlgraben, im Kaltenbach und in der „Weißen  
Riesen“ sind Maßnahmen zum Schutze des Men-  
schen und der Natur. Am 29. 4. 1966 hielt der  
Schutzwald zwischen Lenzl- und Fensterlgraben  
Felssturzböcke auf, die sich nach starken Nie-  
derschlägen von der „Großen Hefenstelle“ oder  
von der Westwand des Brandkogels lösten (H.  
Loderbauer, 1966). Im Forstgebiet des Traun-  
steins werden noch an neun Anrainer *Holz-  
servitute* vergeben, die zusammen einen Umfang  
von rund 100 Raummeter Brenn- und 20 Fest-  
meter Bau- und Zeugholz pro Jahr aufweisen.  
Nichts ist reizvoller, als wenn man beim Auf-  
stieg auf den Traunstein vom gehegten Wald in  
die unberührte Naturwaldzone übertritt, ange-  
sichts der Stadt und der vielen Siedlungen im  
ausgedehnten Kulturland an Berg und See.

## DIE TIERWELT

Tiere zeigen in ihrer natürlichen Umgebung ein  
ganz bestimmtes Verhalten. Sie passen sich der  
Umwelt an, dem Lebensraum, der ihnen nicht  
nur Nahrung, sondern auch genügend Sicher-  
heit und Schutz bietet, um sich fortzupflanzen  
und damit die Art zu erhalten. Mit ihrem art-  
typischen Benehmen, das auf eine besondere,  
durch viele Generationen hindurch vererbte  
Verhaltensweise zurückzuführen ist, erscheint  
das Tier einem bestimmten Lebensraum oder  
Biotop eingefügt, einerlei, ob es dort als Ein-  
zellebewesen oder als Träger sozialer Instinkte

mit seinen Artgenossen vergesellschaftet lebt.  
Solche Lebensräume sind im Bereich dieses iso-  
lierten Bergstockes deutlich abgrenzbar und in  
verschiedener Ausbildung erhalten. Abhängig  
vom Gesteinsmaterial und der Bodenform, von  
der Lage der Quellen und Gerinne, von klima-  
tischen Höhenstufen und dem Pflanzenkleid  
sowie von der Auslage zur Sonnenbestrahlung  
und den regenbringenden Winden, lassen sich  
viele verschiedene Biotope im Bereich dieses  
Berges erkennen.

Schon im Jahre 1893 erschien von G. Gaßner  
eine Beschreibung jener Tiere, die in der Um-  
gebung Gmundens und am Traunstein verbreitet  
waren. Unter anderem fanden die Raubvögel  
besondere Beachtung. Der *Fischadler* (*Pandion  
haliaëtus*) hatte seine Nistplätze auf den Fels-  
türmen der Nordflanke des Berges. Im Oktober  
1882 wurden sechs Fisch- oder Flußadlerhorste  
auf dem Traunstein erbeutet und mehrere dieser  
Greifvögel vom Forstpersonal erlegt. Später be-  
fand sich auch Kronprinz Rudolf unter den  
Jägern. Forstwart Oberleitner konnte einen  
Horst im Klausgraben erreichen und drei Jung-  
adler zu Tal bringen. Franz Flohberger berichtet  
von einem Flußadler, der nahe des Gasthofes  
„Hois'n“ einer Seeforelle die Greifer tief in die  
Schuppen schlug. Der Fisch war jedoch so  
schwer, daß er nicht über die Seefläche gehoben  
werden konnte. Hernler jun. und Johann Daxner  
bestiegen am 29. 10. 1882 als erste die Spitze  
des Adlerhorstes, früher Beilstein genannt, und  
sahen dort einen Horst mit Fischschuppen und  
Knochenresten, der etwa einen Meter im Durch-  
messer groß war (H. Loderbauer, Bd. III.). Er  
wurde in die Tiefe gestürzt. Hans Hernler hatte  
man wegen Wildfrevels zu drei Tagen Arrest ver-  
urteilt. Er mußte sich verpflichten, auf markier-  
ten Wegen zu bleiben. Kurze Zeit später jedoch  
entnahm er einem Horst am Zirlergrat wiederum  
einen Jungadler. Der Name des Bergsteiger-  
klubs „Wilde Touristen“, dessen Mitglied Hern-  
ler war, stimmt uns in diesem Zusammenhang  
etwas nachdenklich. Im Jahre 1892 gab es am  
Traunstein nur mehr zwei Horste, einen in Nähe  
der „Überraschung“ und den anderen am  
„Brand“, beide also im Bereich der Nordab-  
stürze. Nun können wir eine traurige Bilanz  
ziehen. Der jetzt streng unter Schutz gestellte  
Fisch- oder Flußadler fehlt heute nicht nur im  
Gebiet dieses Berges, sondern ist in ganz Öster-  
reich im Aussterben begriffen. Daß im unbege-  
hbaren Gelände dieses Berges heute zwei Stein-

adler (*Aquila chrysaetos*) horsten, gehört wohl zu den erfreulichsten Berichten aus diesem Naturschutzgebiet.

## DIE JAGD

Wird nun ein Lebensraum auf natürliche Weise oder durch menschlichen Eingriff stark verändert, so leidet der Gesamthaushalt in diesem Biotop so empfindlich, daß damit die Tiere und das Wild in ihrer Existenz gefährdet erscheinen. Die Jagd auf „Raubtiere“ aller Art unterband die natürliche Auslese auf lange Sicht, und die gezielten Treibjagden führten zu einer starken Abnahme der Wildbestände und zur Ausrottung einiger Arten. Heute sind nicht nur die Hege, sondern auch die durch strenge Schutz- und Schonzeiten geregelte Jagd unbedingt notwendig, um einen gesunden, dem veränderten Lebensraum angepaßten Wildbestand zu erhalten.

*Regionalnamen*, wie Gamsriesen, Kitzkogel, Adlerhorst und Stutzbüchsenriese, verweisen auf das Vorkommen der Tiere und die Jagd im Traunsteingebiet. Kaiser *Maximilian*, der letzte Ritter und des Heiligen Römischen Reiches Erzjägermeister, war im Jahre 1505 nachweisbar zur Jagd auf dem Traunstein. In seinen Schriften „Teuerdank“, „Weißkunig“ und im „Geheimen Jagdbuch“ berichtete er über das *Gamstreiben* und *Gamsstechen* im Salzkammergut (A. Buttler Moscon, 1959). Bei aufwendigen Treibjagden wurden die Gamsen aus ihren Hochrevieren in die Nähe der Jagdhäuser getrieben und im steilen Felsgelände mit rund sieben Meter langen Spießsen aus der Wand gestochen. Die Damen der Hofgesellschaft konnten bei diesem Massaker bequem zusehen. Unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg waren prunkvolle Schau- und Hetzjagden große Mode.

*Kaiser Leopold I.* kam im Jahre 1680 wegen der in Wien wütenden Pest in das „Land ob der Enns“ und hielt 1684 am Traunstein eine Gamsjagd ab, wobei er den „gesamten Schützen und Hötzknechten“ (Treibern) einen Lohn von 334 Gulden Rh. ausbezahlte (J. Jebinger, 1967). Erst unter *Kaiser Karl VI.*, dem Vater der Kaiserin Maria Theresia, wurden die Gesetze für ritterliches Weidwerk allmählich wieder gültig. Dem Kaiser zur Ehre wurde im Jahre 1732 ein Gamstreiben auf dem Traunstein abgehalten. Das Kaiserpaar erlegte dabei 60 Gamsen, davon wurden 20 lebend gefangen und viele stürzten von den

steilen Felswänden in den See. Das vom Kaiser eigenhändig geführte Jagdtagebuch gibt die erzielte „Strecke“ an. Der Regent ließ sich anschließend von den oberösterreichischen Landständen in die „Hohe Jagd“ einreihen, um dieses edle Wild zu schonen. Auch unter *Kaiser Franz Joseph I.*, dessen Leibhege sich von Goisern abwärts beiderseits der Traun bis über den Traunstein hinaus erstreckte, fanden Gamsjagden statt. An zwei Treibjagden nahm der Kaiser teil. Im Jahre 1883 wurden 25 Gamsen und im Jahre 1885 an den Hängen des Traunsteins 54 dieser edlen Tiere erlegt, darunter eine weiße oder semmelarbene (Albino), die der Kronprinz schoß. Wenn die Jäger kaiserlichen Blutes des Abschießens müde waren, hielten sie am „Kaisertisch“ im Schatten der Buchen am Lainaubach Rast, an einer Stelle, die schon seit Kaiser Maximilians Zeiten so bezeichnet wurde. *Um die Jahrhundertwende* gab es am Traunstein noch rund 200 Gamsen (*Rupicapra rupicapra*), davon etwa 80 Stück im Bereich des Lainautales. Nach dem Jahre 1911 erlitt der Gamsbestand durch die Räude beträchtliche Einbuße. Der Winter 1969/70 und die ergiebigen Schneefälle im Mai verringerten den Bestand von 120 auf etwa 80 Stück. Heute leben am Traunstein nur mehr 60 bis 80 Gamsen, von denen jährlich 15 Stück zum Abschluß freigegeben werden. Die Gamsreviere am Traunstein sind die Sonnenhänge der Südabdachung zum Lainautal und die Nordabstürze des Massivs. Bis zum Gschliefgraben und bis zum Seeufer am Miesweg steigen die Tiere ab. Flüchtende Gamsen im Brandgraben, einen „Eingeher“ beim Pauliwieserl, oder ein Gamsrudel im Bereich der Schrofren zum Lainautal hin längere Zeit beobachten zu können, gehört zu den menschlichen Freuden in unserem „Gamsgebirg“.

Der *Edelhirsch* (*Cervus elaphus*) wird an den Traunsteinhängen nur mehr vereinzelt angetroffen. Zu Frühlingsbeginn äst das Wild an den Südhängen zur Mairalm und in den Wäldern um den Laudachsee.

Auch das *Reh* (*Capreolus vulgaris*) ist am Traunstein heute schon sehr selten.

*Auer- und Birkhahn* (*Tetrao urogallus* et *Lyrurus tetrix*) sind aus dem Jagdrevier des Traunsteins bereits verschwunden.

Nur eine strenge Durchführung der Schutz- und Schonbestimmungen sowie die Hege werden den Wildbestand an den Ghängen dieses Berges auf längere Zeit hin sichern.

## DIE ALMWIRTSCHAFT

In der „Servitutenregulierungserkenntnis“ der oberösterreichischen Alpen aus dem Jahre 1862 sind im Bereich des Traunsteins nur zwei Almen angeführt, die *Mair- und Laudachseealm*.

Die erstere verfügte über die Nordhänge vom Hochkogel zum Lainaubachtal, zwischen Hochkogel- und Gsollgraben, im Ausmaß von 312 Hektar. Zum Auftrieb waren 13 Rinder berechtigt. Schon in der Ablösungserkenntnis vom 10. 2. 1890 wurde die Alm aufgelassen und spätere

*Traunseefischer und Traunstein, Mensch und Berg am See, das Bild einer harmonischen Landschaft.*

S. Stahr(+)



Viehtriebe lediglich mit Sondergenehmigung der Bundesforstverwaltung Traunstein durchgeführt. Heute ist das Almgebiet aufgeforstet. Die Sennhütte wurde zu einer Gaststätte umgebaut und ist heute auf der Forststraße in das Lainaubachtal leicht erreichbar.

Nur die *Laudachsee-Alpe*, früher *Ramsauer Alm* genannt, hat ihre Weideflächen im Kessel zwischen Traunstein und Schratzenstein und verdient daher besondere Beachtung. Die Alm, in der Katastralgemeinde Traunstein, Schlagen, gelegen, verfügte über eine Kulturfläche von rund 197 Hektar. 194 Hektar davon entfallen auf den Wald der Österreichischen Staatsforste und der Rest von rund 3 Hektar auf Mäher, den Anger und die Baufläche. Zuerst im Eigentum eines Besitzers stehend, wurde sie 1869 an den Herzog von Cumberland verkauft und ging dann in den Besitz der Staatsforste über. Im Jahre 1922 wurde sie im Laufe der Wiederbesiedlung neu reguliert und an zwei Alpbeteiligte abgegeben, die berechtigt waren, mit 25 Rindern aufzutreiben. Da die *Waldweide* mit genau 193,7 Hektar bei weitem überwiegt, ist es verständlich, daß der Herzog von Cumberland für die Zwecke der Jagd und die Bundesforste zum Zwecke der Waldwirtschaft Interesse zeigten, die Alpe zu unterbinden und das Servitut abzulösen.

Im Jahre 1963 kam es dann auch zu einer *Totalablöse* des Almservituts. Man ist verständlicherweise von forstlicher Seite her stark interessiert, eine deutliche *Trennung von Wald und Weide* durchzuführen. Die gemauerte Almhütte war schon früh Ausflugsziel der Städter und zu einer Gaststätte ausgebaut worden. Die Alpe weide ist heute vergahndet, und das friedliche Bild von einst ist dem geschäftigen Treiben des Fremdenverkehrs gewichen. Eine fortschreitende Verbüttelung der Uferzone des Laudachsees läßt die nicht wieder gut zu machenden Fehler der Wohlstandsgesellschaft erkennen.

## DIE TRAUNSTEINBESTEIGUNG

Vermutlich bestiegen *Gamsjäger* zu allererst den Berg. Noch heute führen viele Jagdsteige bis zur Hochfläche. Die erste verbürgte Ersteigung erfolgte durch *Kaiser Maximilian* am 14. 11. 1506 (S. Wallner, 1953). Ein ausführlicher Bericht einer Besteigung stammt von dem Dichter *Nikolaus Lenau*, der am 7. 7. 1831 mit dem Gamsjäger Hansgirgl und dessen Schwester

Nanni den Gipfel erreichte. Schon am Fuß des Berges wurde Lenau von einem Freudenrausch ergriffen, denn er ging voraus und kletterte die Lainaustieg mit solcher Eifertigkeit hinauf, daß oben der Jäger sagte: „Das ist recht! So halt! Weil Sie da herauf so gut gekommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen.“ In drei Stunden waren sie oben und mit überschwenglichen Worten lobte Lenau die Aussicht: „Ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nanni aufschrie, mein Jäger aber frohlockte. Das ist Kuraschi! Da ist noch keiner von den Stadtherrn aufsitzen . . . die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens.“ Lenau hat dann noch sehr treffend den Zustand geschildert, jene Beklemmung, die den Menschen erfaßt, wenn er sich dem Abgrund nähert und in die Tiefe schaut. Wenn man den Südanstieg wählt und endlich am Rande der Nordabstürze steht, erlebt man gleichsam, was Lenau hier empfand.

Schon S. Wallner (1935) deutet treffend darauf hin, daß sich der Traunstein als *Wander- und Kletterberg* gleichermaßen gut eignet. Als Wanderberg, wenn man die gerundeten dolomitischen Formen betritt oder ihn an seiner Basis umgeht, als Kletterberg, wenn man die Zone der Wettersteinkalke aufsucht und hier im unwegsamen Gelände einer Föhre folgt. Sowohl H. Loderbauer (Bd. III) als auch S. Stahrl (1968) berichten ausführlich über die Anstiegswege und Kletterrouten auf diesen Berg. Der *Gaßnersteig* verbindet die Laudachsee- mit der Mair-Alm. *Hemler- und Naturfreundesteig*, sowie der *Anstieg vom Süden* sind gut begehbare und gesicherte Felssteige, die zur Gmundner- und Naturfreundehütte führen. S. Stahrl (1960) berichtet, daß der Fels des Traunsteins alle Schwierigkeitsgrade aufweist und bei aller Bescheidenheit als „Kletterparadies“ bezeichnet werden könne. Wer sich auf schwierige Fahrten vorbereitet, beginnt am besten in der Kaltenbachwildnis. Adlerhorst und Nadel, Dreibrüderkopf, Diabolo und Hefenstelle sind bekannte Berge der „Gmundner Kletterschule“ am Fuße des Berges. Erst dann wendet man sich den Steilabstürzen des Wettersteinkalkes zu, beginnend mit den kurzen Pauli-Wessely-Kaminen und endend mit dem Mulzet-Surobl-Kamin. Nur wer es noch extremer wünscht, der zieht die 1000 m hohe Westwand vor, in der man viele Stunden klettert. Südwestgrat, Traunkirchnerkogel-Nord-

pfiler, Pyramiden- und Fahnenkogel-Nordanstiege gehören zu den schwierigsten Führen dieses Berges und sind nur für die besten Kletterer da, zu denen Hans Hauer und Nikolaus Rafanowitsch, die Durchsteiger der Eiger- (1963) und Matterhorn-Nordwand (1964) gehören. Seit dem Jahre 1898 sind über 70 Menschen am Traunstein tödlich verunglückt und seit dem Jahre 1920 sind über 600 Menschen auf dem Berg in Not geraten. Dabei hat Max Kienesberger (+), Träger des Grünen Kreuzes des ÖAV, über tausendvierhundert Mal den Traunstein bestiegen, hauptsächlich, um den Menschen Hilfe zu bringen oder als Hüttenwart für die Gmundner Hütte zu sorgen. Wenn auch Sepp Stahrl von einer Winterbergfahrt schwärmt, so ist davon doch dringend abzuraten. „Berges Tücke, Allmachts Tat, gähnende Lücke, Schweigen hat“, so ist auf einer Gedenktafel am Einstieg zum „Pauliwandl“ zu lesen. Wir erinnern uns damit der Toten und der Gefahren dieses Berges. Der Traunstein ist kein Modeberg, den man so nebenbei ganz leichtsinnig bezwingt, sondern bis zum heutigen Tag ein echter Berg, der unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit erfordert.

Auf seiner höchsten Spitze, dem *Pyramidenkogel* (1691 m), steht das *Kreuz der Heimkehrer*, das an die Toten beider Weltkriege erinnern soll. Am 20. 8. 1950 fand die Weihe statt, nachdem 520 Männer und 80 Frauen als freiwillige Kreuzträger die 1500 Kilogramm schweren Teile des 10 m hohen Kreuzes zum Gipfel brachten (H. Loderbauer, 1957). Alle Jahre im August findet eine Gedenkmesse statt, zu der rund 3000 Menschen erscheinen. Jährlich besteigen etwa 6000 bis 7000 Touristen den gekrönten Berg, den die Presse angesichts des Pilgerstromes überschwänglich als „heiligen Berg“ Oberösterreichs bezeichnet.

## SAGE UND DICHTUNG

Über den Traunstein und die „Schlafende Griechin“ gibt es eine Sage, die der Erzähler und Dramatiker Ludwig Huna (1872–1945) in seinen Schilderungen meisterhaft hervorhebt und mit der die isolierte Stellung dieses Berges wieder deutlich wird: „König Dachstein verbannte den Traunstein aus der Gesellschaft seiner Getreuen und ließ ihn am Rande seines Riesenreiches stehen. Da schlich in einer hellen Sternen-

nacht ein treulos Weib herbei und biederete sich dem Traunstein an. Nun verfluchte König Dachstein auch das Weib und verbannte es für alle Zeit an die Seite des Traunseegiganten“ (J. Jebinger, 1967). Neben Hermann Gilms „Traunsteinballade“ und Otto Prechtlers Gedicht „Das Kloster am Traunsee“ besingen die Tondichter August Pepöck „Sonnenaufgang überm Traunstein“ sowie Hans Habert und Sepp Kronsteiner diesen Berg (J. Renhardt, 1951). Und für Franz Keim (1840–1918), den Dichter und anerkannten österreichischen Lyriker, war dieser Berg am See Inbegriff der Sehnsucht nach der Jugend, die getragen war von einem tiefen Heimweh.

## ZUSAMMENFASSUNG

Der Traunstein ist als deutlich vorgeschobenes *Glied der Nördlichen Kalkalpen* geographisch gut abgrenzbar. Lange Zeit hindurch galt er als „mons altissimus“ Oberösterreichs. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde sein Gipfel trigonometrisch eingemessen und eine *absolute Höhe* von 1691 m über der Adria festgestellt.

Das *Gestein* ist ein Teil der oberostalpinen Kalkalpen. Es besteht im Liegenden aus stark bewaldetem Dolomit (Bajuwarische Decke), im Hangenden aus Kalk (Staufen-Höllengebirgsdecke), der spärlicher bewachsen ist. Entgegen dem gesteinsgleichen Höllengebirge wurde der Berg rund fünf Kilometer weiter nach Norden geschoben. Die Querstörung im Gebirgsbau und die Bildung des Traunseebeckens sind wohl auch hier nur im Zusammenhang mit der salinaren Tektonik zu verstehen. Sowohl der Kristallin führende Jura über dem Schober-Steinbruch als auch die Nummulitenkalke im Gschliefgraben verdienen besondere Beachtung.

Zur *Eiszeit* war der Traunstein, gleich einem Nunatak, vom Gletschereis umflossen. Die Konfluenzstufe an der Einmündung zum Lainaubach, die Schlifffspuren an den Seewänden und die Moränen an den Gehängen sind Zeugen glazialer Erosion. Heute tragen exogene Kräfte den Berg ab, zerteilen in Form tiefer Gräben seine Flanken und umhüllen seine Fußflächen mit mächtigen Schuttfächern.

Das *Mitteleuropäische Übergangsklima* wird besonders durch die isolierte Randlage des Berges, durch die Stauwirkung, durch seine Höhe und



die Lage am See beeinflusst. Der Föhn und der gefürchtete „Vichtauer“ sind Fallwinde von lokaler Bedeutung.

Das *Pflanzenkleid* besteht aus vielen Florenelementen verschiedener geographischer Zonen. Wärmeliebende Pflanzen der Seeuferzone wechseln mit Vertretern der alpinen Flora. Das Naturschutzgebiet deckt sich mit den Grenzen des Berges.

Der *Wald* gehört zur Gänze den Österreichischen Bundesforsten. Von den rund 700 Hektar der Gesamtfläche entfallen nur 244 Hektar auf den Wald, der Rest ist Kahlgestein. Die Schutzwaldzone hat dabei mit 170 Hektar den größten Anteil.

Die *Tierwelt* ist mit vielen Arten den verschiedenen Lebensräumen dieses Berges angepaßt. Den Fischadler, der an vielen Plätzen horstete, hat man ausgerottet. Der Gemse wurde in vielen Jagden seit dem Mittelalter nachgestellt. Der Bestand von 60 bis 80 Gamsen kann nur erhalten werden, wenn man die Schutz- und Schonbestimmungen streng befolgt.

Auch die zwei *Almwirtschaften*, die Laudachsee- und die Mair-Alm mußten der Jagd, dem Fremdenverkehr und den Bemühungen des Forstes, Wald und Weide zu trennen, weichen.

Die erste nachweisbare *Besteigung* des Traunsteins führte Kaiser Maximilian im Jahre 1506 durch. Der Dichter Nikolaus Lenau berichtete ausführlich über die Besteigung im Jahre 1831. Heute ist der Traunstein als Kletter- und Wanderberg in gleicher Weise beliebt. Auf dem höchsten Gipfel wurde ein Kreuz zur Erinnerung an die Gefallenen beider Weltkriege errichtet. Auch in *Sage* und *Dichtung* findet der Berg vielfach Erwähnung. Als weithin sichtbare Landmarke Oberösterreichs wird dieser Berg auch künftighin Wegweiser und Ziel für viele Menschen sein.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Alfred Butlar Moscon: Ritterliches Weidwerk. – Zs. Merian, 12. Jg., Hamburg 1959, S. 60–61
- Gustav Adolf Gaßner: Das Pflanzen- und Tierleben der Umgebung Gmundens. Gmunden 1893, 128 S.
- Ekkehard Hehenwarter: Der Traunsee im Brennpunkt naturwissenschaftlicher Forschung. – Seenschutz, Schriftenreihe des Österr. Wasserwirtschaftsverb., Wien 1961, Verlag Springer, S. 83–87
- Josef Jebinger: Der Traunsee. – Gmunden 1967, Salzkammergut-Druckerei, 52 S.
- Hermann Kohl: Erfahrungen aus Arbeiten zur naturräumlichen Gliederung in Oberösterreich. – Mitt. d. Österr. Geogr. Ges., Bd. 106, Wien 1964, S. 291–303
- Engelbert Koller: Forstgeschichte des Salzkammergutes. – Wien 1970, Österr. Agrarverlag, 594 S.
- Georg Lahner: Der geologische Bau des Salzkammergutes und der o.ö. Kalkalpen. – Mitt. f. Erdkunde, Georg Lahner: Höllengebirge und Traunstein. – Mitt. f. Erdkunde, 5. Jg., Linz 1936, Nr. 10 u. 11
- Franz Lipp: Wie die Zinnen von Babylon. – Sammelbeitrag in der Zs. Merian, 12. Jg., Hamburg 1959, S. 67.
- Hannes Loderbauer: Das Traunsteinkreuz. – Zs. Oberösterreich, Jg. 7, Linz 1957, H. 1, S. 18
- Hannes Loderbauer: Traunstein, Berg am See. – Gmundner Buchreihe, Bd. 3, 42 S.
- Hannes Loderbauer: Wandern und Bergsteigen um Gmunden. – Gmundner Buchreihe, Bd. 2, 34 S.
- Hannes Loderbauer: Bannwald hielt Felslawine vom Traunstein auf. – Salzkammergut-Zeitung, Nr. 18, Gmunden 1966, S. 3
- Friedrich Morton: Arbeiten aus der Botanischen Station Hallstatt, Bd. 71, Nr. 136, Hallstatt 1932, S. 17 bis 18.
- Friedrich Morton: Die Pflanzengesellschaften an den Ufern des Traunsees. – Botanische Station Hallstatt, Nr. 1062
- Roman Moser: Der Ruf nach Naturschutz für das Lainautal. – O. Ö. Nachrichten, 96. Jg., Nr. 28, Linz 1960, S. 5
- Roman Moser: Naturkundliche Wanderziele in der oberösterreichischen Berglandschaft. – Zs. Oberösterreich, Jg., 10, Linz 1960, H. 1/2, S. 51–60
- Roman Moser: Die rhomboedrische Spaltbarkeit des Kalzits im Landschaftsbild. Jahresber. d. BRG. Gmunden, 47. Folge, Gmunden 1961, S. 7–14
- Roman Moser: Naturkundliche Wanderziele am Traunsee. – Jahresber. d. BRG. Gmunden, 49. Folge, Gmunden 1963, S. 1–11
- Franz Pfeffer: Zur Geschichte des Alpinismus in Oberösterreich. – Zs. Oberösterreich, Jg. 10, Linz 1960, H. 1/2, S. 6–12
- K. H. Rechinger: Die Flora von Gmunden. – Jb. d. O. Ö. Musealvereines, Bd. 104, Linz 1959, S. 201–267
- Josef Renhardt: Der Traunstein, Wahrzeichen Oberösterreichs und Träger des Landestotenmalcs. Zs. Oberösterreich, Jg. 1, Linz 1951, H. 3, S. 19

Adolf Rutner und Bruno Weinmeister: Zum Projekt einer Forststraße am Fuße des Traunsteins zum Lainautal. – Gedenkschrift zur Naturschutztagung in Gmunden, am 12. Mai 1960, Linz 1960, 12 S.

Adolf Rutner: Ein Beitrag zur Flora des Traunsteins. – Jb. d. ÖAV, Bd. 93, Innsbruck 1968, S. 65–71

Josef Schadler: Das Salzkammergut. – Geolog. Führer zu den Exkursionen, Vhdl. d. Geol. B. A., Wien 1951, S. 49–63

Josef Schadler: Das Traunsee-Ostufer und die geplante Straße durch die Traunsteinwand. – Gedenkschrift zur Naturschutztagung in Gmunden, am 12. 5. 1960, Linz 1959, 8 S.

Josef Schadler: Zur Geologie der Salzkammergutseen. – Zs. Österreichs Fischerei, 12. Jg., Scharfling 1959, H. 5–6, S. 36–47

Heinrich Seidl: Die Naturdenkmale des Traunseegebietes. – Zs. Natur und Land, Jg. 41, Wien 1955, S. 6

Frich Spengler: Geologischer Führer durch die Salzburger Alpen und das Salzkammergut. – Sammlg. geolog. Führer, Bd. 26, Berlin 1924, Verlag Borntraeger, 152 S.

Sepp Stahl: Kletterfahrten in Oberösterreichs Bergwelt. – Zs. Oberösterreich, Jg. 10, Linz 1960, H. 1/2, S. 37

Sepp Stahl: Rund um den Traunstein. – Jb. d. ÖAV, Bd. 93, Innsbruck 1968, S. 55–65

A. Tollmann: Die Neuerggebnisse der geologischen Forschung in Österreich. – Beibl. z. Naturhistorikertagung, Wien 1965, S. 5–57

Sepp Wallner: Vom Traunstein zum Dachstein. Berge und Täler im Salzkammergut. – Zs. Oberösterreich, Jg. 3, Linz 1953, H. 1/2, S. 9

Sepp Wallner: Naturschutzgebiete in Oberösterreich. – Mitt. d. ÖAV, Jg. 21 (91), Innsbruck 1966, H. 3/4, S. 43

F. Weber: Zur Geologie der Kalkalpen zwischen Traunsee und Almtal. – Mitt. d. Geol. Ges., Wien 1959, 51. Bd., S. 295–352

Bruno Weinmeister: Überblick über die Vegetation der Steilufer des Traunsees. – Angewandte Pflanzensoziologie, Wien 1956, H. XIV, S. 120

Geschützte Natur. Naturschutzhandbuch für Oberösterreich. – Linz 1965, Verlag J. Wimmer, 320 S.

Am Schluß sei der Forstverwaltung herzlich gedankt, mit deren freundlicher Genehmigung allgemein interessierende forstwirtschaftliche Tatsachen veröffentlicht werden konnten.

Alle Abbildungen stammen von Sepp Stahl (+), der als bedeutender Bildautor und begeisterter Alpinist zu den besten Kennern dieses Berges gehörte.

*Anschrift des Verfassers:*

*Prof. Dr. Roman Moser*

*Kuferzeile 19*

*A-4810 Gmunden*

## Bergsteigen und seine Voraussetzungen

ELMAR JENNY

### WAS IST BERGSTEIGEN?

G. W. Young (vor dem 1. Weltkrieg wirkender Bergpionier):

„Bergsteigen ist ein Glücksrausch, entstanden aus vollkommenem Rhythmus, der jeden physischen Drang befriedigt, den ruhelosen Geist besänftigt, das Dichten und Denken und alle Phantasie, deren wir fähig sind, in Harmonie versetzt.“

D. Hasse (extremer Felskletterer der Jetztzeit): „Bergsteigen ist Sport.“

Es sind dies zwei Extrem-Definitionen – auf der einen Seite die romantische Definition des „Goldenen Zeitalters des Bergsteigens“ – auf der anderen Seite die Definition des modernen Bergsteigers, wobei von uns in einer Zeit materialistischer Weltanschauung vielfach unbewußt zugleich mit dem Wort „Sport“ auch die oft damit zusammenhängenden äußeren Begleiterscheinungen, wie Konkurrenzneid, Sensationsmache, Verherrlichung von Einzelleistungen, Geschäftemacherei, Starrummel usw. übernommen werden.

Aber auch für jenen extremen Bergsportler der modernen Richtung, der obige Begleiterscheinungen ablehnt, gelten doch als Kriterien seines Tuns die Meßbarkeit seiner Leistung nach Zeit, Höhe, Anzahl der verwendeten Haken, Abweichen von der Direttissima in Metern, wieviele Begehungen usw. Der Aufstieg dieses Bergsteigertyps ist unter Umständen sehr kurz, kometenhaft, hängt mehr von körperlichen Leistungsqualitäten als vom geistigen Potential und von charakterlichen Werten ab. Es kann daher auch kaum zu einer tieferen geistig-seelischen Bindung zum „Bergsteigen“ kommen.

Welche Fülle von ästhetisch-ethischen, geistigen und persönlichen Erlebniswerten steht hingegen hinter der ersten Definition und wie lange mag wohl der Entwicklungsweg jenes Bergsteigers gedauert haben, in dessen Worten sich eine derart tiefe persönliche Bindung zum Bergsteigen offenbart? Zwischen diesen beiden Extremen gehen die epochalen Wandlungen des Bergsteigens vor sich, irgendwo zwischen diesen Po-

len steht aber auch jeder einzelne von uns, je nach seiner subjektiven Einstellung. Dabei darf uns das Wort „Sport“ nicht stören, wenn es im ursprünglichen Sinn des Wortes gebraucht wird:

In England, im Mutterland des Sports, standen hinter dem Wort „Sport“ hochwertige Begriffe, wie Ritterlichkeit, fairplay, Kampf, Abenteuer – und in diesem Sinne wurde es auch in den alpinen Sprachschatz aufgenommen. Nicht weit davon entfernt bewegt sich die Definition des Österreicher K. Maix: „Sport ist eine allgemein gültige Haltung.“

Immer aber haben sich geistvolle Bergsteiger von der einseitigen Betrachtung des Bergsteigens als Sportart im Sinne einer rein körperlichen Betätigung distanziert, so schreibt z. B. der Deutsche Maduschka über das Bergsteigen: „Kampf, der erlebt wird, ist nicht nur Sport; denn unser Tun ist wohl auch Sport, aber nicht nur Sport.“ Viele Jahre später schrieb ein neuerzeitlicher Autor, Ulrich Mann, der Bergsteigen grundsätzlich als „Spiel am Berg“ definiert: „Bergsteigen ist auch Sport.“

Nun – wenn der Begriff „Sport“ im weiteren Sinne so verstanden wird, dann gibt es auch für uns eine gangbare Brücke zwischen extremen Definitionen des Bergsteigens, das für uns körperliche Betätigung, geistige Erfassung, Sport und Abenteuer in sich vereinigt.

Wenden wir uns nun den Voraussetzungen zu, welche der Bergsteiger in die Berge mitbringen soll.

## GEISTIGE VORAUSSETZUNGEN

Zweifellos war der Bergsteiger der Frühzeit in der Mehrzahl, wenn auch körperlich kräftig und zäh, eher Kopfarbeiter als ausgebildeter Sportler und Leichtathlet. Weise Vorsehung hat es so gefügt, denn nur so konnte das wertvolle Erbe nachfolgenden Geschlechtern überliefert werden (alpine Literatur, Gründung alpiner Verbände). Um jener Werte teilhaftig zu werden, die vom Bergsteigen ausgehen sind die geistigen Voraussetzungen gerade für den heutigen Bergsteiger sehr weit gespannt:

### A. Geistiges Erfassen

1. der Tradition des Bergsteigens (gepflegt in den alpinen Verbänden, Vereinen, im alpinen Schrifttum),

2. der einzelnen Epochen in der alpinen Geschichte (z. B. Erstbegehungen in den Alpen, Kampf um die Weltberge, Winterbergsteigen, extremes Bergsteigen),

3. der Erscheinungsformen des Bergsteigens (Führerseilschaften, führerloses Bergsteigen, militärisches Bergsteigen, Alleingehen, Frauen am Berg usw.),

4. der Gestalt des Bergsteigers und seiner Motive (Führer, Bauer – Broterwerb), Wissenschaftler – Geologie, klimatische Beobachtungen, Studium von Fauna, Flora, Höhenphysiologie, Kartographie, Künstler – Malerei, Photographie, Sammlung literarischer Eindrücke, Gesundheitssportliche Motive, Freude der Jugend an Wagnis, Kampf, Bewährung,

Wandermotiv – O. E. Meyer: „Jeder Gipfel ist nur Station auf dem Wanderweg, ein Unerfülltes – er weist über sich selbst hinaus auf Höheres.“

Abenteuerlust – O. E. Meyer: „Wir wollen Tage haben, von denen wir am Morgen den Lohn des Abends nicht kennen,“

Dem Höhenflug eines G. W. Young zuneigender Typ – Überhöhung des Lebens, Übergang zum Typ des Romantikers – Zug zur Aufhebung des Endlichen (L. Maduschka)).

- B. Erlernen der nötigen theoretischen und praktischen Kenntnisse: Technik in Fels und Eis, Seilgebrauch, Orientierung, objektive und subjektive Gefahren, Bergrettung, Erste Hilfe und Höhenphysiologische Grundbegriffe, Ernährung, Biwaktechnik, Ausrüstung, Wetter-, Schnee- und Lawinenkunde, Führerliteratur- und Kartenstudium.

Gerade diesen geistigen Fragenkomplex versuchen die alpinen Verbände dem Bergsteiger nahezubringen durch Herausgabe von Lehrschriften, Ausbildung von Lehrwarten usw. Und die zur Zeit laufenden energischen Bemühungen in Presse, Rundfunk und Fernsehen unter dem Motto „Schach dem Lawinentod“ muten doch geradezu als „geistige Nachhilfestunden“ für den Bergsteiger an.

- C. Erwerb großer persönlicher Erfahrung: Die Erfahrung ist es, die den erstklassigen Bergsteiger kennzeichnet.

Vertrautsein mit der Beschaffenheit von Eis und Schnee, Erkennen, ob der Fels fest ist oder nicht, die Fähigkeit, Verhältnisse, Wegführung

und Wetteraussichten richtig zu beurteilen – das sind Dinge, die man sich nur durch Erfahrung aneignen kann.

D. Ein hoher Grad an Kritikfähigkeit soll dem Bergsteiger eigen sein. Diese ist umso größer, je umfassender das geistige Potential ist.

E. Den Führer ganz großer bergsteigerischer Unternehmungen muß überdies noch ein gewisser bergsteigerischer Spürsinn (Instinkt) auszeichnen.

Zum Abschluß dieses Kapitels noch eine kurze Zusammenstellung *negativer Motive* des Bergsteigens:

*Großbritannien* war das erste Land, das Bergsteigen in die militärische Ausbildung einbezogen hat, aber nicht um des Bergsteigens willen, sondern vorwiegend zur Schulung von Sturmpatrouillen – es wurden vorwiegend Leute eingeteilt, die *Unbekümmertheit* an den Tag legten und gefährliche Situationen liebten.

*Faschismus und Nationalsozialismus* belohnten gewagte Bergfahrten als Vorbereitung für die Gefahren und Entbehrungen des Krieges.

*Nationales Heldentum* – Im Frankreich der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wurden große Touren durchgeführt, um die nationale Ehre wiederherzustellen.

Die folgenden Motive spielen eine erschreckend einflußreiche Rolle in der Geschichte des Bergsteigens:

Eitelkeit, Geltungsbedürfnis, falscher Ehrgeiz, Neid, Stolz, der erste zu sein (in Wirklichkeit schenkt *jede* Begehung einer Route oder Besteigung eines Gipfels dieselben Werte – nur nicht denselben Ruhm wie eine Erstbegehung bzw. Erstbesteigung, ganz abgesehen davon, daß die *x-te* Begehung bei ungünstigen Verhältnissen objektiv wesentlich schwieriger sein kann als die bei günstigen Bedingungen durchgeführte Erstbesteigung. Und – wer empfindet schon Stolz bei einem „Verhauer“, wo er ja auch an einer Stelle war, die noch keines Menschen Fuß betreten hat?).

Wettbewerbsgedanken, In-den-Vordergrund-Stellen rein materieller Werte (Geschwindigkeits-, Höhenrekorde oder ähnliche Bestleistungen, Zweck des reinen Gelderwerbs durch Abgabe unseriöser Zeitungsberichte, „reißerischer“ Fotos usw.), Jagd nach Gefühlserregungen (wovon eine der mächtigsten die Furcht ist), Aufsuchen der Gefahr als Kult, „Ekstase der Gefahr“ (= das Leben erscheint nur dann lebenswert, wenn es in Frage gestellt wird), z. B. beim

engl. Alleingehor Lammer, den bei einem Absturz durch ein grausiges Eiseoloir nur die Sonne störte, die ihn blendete und daran hinderte, seinen eigenen Absturz beobachten und auch visuell genießen zu können.

Zu verurteilen ist ferner auf jeden Fall die *heroische Form* des Bergsteigens unter dem Motto „Siegen oder Sterben“ – wobei der Ausgang einer Bergfahrt nur mehr dem Glück und dem Zufall überlassen bleibt. Dabei ist das abenteuerliche Moment des Bergsteigens – also das Moment der Nichtberechenbarkeit – absolut positiv zu werten, aber eben nur soweit, wie die unberechenbaren Schwierigkeiten mit menschlichen Möglichkeiten voraussichtlich noch zu meistern sind.

Zu verwerfen ist also nicht das Wagnis – wohl aber der *verantwortungslose Leichtsin*n, geboren aus Langeweile und Daseinsekel.

## KÖRPERLICHE VORAUSSETZUNGEN

Machen wir nun einen großen Sprung und wenden uns der Betrachtung der physischen Seite des Bergsteigens – der körperlichen, d. h. der rein sportlichen Betätigung im engeren Sinne zu.

Zum besseren Verständnis des folgenden möchte ich einige wichtige Begriffe aus der Sportmedizin erläutern:

*Gesundheitssport* – soweit er zum Zwecke der Gesunderhaltung des Körpers betrieben wird.

*Leistungssport* – hier spielen Begriffe wie „Training“, „Kondition“ eine wesentliche und entscheidende Rolle.

*Kampfsport* – das Element Gefahr tritt hier in den Vordergrund.

Der Leistungsbergsteiger muß die körperlichen Voraussetzungen des Leistungssportlers mitbringen, denn Bergsteigen aus sportärztlicher Sicht gesehen ist Leistungssport und wird nicht selten zum Kampfsport!

*Training* – Anpassung des Organismus v. a. von Herz, Kreislauf, Atmung, Muskulatur an die Belastungen, denen er ausgesetzt wird.

*Kondition* – allgemeine Leistungsbereitschaft, allgemeiner momentaner Kräftezustand, d. h. die momentane Organkraft v. a. von Herz, Kreislauf, Lunge und Bewegungsapparat.

*Konditionstraining* – unspezifisches Training mit dem Ziel, die allgemeine Kondition zu verbessern.

*Spezialtraining* – spezifisch gerichtetes Training mit dem Ziel, die Leistungen in einer ganz bestimmten Sportart zu verbessern.

*Ermüdung* – Verminderung der Leistungsfähigkeit auf körperlichem und seelischem Gebiet.

*Erschöpfung* – völliges Versagen der körpereigenen Selbstschutzfunktionen (Atmung, Herz-Kreislauf-tätigkeit).

*Abhärtung* – erhöhte Widerstandskraft gegenüber Wettereinwirkungen, d. s. Wetter/Wind, Kälte/Hitze, Sonne/Feuchtigkeit. Medizinisch entspricht Abhärtung einem „Vasomotorenttraining“.

*Physische Voraussetzungen* für den Leistungsbergsteiger sind:

1. zweckmäßige Vorbereitung auf die Anforderungen des Hochgebirges,

2. entsprechend stabiler Gesundheitszustand.

ad 1: Erlangung bzw. Erhaltung einer guten Allgemeinkondition durch tägliche leichte Läufe, v. a. Waldläufe, im Winter Schilangläufe ein- bis zweimal pro Woche je 20 bis 30 Minuten.

Als *Konditionstraining* eignen sich v. a. Sportarten, bei denen möglichst viele Muskelgruppen bewegt werden, wie Radfahren, Schwimmen, Laufen, Rudern und Schilanglauf sowie regelmäßige Hallenspiele. Ein auch für den Laien gut verwertbares Kriterium zur Beurteilung des muskulären Trainingszustandes ist der sogenannte „Muskelkater“: Der Trainierte bekommt keinen Muskelkater.

Unter *Spezialtraining* für den Bergsteiger verstehen wir Kräftigung der Finger-, Arm- und Beinmuskeln durch entsprechende Übungen sowie Durchführung von Geschicklichkeitsübungen.

Abhärtung erreicht der Bergsteiger am besten durch Luft- und Sonnenbäder – letztere beginnend mit 10 Minuten, allmählich steigend –, kurze kalte Wasserbäder (kalte Duschen), Wechsel von warmen und kalten Bädern, Sauna ein- bis zweimal pro Woche, Schlafen bei offenen Fenstern, zweckmäßige Kleidung. Wohl für keine Sportart ist Abhärtung so wichtig wie für das Bergsteigen, kann doch z. B. bei einem Wettersturz der Abhärtungsgrad lebensentscheidend sein! Zum Vorbereitungsprogramm des Bergsteigers gehören ferner:

ausreichend Schlaf,

Enthaltbarkeit von Nikotin und Alkohol,

zweckmäßige Ernährung,

richtige Körperpflege,

genügend Erholungspausen,

regelmäßige Lebensgewohnheiten,

sexuelles Gleichgewicht,

günstige Wohnverhältnisse,

Beachtung der jahreszeitlich klimatisch bedingten Leistungssteigerungen (in Mitteleuropa: April/Juni und Ende August/Anfang Oktober), Beachtung des Lebensalters: Bergsteigen verlangt Kraft-, Dauer- und Geschicklichkeitsleistungen. Die Domäne der Kraft- und Dauerleistungen ist das dritte Lebensjahrzehnt, ebenso können Geschicklichkeitsleistungen bis weit ins dritte Lebensjahrzehnt erbracht werden. Wichtig zu wissen ist, daß Jugendliche, insbesondere unter 18 Jahren, durch Kraft- und Dauerleistungen gesundheitlich gefährdet sind und daher einer besonders sorgfältigen Überwachung bedürfen.

ad 2: Während es Studium und Kenntnis der Sportphysiologie eventuell noch Laien ermöglichen, den jeweiligen Konditions- bzw. Trainingszustand zu beurteilen, kann es naturgemäß einzig und allein nur Aufgabe des mit dem Bergsteigen vertrauten Arztes sein, nach gründlicher sportärztlicher Untersuchung ein Urteil über Eignung oder vorübergehende bzw. dauernde Nichteignung zum Bergsteigen abzugeben.

Ich möchte hier – da es sonst zu spezifisch-fachlich würde – nur einige allgemein interessierende Punkte herausheben, die für den Leistungsbergsteiger Gültigkeit haben:

*Vorübergehende Nichteignung:*

Offensichtlich mangelhafter Trainingszustand, insbesondere bei Jugendlichen.

Akute Infekte (Grippe, Angina) stellen die Hauptgefährdung des Bergsteigers dar, da unter Umständen schon bei geringster körperlicher Belastung infolge toxischer Schädigung der plötzliche Herztod eintreten kann.

Akute Herz- oder Lungenerkrankungen.

Florides Magen- oder Zwölffingerdarmgeschwür.

Zustand nach Schädel-Hirn-Traumen – solange noch subjektive Beschwerden (Schwindel) bestehen.

Rekonvaleszenz nach Infekten, sonstigen Erkrankungen, Operationen oder Unfällen.

*Dauernde Nichteignung:*

Schwere Herzfehler oder Herzgefäßkrankheiten. Zustand nach Kleinhirnverletzungen oder Innenohrschäden mit Gleichgewichtsstörungen.

Epileptische oder andere Krampfanfälle.

Hochgradige Sehstörungen, besonders auch Ein-

ägigkeit (= Fehlen des räumlichen Sehens). Stoffwechselerkrankungen, z. B. Zuckerkrankheit.

Diese wenigen Beispiele mögen auch dem Laien zeigen, wie wichtig die ärztliche Untersuchung bzw. Betreuung des Bergsteigers zur Vermeidung von Todesfällen oder Unfällen in den Bergen sein kann.

Abschließend zu diesem Kapitel darf ich vielleicht feststellen, daß bei ganz großen Bergsteigern sicherlich auch eine gewisse *Begabung* für das körperliche Spiel am Berg vorliegt.

Stark abhängig vom geistigen Wissen und körperlichen Können des Bergsteigers ist sein *psychischer Zustand*, welcher seinerseits wieder in hohem Maße die allgemeine Leistungsfähigkeit im positiven oder negativen Sinne beeinflusst:

So führt z. B. Mangel an Erfahrung zu Angst, Unsicherheit (z. B. besteht Steinschlaggefahr, ist der Hang lawinengefährlich, hält das Wetter usw.?).

Konditions- und Trainingsmängel sind oft Ursachen von Gleichgültigkeit, Apathie;

Der ungewohnte Eindruck der Berge *erschreckt, belastet* den Unerfahrenen;

Übertraining erzeugt Lustlosigkeit, Unzufriedenheit. Im positiven Sinne wirken Freude, Lust, Glücksgefühl, Selbstvertrauen.

Diese unter verschiedenen Bedingungen mehr oder weniger vorhandenen Empfindungen können gerade in „*Grenzsituationen*“, z. B. bei einem Unfall, von entscheidender Bedeutung sein.

#### CHARAKTERLICHE VORAUSSETZUNGEN

„Das Seil ist das Sinnbild der Gefährtentreue und Bergkameradschaft.“

Eng mit den Eigenschaften Treue und Kameradschaft verbunden, ist das Verantwortungsbewußtsein – die bewußte Verantwortlichkeit für Gesundheit und Leben – für sich selbst und für seine Kameraden. Hierzu gehört auch die Verantwortlichkeit gegenüber der Familie.

Willensstärke, Entschlußkraft, Selbstbewußtsein, Kaltblütigkeit, natürliche Härte gegen sich selbst, Mut, Exaktheit, Korrektheit in der Behandlung des Materials, der Wege, Hütten, der ganzen Natur sind weitere Charakterzüge des erfolgreichen Bergsteigers. Eine gute Portion Humor soll das ganze Bild abrunden.

Vergessen wir zum Schluß nicht, daß der Bergsteiger auf seinen Wegen auch Glück braucht. Wollen wir allerdings nicht soweit gehen wie der berühmte Feldherr Napoleon Bonaparte, der „Glückhaben“ zu einer Charaktereigenschaft und die Karriere seiner Offiziere davon abhängig machte.

Für uns Bergsteiger wollen wir nur hoffen und daran glauben, daß „das Glück auf der Seite des Tüchtigen steht“.

*Anschrift des Verfassers:*

*Oberstleutnantarzt Dr. Elmar Jenny  
Mitterhoferstraße 10a  
6020 Innsbruck*

## Der Herz-Gesunde und der Herz-Kreislauf-Kranke im Hochgebirgsklima

J. HALHUBER UND KARL INAMA

„Kann mein Herz ins Hochgebirge? Welche Höhenlagen sind für mich noch erlaubt? Kann ich mit dem Auto, ohne gesundheitliches Risiko einzugehen, über die Alpenpässe fahren? Ist es mir verboten, Lifte oder Gondeln zu benützen?“ Diese und ähnliche Fragen müssen sich bei der erschreckenden Zunahme von Herz-Kreislauf-Krankheiten, besonders von Herzinfarkten, immer mehr Menschen stellen, zunehmend auch in jüngeren Lebensjahren. Fast täglich werden wir Ärzte mit diesen Problemen konfrontiert. Unsere Antworten sind keineswegs einheitlich. Vielfach herrscht große Unsicherheit, einerseits, weil auf Grund von Einzelbeobachtungen weittragende allgemeine Schlüsse gezogen wurden, andererseits, weil größere einheitliche Untersuchungsreihen und einwandfreie kasuistische Beobachtungen bis heute fehlten.

Der Abklärung dieser Probleme galten die Untersuchungen in den Jahren 1965 (Kühtai/Tirol) und 1966 bis 1973 an der klinischen Abteilung der Hochgebirgsforschungsstelle in Obertauern in Höhenlagen zwischen 1800 und 2500 m NN. Sie erfolgten teilweise in Zusammenarbeit mit der Medizinischen Universitäts-Klinik Innsbruck (Vorstand: Professor Dr. H. Braunsteiner), der Herz-Kreislauf-Klinik Höhenried

(Vorstand: Professor Dr. *M. J. Halhuber*), dem Curschmann-Institut in Timmendorf (Leiter: Professor Dr. *H. Jungmann*) und in den letzten zwei Jahren mit dem Physiologischen Institut der Universität Innsbruck (Vorstand: Professor Dr. *P. Deetjen*).

Folgende Krankheiten wurden in die Untersuchungen einbezogen:

Hypertonie (Hochdruck)

Hypotonie (Niederdruck)

Coronarerkrankungen mit und ohne Rhythmusstörungen

Herzinfarkte

Hirnininfarkte

Cor pulmonale chronicum compensatum

Bei den Langzeitprogrammen bis zu einem Zeitraum von fünf Jahren wurden 789 Patienten erfaßt, die einer 3- oder 4wöchigen Hochgebirgs-Terrainkur in 1700–2500 m Höhe unterzogen wurden.

Zuvor halten wir drei Klarstellungen für notwendig:

1. In therapeutischer Hinsicht umfaßt der Begriff Hochgebirgsklima in unseren Alpenregionen die Höhen zwischen 1000 und 3000 m, soweit sie durch Straßen, Bergbahnen und Hotels breiteren Besucherschichten zur Erholung, für Gesundheitssport, Fitnessstraining und zu Kurzwecken zugänglich sind und aufgesucht werden. Erhebungen im Mittelgebirge zwischen 1000 und 1500 m sind nach allgemeiner Ansicht klimatherapeutisch nicht dem Hochgebirge zuzurechnen.
2. Bei der Klimatherapie wird nie das Klima allein genutzt, sondern die Klimawirkung wird in einen Gesamtakkord von Milieu- und Bewegungstherapieeffekten integriert.
3. Da wir in den Alpenregionen noch über keine klimaheilkundlich orientierte Hochgebirgsklinik für Herz-Kreislauf-Kranke verfügen, sind wir bei der Erörterung therapeutischer Probleme und vor allem bei der Interpretation von Therapieerfolgen auch heute noch häufig auf Ergebnisse der Höhen-Physiologie, -Pathophysiologie und auf Analogieschlüsse angewiesen.

Welche Akkord-Faktoren des Hochgebirgsklimas sind es nun, die besondere psychophysische Reaktionen beim Menschen hervorrufen? Die landläufige Meinung vermutet, daß es sich dabei vor allem um die Abnahme des Sauerstoffpartialdrucks in der Höhe handelt. Heute ist jedoch von vielen Seiten auf die Unterschiede

zwischen der biologischen Wirkung des Hochgebirgsklimas und der Wirkung isolierten Sauerstoffmangels aufmerksam gemacht worden (*Linhart, Keys, v. Muralt (1), Amelung (2), Schödel, Grandjean (3), Houston und Jungmann (4)* u. a.) Der erniedrigte Sauerstoffpartialdruck ist in zunehmender Höhe immer wichtiger, er ist aber in den Kurorten unterhalb von 2000 m sicher nicht der alleinige wirksame Faktor. Die Luftdruckabnahme im Hochgebirge hat zweifellos ihre Bedeutung, wird aber in Kurorten meist überschätzt (*H. Jungmann, Deutsches mediz. Journal, 7. Jg., 1956, S. 680*).

Der Akkord des Hochgebirgsklimas wird durch folgende biologisch wirksame Einzelfaktoren neben der Abnahme des Sauerstoffpartialdrucks charakterisiert: Im Vergleich zum Mittelgebirge wesentlich stärkere Intensität und Ausgeglichenheit der Sonnen- und Ultraviolettstrahlung im Tages- und Jahreslauf und das starke Austrocknungsvermögen infolge der erniedrigten Luftfeuchtigkeit. Dies sind Reizklimafaktoren, durch welche die Wärmeregulation des Körpers angeregt, die Hautdurchblutung verbessert und ganz allgemein gesprochen, das neurovegetative System umgestimmt werden kann. Aber einzelne günstig gelegene Hochgebirgsgegenden, die eben dadurch zu Luftkurorten werden, sind in ihrem Klima auch durch Schon-Faktoren gekennzeichnet, durch besonders windgeschützte Lage, geringere Nebelbildung und Strahlungsreichtum werden die Abkühlungsgröße und damit auch Erkältungsgefahren wesentlich herabgemindert (*W. Mönkofer*). Dazu kommt noch, daß die Luft im Hochgebirge recht saure bakterizide pH-Werte aufweist (*Cauer, Chemie der Atmosphäre und Medizin, 1948*). Wir müssen uns also auch in der Bewertung dieses Klimatyps von vornherein vor schematischen Kollektivurteilen hüten. *Amelung, Huisgen* und *Winter* haben schließlich auf die Bedeutung der lokalklimaturklimas hingewiesen, wie sie übrigens im Hochgebirge noch kaum erfaßt sind (*W. Amelung, W. Huisgen, W. Winter, Die Medizinische, 1953, 660*). Ob aber ein einzelner Klimafaktor als Reiz- oder Schonfaktor bezeichnet werden muß, wird entscheidend auch durch den Patienten selbst bestimmt, seinen Reaktionstyp, seine Konstitution. So kann z. B. dieselbe, in ihrem Verlauf ausgeglichene Abkühlungsgröße für einen kalteempfindlichen A-Typ (*Lampert*) oder K-Typ (*Curry*) in einer Rekonvaleszenz eine Belastung darstellen und für eine,

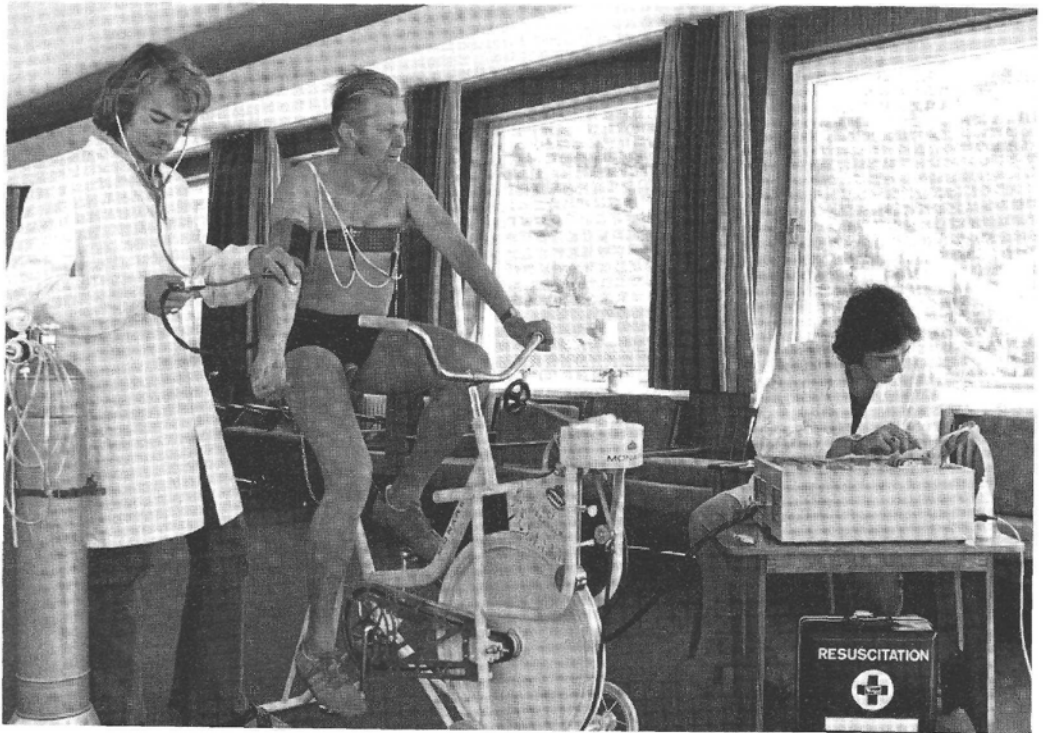


Abb. 1 Hochgebirgsforschungsstelle Obertauern/Salzburg – Ergometrische Auestung

Pressefoto Vuray

im heißen Großstadtsommer zu Ödemen neigende schwangere Mitralstenose-Kranke eine lebenswichtige Wohltat sein.

Man kann wohl schon aus diesen schwierigen Umgrenzungen des Hochgebirges im klimatherapeutischen Sprachgebrauch erkennen, mit welchen Problemen eine vergleichende Klimatherapie-Forschung methodisch-wissenschaftlich zu rechnen hat, und daß wir hier erst am Anfang stehen. Schließlich sei noch erwähnt, daß im Akkord der Wirkungen eines Hochgebirgsaufenthaltes neben den Witterungsfaktoren, also den während der Kur auftretenden Intensitäten und Schwankungen der klimatischen Elemente, auch noch die „Geopsyché“ (*Hellpach*) und die Ernährung dazugehören (die Diät wird mit kalkhaltigem, jodarmem Quellwasser und der Milch der Almkühe zubereitet), sowie viele unspezifische Faktoren der geänderten Lebensweise im Kurmilieu oder ganz allgemein nach dem Milieuwechsel.

Wir können nach Beobachtungen gemeinsam mit *H. Gabl, Hildebrandt, Jungmann* u. a. zusammenfassend feststellen, daß einem Er-

holungsaufenthalt im Hochgebirge zwei wesentliche Wirkungen zugeschrieben werden können:

1. Es laufen phasenhafte Schwankungen des ganzen vegetativen Systems ab, die schließlich nach Wochen in eine Vagus-betonte Normotonie einmünden. Die Schwankungen werden im Lauf des Aufenthaltes immer langsamer. Eine erste (Primär-)Reaktion, z. B. bei einer Bergbahnfahrt, dauert nur Stunden, eine zweite wird nach einigen Tagen deutlich, eine dritte etwa in der dritten Woche (Kurreaktion). Erst nach Ablauf der 3. Phase wird bei kränklichen Menschen die Erholung offenbar.
2. Im Zuge der Akklimatisation stellt sich eine sogenannte „Normalisierung“ ein, d. h. extreme Ausgangswerte verschwinden, ganz gleich, ob sie zu hoch oder zu tief waren. Diese Normalisierung der einzelnen Meßgrößen tritt praktisch immer auf. Sie wurde nachgewiesen an der Atemfrequenz, dem Ruhepuls, dem Ruheminutenvolumen, dem Arterientonus, der Kreislaufregulation im Stehversuch und dem Ruhe- und Belastungsblutdruck.



Aus unseren Untersuchungen an Kreislaufkranken nun einige Ergebnisse und summarisch zusammengefaßte praktische Folgerungen:

### 1. HYPERTONIE (STADIUM I BIS III) UND HYPERTONE REGULATIONSSTÖRUNGEN

(Insgesamt 376 Patienten im Alter zwischen 27 und 78 Jahren)

Die erste Untersuchungsserie (1965) umfaßte 15 hochdruckkranke Männer. Die Meßreihe umfaßte 2 Voruntersuchungen in Tallage, 7 Hauptuntersuchungen in 4tägigen Abständen im Hochgebirge (2000 m NN) und 2 Nachuntersuchungen nach Rückkehr in den Heimatort. Bei allen Patienten wurden neben Ergometeruntersuchungen mit minütlicher Registrierung von Elektrokardiogramm, systolischem und diastolischem Blutdruck und Puls in Ruhe, gleichbleibender Belastung von 75 Watt und Erholung (Abb. 1), Pulscurvenregistrierungen, Bestimmungen des Puls-Atemquotienten, Untersuchungen zur Blutgerinnung, tägliche Registrierungen des Körpergewichtes und tägliche Erhebungen über das subjektive Befinden durchgeführt. Selbstverständlich fanden die Messungen immer zur selben Tageszeit und durch dasselbe Untersucherteam statt.

Der systolische und diastolische Ruhe-Mittelblutdruck zeigte am Ende des Höhengaufenthaltes eine signifikante Senkung (Abb. 2), desgleichen der Belastungs-Blutdruck. Beim Übergang von der Tallage (50 m NN) zur Höhenlage (2000 m NN) kam es zu unbedeutenden Blutdruckanstiegen. Sie waren aber nicht generell und daher in der Mittelwertkurve auch nicht ersichtlich. Auch die Reakklimatisation nach Rückkehr ins Tal brachte keine nennenswerten Schwankungen. Der Blutdruck und auch die Pulsfrequenz blieb erniedrigt.

Die Ergebnisse konnten ein Jahr später (1966) bei einer anderen, 15 Patienten umfassenden Gruppe gleichen Alters in einem anderen Ort (Obertauern) bestätigt werden (Abb. 3). Auch die im darauffolgenden Jahr (1967) durchgeführten Untersuchungen brachten dieselben Ergebnisse. Dies ermutigte, die Beobachtungen und Untersuchungen auf fortgeschrittenere Fälle beiderlei Geschlechts auszudehnen und keine Altersgrenze festzusetzen. Bei Patienten mit schwerer Hypertonie konnte natürlich nicht,

Kühtai 1965

**Syst. u. diast. Blutdruck: Mittelwerte v. 13 Hypertonikern**

V= Voruntersuchung H= Hauptuntersuchung

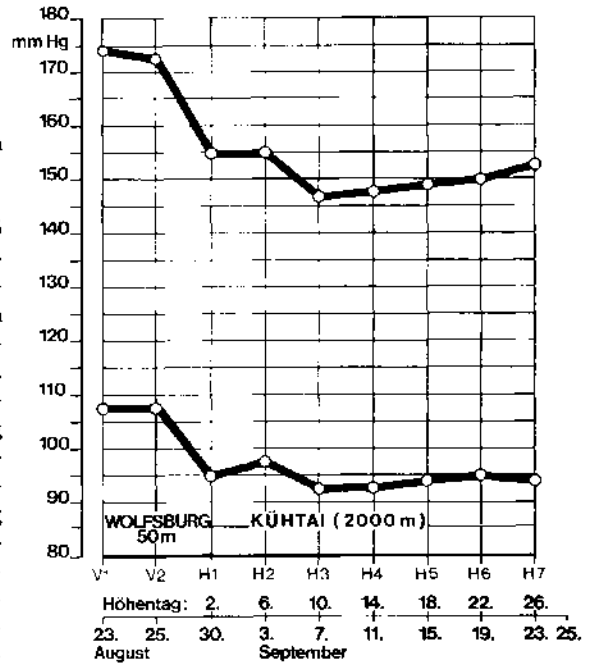


Abb. 2

wie bei den Untersuchungsserien der ersten drei Jahre, die medikamentöse Therapie vor dem Höhengaufenthalt abgesetzt werden. Es war aber möglich, die Dosis während des Höhengaufenthaltes bei allen Patienten erheblich zu reduzieren und zu einem späteren Zeitpunkt z. T. komplett abzubauen (Abb. 4).

Obwohl in der medizinischen Literatur bis in die Jetztzeit immer wieder vor Aufhalten von Hochdruckkranken in Höhen über 1000 m gewarnt wird, wurden bei unseren Kranken während des Hochgebirgsaufenthaltes keine ernsteren Zwischenfälle beobachtet (weder Hochdruckkrisen, noch Apoplexien, noch Herzkompensationen). Im Durchschnitt kam es auch nicht zu einer Vermehrung der vor dem Höhengaufenthalt empfundenen subjektiven Beschwerden – im Gegenteil: Kopfschmerzen, Herzsensationen und Schwindelerscheinungen verringerten sich bereits in den ersten Tagen (Abb. 5). Nur Schlafstörungen erwiesen sich oft als hartnäckig, besserten sich jedoch häufig nach Rückkehr in Tallage über Monate bzw. verschwanden ganz.

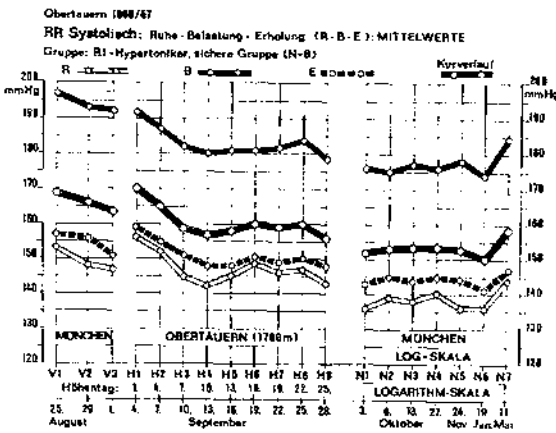


Abb. 3

Die Blutdruckerniedrigung – sowohl in Ruhe wie auch nach Belastung am Ergometer oder nach Wanderungen im Gelände – wird im allgemeinen nach einer Höhenwoche deutlich. Ihr kann in den ersten Höhentagen eine kurzfristige Blutdrucksteigerung vorausgehen, die z. B. bei der Gruppe in Obertauern 1966 auch statistisch zu sichern war, bei anderen Gruppen hingegen auch bei zweistündiger Messung nach Ankunft in der Höhe nicht zu erfassen war. Sie ist aber im Einzelfall immer als Möglichkeit, die praktische Konsequenzen hat, in Erwägung zu ziehen. Die

niedrigsten Blutdruckwerte werden meist nach Ende der dritten Woche gemessen. Wenige Tage vor der Abreise kommt es häufig zu einem leichten Wiederanstieg des systolischen und diastolischen Blutdrucks in Ruhe und nach Belastung. Dieser ist aber wahrscheinlich psychogen bedingt (durch die Abreiseerwartung), da schon in den ersten Tagen nach der Rückkehr in die Ebene wieder niedrigere Blutdruckwerte gemessen wurden. Die Absenkungen hielten bei den untersuchten Patienten im Durchschnitt bis zu sechs Monaten an. Der Blutdruck lag aber auch acht Monate nach dem Hochgebirgsaufenthalt noch signifikant unter den Ausgangswerten. Eine Ausnahme bilden möglicherweise Hochdruckkranke, wenn eine Nierenbeteiligung geführt hat (Harnstoff- und Kreatininerhöhungen).

Als Ursache dieser Blutdruckreaktionen kommen – wie übrigens auch bei allen anderen Kreislaufparametern – folgende Faktoren in Frage:

1. Milieuwechsel
2. Terrainkur
3. Höhenklima

Da einigermaßen vergleichbare Gruppenuntersuchungen vor, während und nach einer Terrainkur in der Ebene und in alpinen Höhenlagen nur bei Normotonikern vorliegen (Höcherried 1967), ist eine endgültige Stellungnahme zur Bedeutung des Hochgebirgsklimas als Normalisierungsfaktor bei Hochdruckkranken noch nicht möglich. Die eigenen Beobachtungen lassen eine sichere Trennung der Wirkung von Klima und Milieuwechsel noch nicht zu. Daß aber die Terrainkur nicht der entscheidende Faktor ist, zeigen die eindrucksvollen Blutdrucksenkungen bei Patienten, die wegen der Schwere ihres Krankheitsbildes oder wegen des hohen Alters den körperlichen Belastungen eines Aufbau-Trainings nicht unterzogen werden konnten. Außerdem beginnt der Blutdruckabfall bereits in den ersten Tagen, zu einem Zeitpunkt also, zu dem ein Trainingseffekt noch nicht wirksam geworden sein kann.

Für die Praxis der Beratung des Hochdruckkranken über Aufenthalte im Hochgebirge (1500 bis 2500 m NN) ergeben sich folgende Hinweise:

1. In den ersten Tagen der Höhenanpassung sollen zusätzliche Belastungen vermieden werden: körperliche Anstrengungen, passiver Höhenwechsel z. B. durch Liftfahrten, Ex-

**HTK OBERTAUERN 71**  
**Blutdruck-Puls-Profil S.E. 64a**

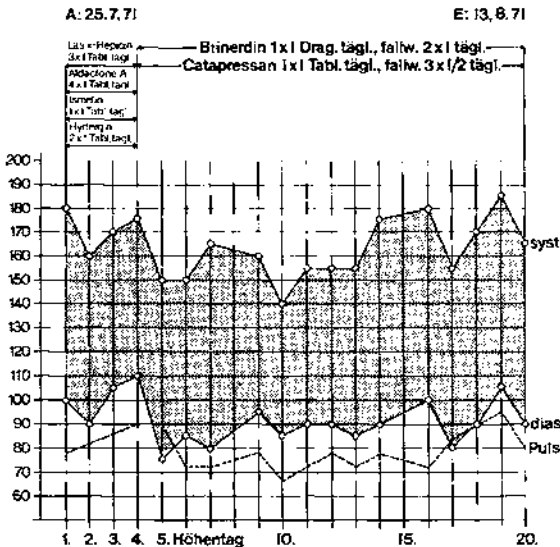


Abb. 4

- zesse in Alkohol und Nikotin, Schlafentzug.
- Das Alter des Patienten stellt prinzipiell keine Gegenanzeige für einen Höhengaufenthalt dar. Das Durchschnittsalter unserer Hypertoniker betrug 63,4 Jahre.
  - Ein Dauertraining mit Wanderungen, Schwimmen usw. muß vorsichtig aufgebaut und individuell angepaßt werden.
  - Die medikamentöse, antihypertensive und cardiale Therapie, auf die der Patient eingestellt ist, darf nicht unterbrochen werden. Sie kann fast immer während des Hochgebirgsaufenthaltes allmählich reduziert und bei leichteren Fällen mitunter vollkommen abgesetzt werden.
  - Die Neueinstellung eines Hochdruckkranken auf seinen individuellen Dauertherapie-Plan erfolgt erfahrungsgemäß bei Sporturlaub und Terrainkur im Hochgebirge schonender und im Hinblick auf Nebenwirkungen psychologisch erleichtert.
  - Die Aufenthaltsdauer im Hochgebirge sollte möglichst vier Wochen betragen, da das Optimum der Blutdrucksenkung erst nach fast genau drei Wochen erreicht wird. Wochenendfahrten ins Hochgebirge scheinen nur bei fortgeschrittenen Fällen von Hochdruck-erkrankungen nicht ratsam.
  - Wir folgen den Empfehlungen von *Liesen* und *Hollmann* (1972), daß Hochdruckkranke nach dem 50. Lebensjahr bei Beginn einer Bewegungstherapie digitalisiert werden sollen. Dies gilt besonders dann, wenn diese im Hochgebirge durchgeführt wird.

## 2. HYPOTONIE UND HYPOTONE REGULATIONSSTÖRUNGEN

Bei Hypotonikern ist der Aufenthalt in alpinen Höhenlagen fast immer problemlos. Sie vertragen – von Extremfällen abgesehen – die Höhe gut und die geklagten Beschwerden: Kopfschmerzen, Leeregefühl im Kopf, Schlafstörungen, Herzbeschwerden, Müdigkeit, Abgeschlagenheit, Mangel an körperlicher Leistungsfähigkeit und Schwindelgefühl nehmen rasch ab (Abb. 6), obwohl die Ruhe- und Belastungs-Blutdruckwerte sich häufig nicht wesentlich ändern. Besonders imponierend ist die deutliche und lang anhaltende objektive und subjektive Besserung nach Rückkehr in Tallage (Abb. 6).

Obertauern 1966  
Beschwerdeskala: Kopfschmerzen, Schlafstörungen, Herzbeschwerden  
Summe bei 16 Hypertonikern

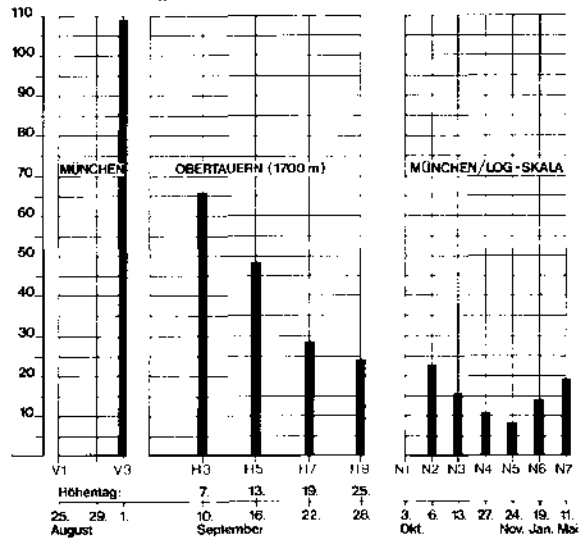


Abb. 5

Wir untersuchten insgesamt 146 Patienten. Drei Beobachtungen sind bemerkenswert:

- Die systolischen Blutdruckmittelwerte in der Erholphase nach Ergometerbelastung, die in der Voruntersuchung in Tallage deutlich über

Beschwerdeskala: Kopfschmerzen, Schlafstörungen, Herzbeschwerden  
Summe bei 15 Hypotonikern

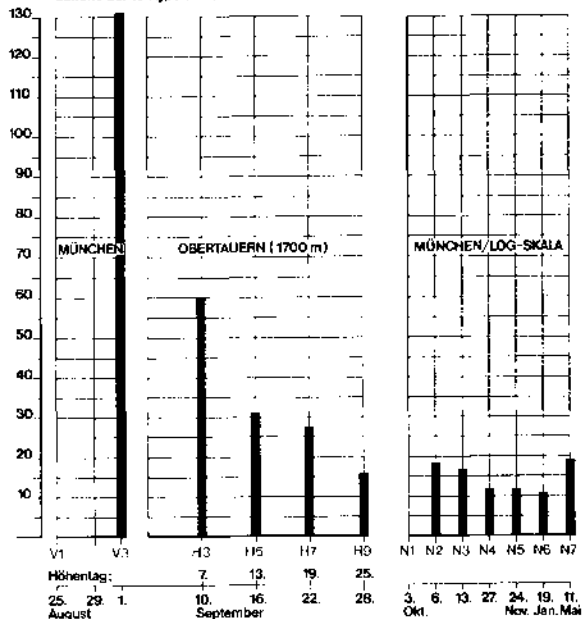


Abb. 6

Obertauern 1954/57  
 RR Systolisch: Ruhe - Belastung - Erholung (R - B - E): MITTELWERTE  
 Gruppe: OI - Hypotoniker, sichere Gruppe (N=8)

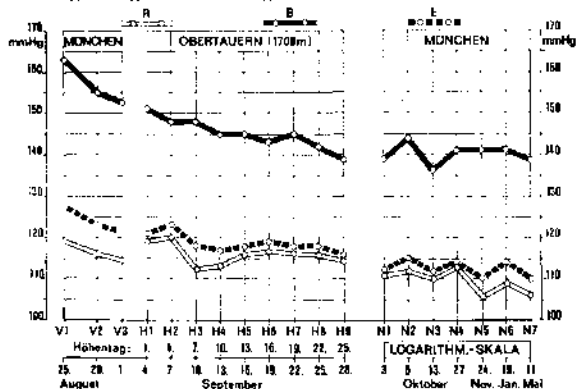


Abb. 7

den Ruhewerten lagen, verliefen in der Hochgebirgs- und der ersten Nachbeobachtungsperiode nur knapp über den Ruhewerten (Abb. 7). Wir deuten diese Veränderungen als Folge eines Stabilisierungs- und Ökonomisierungsvorganges im Kreislaufverhalten, mehr oder weniger unabhängig von der Ruheblutdrucklage, und sehen in ihr die Ursache der auffallenden subjektiven Besserungen.

2. Im Gegensatz zu den Hyper- und Normotonikern kam es vor der Abreise während der letzten Höhentage zu keinem Blutdruckanstieg (Abreiseerwartung), weder in der

Ruhe- oder Belastungs- noch in der Erholungsphase.

3. Auch bei der letzten Nachuntersuchung in Tallage, acht Monate nach dem Höhengenaufenthalt, blieb bei den sicheren Hypotonikern der Blutdruckanstieg aus. Die Mittelwerte in der Ruhe- und Erholungsphase lagen aber, ähnlich wie in der Voruntersuchungsperiode, wieder weiter auseinander, obwohl sich zu dieser Zeit noch keine Zunahme der Beschwerden feststellen ließ.

Da die Hypotonie schwer zu definieren ist und in diesem Begriffssammeltopf genetisch sehr verschiedene Zustandsbilder zusammengeworfen werden, ist eine Voraussage der Hochgebirgsverträglichkeit im Einzelfalle unsicher. Bei der überwiegenden Zahl der Patienten wird aber die Höhe ausgesprochen gut vertragen und kommt es zu erheblichen körperlichen Leistungssteigerungen.

### 3. CORONARE HERZKRAKHEIT MIT UND OHNE HERZRYTHMUSSTÖRUNGEN bzw. HERZINFARKT

Bei 286 Coronarkranken (durchschnittliches Lebensalter 62,5 Jahre), von denen 71 bereits einen oder mehrere Infarkte durchgemacht hatten, kam es weder bei der Anreise noch während des Höhengenaufenthaltes, noch in der anschließenden Reklimatisationsphase in der Ebene zu ernstesten Störungen. Dabei ist festzuhalten, daß mehr als ein Drittel der Coronarkranken ohne Infarkt in der Höhe in Ruhe oder bei Ergometerbelastung Rhythmusstörungen aufwiesen. Die Beobachtung vieler Patienten mit ischämischen Herzerkrankungen in fortgeschrittenem Alter mehrere Jahre vor und einige Jahre nach dem Höhengenaufenthalt zeigte, daß Herzrhythmusstörungen ebenso häufig unter Alltagsbelastungen in Tallage wie während des Hochgebirgsaufenthaltes nachzuweisen waren. Im überwiegenden Prozentsatz traten sie sogar ausschließlich in Tallage auf. In unserem Beobachtungsgut ist uns kein einziger Fall bekannt, bei dem sich in Höhenlage erstmals Stenocardien oder Rhythmus- bzw. Erregungsausbreitungsstörungen eingestellt hätten. Wir konnten in den vergangenen sechs Jahren an unserer Abteilung weder ein Präinfarktsyndrom noch einen frischen Infarkt, nur einmal einen Reinfarkt, und auch keine alarmierenden Komplikationen durch

OBERTAUERN  
 HIRNINFARKT ♂ RR

ANFANG ENDE ± 2 SEM N=9

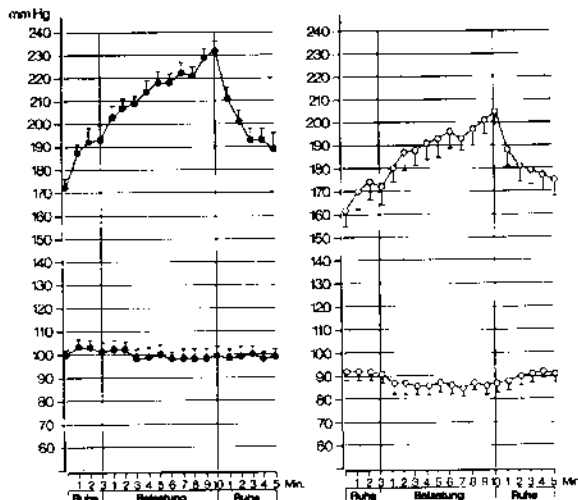


Abb. 8

Reizbildungsstörungen feststellen, auch nicht bei Patienten mit schwersten Stenocardien und drei überstandenen Herzinfarkten. Wir glauben daher berechtigt annehmen zu können, daß das Hochgebirge in Höhenlagen um 2000 m NN primär kein Gefahrenmoment darstellt. Diese Feststellung gilt auch für eine, während des Hochgebirgsaufenthaltes durchgeführte, individuell dosierte und ärztlich überwachte, kurative körperliche Belastung durch Gymnastik, Wanderungen und Bergtouren, selbst unter Einbeziehung von Bewegungsmitteln wie Lift und Gondel zur passiven Überwindung von Höhenmetern, soweit diese nicht in der ersten Phase der Akklimatisation eingesetzt werden.

Die Mehrzahl aller Patienten zeigte eine deutliche Verbesserung der Kreislaufleistungsbreite und Abnahme der Pulsfrequenz während der Ergometerbelastung und bei körperlichen Belastungen während der Wanderungen. Zur Illustration zwei graphische Darstellungen. Abb. 8 zeigt in einer Mittelwertskurve mit Eintragung der Streuungsgrenzen von 15 männlichen Coronarkranken den Verlauf des systolischen und diastolischen Blutdrucks zu Beginn (linke Bildseite) und am Ende (rechte Bildseite) eines vierwöchigen Hochgebirgsaufenthaltes (Basisstation 1748 m, Wanderungen in Höhenlagen bis 2300 m) bei Ergometerbelastung mit 100 Watt, und zwar in Ruhe im Sitzen (1. Wert), im Leerretreten (2. bis 4. Wert), in der 10minütigen Belastungsperiode und in der anschließenden, fünf Minuten dauernden Erholphase. Die systolischen wie die diastolischen Blutdruckwerte lassen in allen Phasen einen hochsignifikanten Abfall ( $p < 0,01$ ) erkennen. Die systolischen Maximalmittelwerte in der 10. Belastungsminute betrugen zu Beginn des Höhengaufenthaltes 214 mm Hg, am Ende 192 mm Hg, die diastolischen 88 bzw. 78 mm Hg.

Abb. 9 soll als Einzelbeispiel den Verlauf von Blutdruck und Puls bei einer 63jährigen Frau wiedergeben. Zu Beginn des Höhengaufenthaltes mußte in der 6. Belastungsminute bei einem systolischen Blutdruck von 240 wegen Atemnot und Druckgefühl hinter dem Brustbein die Ergometrie abgebrochen werden. Am Ende des dreiwöchigen Höhengaufenthaltes konnte dieselbe Belastung 10 Minuten durchgetreten werden, wobei der systolische Blutdruck nur auf 225 anstieg.

Im Elektrokardiogramm zeigte zu Beginn über ein Drittel der Patienten Reizbildungs- und Er-

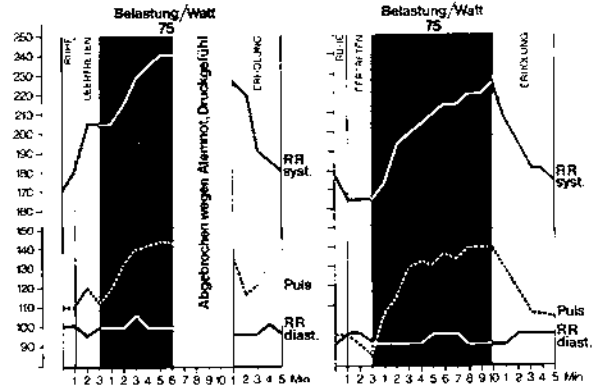


Abb. 9

regungsausbreitungsstörungen. Die Neigung zu supraventrikulärer und ventrikulärer Extrasystolie nahm mit zunehmender Dauer des Höhengaufenthaltes ab bzw. verschwand sowohl in Ruhe wie bei Belastung. Bei 9 % traten deutliche Besserungen der Nachschwankungen auf. In vier Fällen kam es zu einer Verstärkung der ST-Senkung mit weiterer Abflachung von T. Subjektiv waren Druck- und Engegefühl über dem Herzen trotz Elektrokardiogrammverschlechterung seltener und von geringerer Intensität. Von 114 Patienten liegen Nachbeobachtungen und Nachuntersuchungen vor. Ernste

OBERTAUERN

CORONARSKLEROSE ♂ RR

ANFANG [ENDE]  $\pm$  SEM N-15

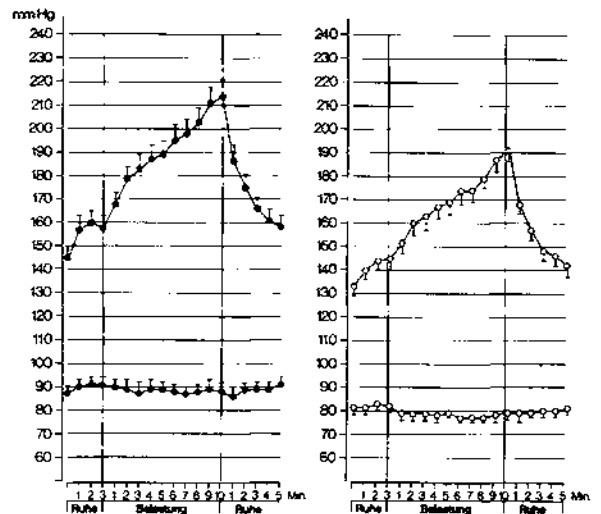


Abb. 10

Komplikationen in Form von schweren Stenocardien oder Rhythmusstörungen traten nicht auf. Nur in vier Fällen kam es sechs Monate nach dem Höhengaufenthalt zu einer Verschlechterung der Befunde und des subjektiven Befindens.

Auf Grund der Untersuchungsergebnisse sollte bei Personen mit ischämischen Herzerkrankungen die Aufenthaltsdauer vier Wochen nicht unterschreiten. Ferner kann gesagt werden: Ein fortgeschrittenes Lebensalter (über 50 Jahre) stellt auch bei Herzinfarkt-Patienten keine Gegenanzeige für einen Aufenthalt in alpinen Höhenlagen (1800 bis 2500 m NN) dar, vorausgesetzt, daß bestimmte Richtlinien (Schonung in den ersten Tagen, Beibehaltung der Basismedikation, langsamer Aufbau der körperlichen Belastungen) eingehalten werden. Über die Auswirkungen eines kurz dauernden Höhengaufenthaltes ohne vollkommene Akklimation (Tagesausflüge, Pässefahrten) können wir vorerst noch keine bindenden Aussagen machen. Die in den letzten sieben Jahren an einigen Dutzend Fällen gesammelten Erfahrungen sind nicht negativ, so daß zumindest ein generelles Verbot nicht gerechtfertigt erscheint.

#### 4. HIRNINFARKT

Zur Untersuchung kamen 18 Hirninfarkt-Patienten (15 Männer, 3 Frauen) mit einem Durchschnittsalter von 63,4 Jahren. Das akute Cerebralgesehen lag in allen Fällen über ein Jahr zurück, im Mittel 3½ Jahre. Die Ruhe-Blutdruckwerte lagen bei allen Patienten im hypertonen Bereich: systolisch zwischen 160 und 240 mm Hg, diastolisch zwischen 80 und 130 mm Hg. Mit Ausnahme von fünf Patienten standen bei Ankunft im Hochgebirge alle unter Antihypertonika.

Die täglichen Blutdruckmessungen in Ruhe ließen in keinem Fall ein Ansteigen der Blutdruckwerte erkennen, obwohl die Medikamente ab der 1. bzw. 2. Woche generell reduziert werden konnten. Auch die Ruhe-Pulswerte zeigten eine fallende Tendenz. Eine ergometrische Belastung und ein Vergleich von Anfangs- und Endergometrie war nur bei 10 Patienten (9 Männer, 1 Frau) möglich, da bei den übrigen entweder die hohen Ruhe-Blutdruckwerte für die Ergometrie eine Kontraindikation, oder Restparesen ein technisches Hindernis für die Durchführung

darstellten. Abb. 10 zeigt die Mittelwertskurven des systolischen und diastolischen Blutdrucks am Anfang und am Ende des Höhengaufenthaltes. Die Blutdrucksenkung ist auch in dieser Gruppe hochsignifikant ( $p < 0,01$ ). Im Pulsverhalten bestand keine Signifikanz. Die Schlußwerte lagen nur mäßig, jedoch generell unter den Anfangswerten.

Sowohl in der Akklimationsphase der ersten Tage als auch im Verlauf der weiteren 2. bis 4. Woche traten keinerlei Komplikationen und ernstere Störungen des Befindens auf, auch nicht bei dosierten Belastungen im Gelände, bei Gondel- und Liftfahrten und bei der täglichen Gymnastik.

Subjektiv und objektiv (Blutdruck, Puls, Elektrokardiogramm, Ergometrie) konnten mit Ausnahme eines Patienten Besserungen festgestellt werden. Verschlechterungen traten keine auf. Ob die cerebrale Leistungsfähigkeit größer wurde, ließ sich mit unseren Untersuchungsmethoden nicht nachweisen. Die Abklärung dieser Frage muß speziellen Forschungsprogrammen vorbehalten bleiben.

Nachuntersuchungs- und Befindensberichte über einen Zeitraum von 6 Monaten bis 2½ Jahren liegen bei 14 Patienten vor. Sechs von ihnen konnten wir nach einem Jahr bei einer 2. Hochgebirgs-Terrainkur neuerlich in unser Untersuchungsprogramm aufnehmen.

Die Nachbeobachtungsperioden verliefen ohne Komplikationen. Bei einigen Personen war das Allgemeinbefinden wechselnd (psychische Labilität, Wetterfühligkeit) bei unverändert guten objektiven Befunden. Bei fünf Patienten kam es zu einer weiteren erheblichen körperlichen Leistungssteigerung.

#### 5. COR PULMONALE CHRONICUM COMPENSATUM (DURCH LUNGEN- LEIDEN BEEINTRÄCHTIGTES HERZ)

Auf Grund unserer Meßergebnisse und Beobachtungen bei 27 Patienten im Alter von 51 bis 75 Jahren haben wir vorerst nicht den Eindruck, daß die Höhenverträglichkeit bei einem Cor pulmonale chronicum weniger gut wäre als z. B. bei Patienten mit ischämischen Herzerkrankungen. Wenn auch die Besserung des chronisch unspezifischen respiratorischen Syndroms, besonders bei gleichzeitig bestehender Hyper-

sekretion, durch das Höhenklima meist deutlich ist und es in Abhängigkeit davon zu einer Druckverminderung im kleinen Kreislauf und zur Entlastung des Herzens kommt, sind doch der Leistungssteigerung durch die oft nachgewiesene Ruhetachycardie und die schlechte Anpassungsfähigkeit des rechten Herzens an körperliche Belastungen enge Grenzen gesetzt. Wir konnten zwar bei unseren Cor pulmonale chronicum-Patienten nur viermal einen erhöhten Ruhe-Puls nachweisen, aber die verlängerte Erholphase der Pulsfrequenz im Ergo-EKG-Versuch war bei sieben von zehn Fällen auch am Ende des Höhengaufenthaltes noch nachweisbar. Subjektiv wurde das Hochgebirge von allen Patienten gut vertragen. Eine Besserung der körperlichen Leistungsfähigkeit im Gelände wurde von allen angegeben. Auch bei dieser Gruppe konnten wir keine Komplikationen oder Elektrokardiogramm-Veränderungen registrieren, die als Verschlechterung hätten gewertet werden können.

Ein Cor pulmonale chronicum kann durch Spezialuntersuchungen, wie etwa Druckmessung im Lungenkreislauf mittels Herzkatheter und apparative, große Lungenfunktionsprüfungen, auch im Beginnstadium relativ sicher diagnostiziert werden, nicht aber durch die üblichen klinischen Untersuchungsmethoden. Das Hauptproblem liegt daher unseres Erachtens weniger bei Patienten mit einem manifesten Cor pulmonale chronicum, sondern vielmehr bei jenen Fällen mit latenter Rechtsherzüberlastung (noch ohne elektrokardiographische und sichere klinische Anhaltspunkte), die durch Bergwanderungen und aus persönlichem Ehrgeiz forcierte Bewegungstherapie überfordert werden. Bei entsprechender Anamnese (z. B. obstruktive Lungenkrankungen), bei fortgeschrittenem Lebensalter und bei höhergradiger Kyphoskoliose sollte daher auch bei Patienten ohne Cor pulmonale chronicum-Zeichen die Indikation zur Bewegungstherapie in alpinen Höhenlagen von 1800 bis ca. 2500 m NN vorsichtig gestellt werden. Zusammenfassend möchten wir festhalten: Dem Herz-Kreislauf-Kranken generell den Aufenthalt in alpinen Höhenlagen zu verbieten, ist ungerechtfertigt. Es werden heute weit mehr Menschen „höhenkrank“ gemacht bzw. ihnen Höhenunverträglichkeit angedichtet, als es tatsächlich sind. Die abgasverseuchte Luft unserer Städte ist eine viel größere Belastung für den Herzkranken als unsere Hochgebirgsregionen.

Auch für den alten Menschen, soweit er noch in bescheidenem Maße belastbar ist, bedeutet der Aufenthalt in alpinen Höhenlagen Erholung und Aufbau seiner physischen und psychischen Leistungsfähigkeit.

Mit unseren Ausführungen wollten wir zeigen, daß Herz-Kreislauf-Kranke alpine Höhenlagen nicht nur ohne Schaden zu nehmen aufsuchen können, sondern daß der Höhengaufenthalt einen wesentlichen therapeutischen Faktor darstellt und erhebliche Leistungssteigerungen sowie unerwartete Trainingseffekte erreicht werden können. Diese unsere Erfahrungen und Untersuchungsergebnisse finden durch sportmedizinische Vergleichsbeobachtungen eine Bestätigung (Mellerowicz u. M. 1970/71). Sicher ist, daß die Erklärungen für diese Wirkungen eines aktiven Höhengaufenthaltes nicht nur in den Veränderungen der bis jetzt registrierten Kreislaufparameter zu suchen sind, sondern in metabolischen, physiko-chemischen und chemischen Vorgängen. Hier ist noch ein weites Forschungsgebiet offen.

*Anschrift der Verfasser:*

*Univ.-Prof. Dr. M. J. Halhuber  
Ärztlicher Direktor der Klinik Höhenried  
für Herz- u. Kreislaufkrankheiten  
D-8131 Bernried/Obb.*

*Univ.-Prof. Dr. med. Karl Inama  
Vorstand des Instituts für Heilbäderforschung  
Paracelsus-Kurbau - Auerspergstraße 2  
A-5020 Salzburg/Osterreich*

## **Klimaschwankungen und Gletscherverhalten in historischer Zeit**

HANNES TOLLNER

Weite Kreise unserer Bevölkerung glauben fest daran, daß die Atombombenversuche ungünstig auf das irdische Wettergeschehen einwirkten und daß eine Klimaveränderung die Folge sei. Genährt wird diese Vorstellung in erster Linie durch die seit der Mitte dieses Jahrhunderts ein-

getretene Wetterverschlechterung, aber auch durch beobachtete Wetterexzesse, die einerseits durch Starkniederschläge zu katastrophalen Hochwässern und andererseits zu dem extrem trockenheißen Juli 1964 in Süddeutschland und zum starken Eisschwund der Ostalpengletscher im Spätsommer 1973 führten. Man übersah, daß sich Mitteleuropa zwischen 1942 und 1953 innerhalb eines „säkularen Klimaoptimums“ befand.

Das Klima auf der Erde schwankte in zeitlicher Hinsicht auch noch nach dem Höchststand der letzten Vereisung in recht beträchtlicher Weise. Damit änderten sich die Gletscher in bezug auf ihre Ausdehnung und ihre Eismächtigkeit innerhalb weiter Grenzen. Aber auch der Meeresspiegel der Ozeane reagierte empfindlich auf die zeitweiligen weltweiten Klimaänderungen. Auf dem Höhepunkt der letzten Eiszeit lag der Meeresspiegel ca. 90 m tiefer als im gegenwärtigen Klimastadium. Das Ansteigen der Meere – im Ablauf der Jahrhunderte keineswegs gleich – bis zum heutigen Tag liefert einen eindeutigen Beweis nicht nur für lokale, sondern für globale Schwankungen der Lufttemperatur.

Mit regelmäßigen Instrumentenbeobachtungen begann man um 1670. Vorher waren die Quellen historischer Witterungsereignisse alte Chroniken in Mittel- und Westeuropa, Rußland, Japan und China. Sie erlaubten Schlüsse auf die Sommerwärme und Winterstrenge, auf das Ausmaß des atmosphärischen Niederschlages und letztlich auch auf Witterungseinflüsse auf die Vegetation. Deutliche Hinweise auf die Klimaverhältnisse früherer Zeiten boten weiters: Wasserstandsmarken der Flüsse an Brücken, Daten über Ausdehnung und Gefrier- und Auftaetermine von Seen und Meeresteilen, Beschaffenheit von Baumringen, Flechten, Pollenanalysen in Mooren, Baumstämme in Moränen und oberhalb der gegenwärtigen Waldgrenzen (Alter des Holzes durch die C-14-Methode bestimmt), unterschiedliche Schichtung in Seeablagerungen, Eisgang in Flüssen und der „Wein-Index“ von *H. v. Rudloff*. In Deutschland waren gute Weinjahre jeweils immer mit relativ hohen Sommertemperaturen verknüpft. Die statistische Auswertung ergab, daß in guten Weinjahren die Mitteltemperatur der Monate Mai bis September  $0,8^{\circ}\text{C}$  über dem heutigen Durchschnitt lag. Da wiederholt auch schon in sehr früher Zeit gleichzeitige Aussagen existieren, konnte

gewissermaßen eine Art Eichung historischer Beobachtungen über die Klimaverhältnisse vergangener Perioden in bezug auf ihre Realität erfolgen.

Tägliche Witterungsaufzeichnungen gibt es bereits zwischen 1337 und 1344 in England, zwischen 1545 und 1576 in Zürich, zwischen 1582 und 1597 auf der Insel Hven im Sund von *Tycho de Brahe* und von 1617 bis 1626 von *Johannes Kepler* bei Linz. In der Folgezeit nahmen die verschiedenen Naturbeobachtungen und die Messungen meteorologischer Elemente bis zum heutigen Tag stetig zu. Der Alpenverein und der Sonnblick-Verein begannen bereits im vorigen Jahrhundert mit systematischen Gletscheruntersuchungen in den Ostalpen.

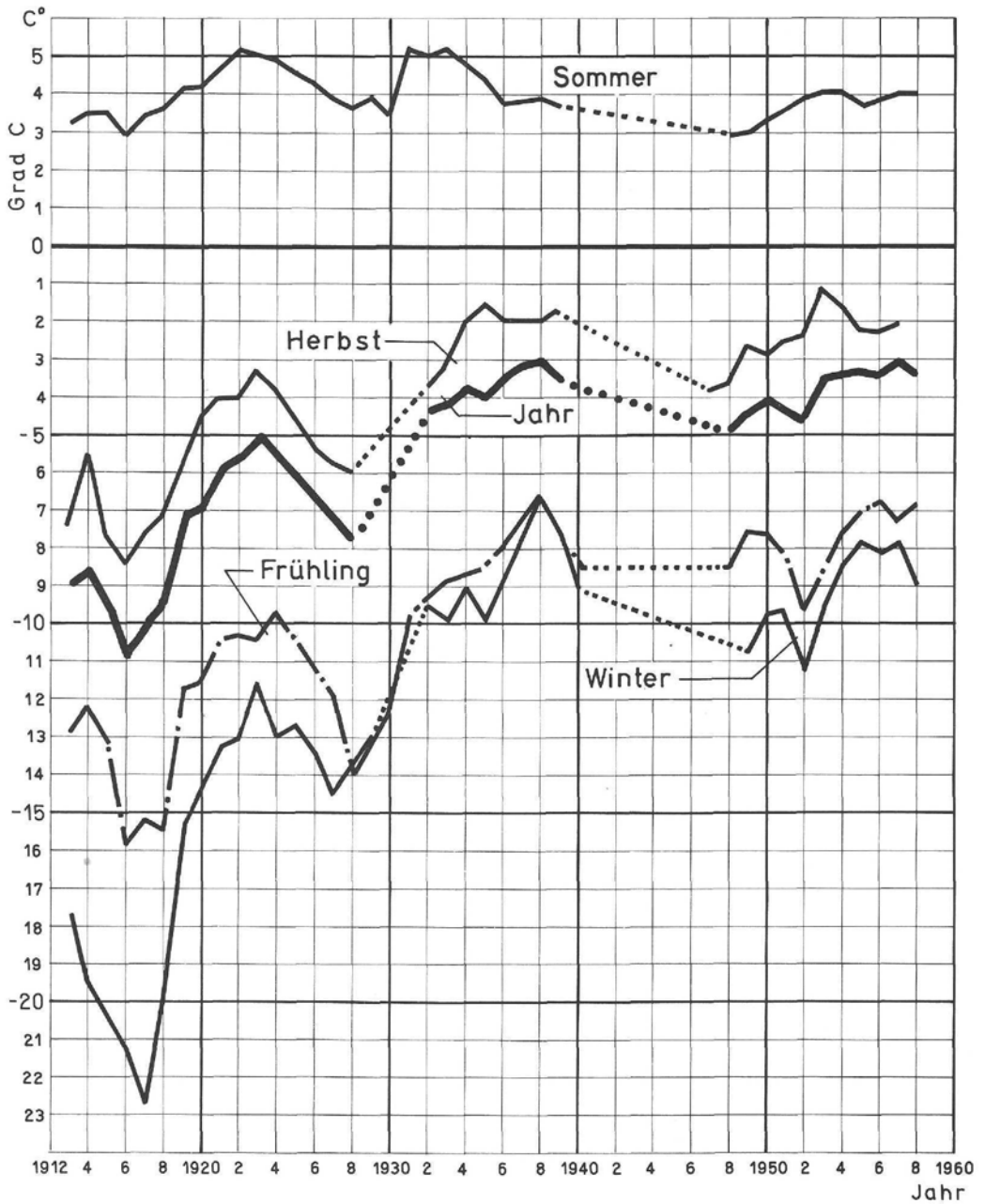
Und nun zum historischen Ablauf der Klima- und Gletscherschwankungen. In der „postglazialen Wärmezeit“ 5000 bis 2500 v. Chr. mußten die Gletscher der Alpen eine wesentlich geringere Ausdehnung als heute besessen haben. Gegenwärtig vorhandene kleine Alpengletscher konnten in diesem langen Zeitabschnitt vielfach überhaupt nicht existiert haben.

In der frühen Eisenzeit, im „Subatlantikum“, zwischen 900 und 450 v. Chr., stellten sich Klimaverhältnisse ein, wie sie etwa in der Gegenwart herrschen. Die Alpengletscher dehnten sich aus und vermehrten ihre Eissubstanz. Neue Gletscher entstanden. Die Gletscherzunahme beschränkte sich nicht nur auf die Alpen. Auch auf außereuropäischen Gebirgen vermehrte sich der Fishaushalt der Gletscher.

Nach 450 v. Chr. erfolgte im Zusammenhang mit zunehmend wärmerer und niederschlagsärmerer Witterung ein stärkerer Rückzug der vereisten Areale des Hochgebirges. Als *Hannibal* mit Elefanten 216 v. Chr. die Alpen überquerte, besaßen die Gletscher ein relativ kleines Flächenausmaß. Auch die perennierenden Schneefelder waren damals weniger häufig und weniger ausgedehnt als heute.

Um die Zeitenwende besaßen Italien, das östliche Mittelmeergebiet und Nordafrika ein sehr trockenes Klima. In Alexandria mit heute 39 Tagen mit Niederschlag in den Monaten November bis März gab es nach Beobachtungen von *Claudius Ptolemäus* (127 bis 151 n. Chr.) im Durchschnitt nur 12 Regentage. Verschiedene Hinweise lassen erkennen, daß die Alpengletscher nach dem Beginn unserer Zeitrechnung während vieler Jahrhunderte hindurch im





Dreißigjährig übergreifende Jahres- und Jahreszeiten-Mittel der Lufttemperatur von Green-Harbour und Is-Fjord-Radio in Spitzbergen nach U. FRIEDRICH „Die Vereisung von Spitzbergen in jüngerer Zeit“. Geographische Hausarbeit an der Universität Graz 1962

(Frühling: März, April, Mai. Sommer: Juni, Juli, August. Herbst: September, Oktober, November. Winter: Dezember, Jänner, Februar)

Vergleich zur Gegenwart geringere Ausmaße besaßen.

200 bis 300 Jahre vor dem Ende des ersten Jahrtausends und bis über das Ende des 12. Jahrhunderts reichend, herrschte auf der Erde das „mittelalterliche Klimaoptimum“. Zwischen 1000 und 1200 n. Chr. erreichte es in Europa seinen Höhepunkt. Dieses Klimaoptimum ermöglichte Weinbau in Südengland, Schottland und Ostpreußen.

Zwischen 874 und 930 besiedelten die Wikinger Island. Zwischen der Küste und den Bergen war damals das Land verbreitet mit Birken bewaldet. 982 entdeckte *Erich der Rote* Grönland (Grünland). 999 erreichte *Leif Eriksson* den nordamerikanischen Kontinent, 500 Jahre vor *Kolumbus*. Über die systematische Landnahme von Island bemerkte *H. Flohn*<sup>2</sup> folgendes: „Die mehrfach gut belegte Seltenheit von Stürmen begünstigte die Wikingerreisen nach Island. Die winterliche Vereisung der Küsten Islands dauerte nie länger als höchstens zwei Wochen. Der Rückzug des Meereises und die geringe Zyklonenhäufigkeit auf dem Atlantik hängen ursächlich zusammen. Die frühmittelalterliche Besiedlung Südwest-Grönlands geschah unter völlig abweichenden Klimabedingungen: Damals gedieh in günstigen Lagen Wald, und Schafzucht war rentabel, während der Boden der damaligen Gräberfelder heute dauernd gefroren ist. Die Wikingerreisen von Island nach Grönland gingen über die Dänemarkstraße nach Westnordwest, offenbar ohne den treibeisführenden Ostgrönlandstrom zu kennen. Erst im 13. Jahrhundert mußten sie wegen aufkommenden Eises nach Westsüdwest verlegt werden. Jedenfalls fehlt arktisches Treibeis in den grönländischen Gewässern bis 70° N hinauf zwischen 980 und 1200 völlig, während es nach 1200 wieder rasch auftaucht. Dieser Eisvorstoß vertrieb die robbenjagenden Eskimos nach Süden, wo sie die von der Heimat abgeschnittenen, durch Hunger und Seuchen dezimierten Wikingersiedlungen Südgrönlands vernichteten.“

In der Zeit des mittelalterlichen Klimaoptimums lag die Baumgrenze in den Alpen und in europäischen Mittelgebirgen um 250 bis 300 m höher als heute. Die Gletscher hatten damals – mehrfach festgestellt – weitaus geringere Ausmaße als in der Gegenwart. Im Alpenraum mußte eine um mindestens 1° C höhere Lufttemperatur geherrscht haben. Der Ozeanpiegel stieg in

dieser Warmzeit an. Als *Heinrich IV.* 1077 über den Brenner nach Canossa zog, sah er nicht viel von der alpinen Vergletscherung.

Zwischen 1310 und 1350 und zwischen 1430 und 1480 wiesen die Chroniken kältere Winter und kältere Sommer und reichliche Niederschläge aus. Die Gletscher rückten wieder vor. Die Zeitabschnitte 1360 bis 1400 und vor allem 1520 bis 1560 hingegen waren, wie bereits vielfach erkannt werden konnte, vorherrschend warm und trocken und damit eisabträglich. Die mittelalterliche Klimagunst wurde aber in den Jahren 1520 bis 1560 nicht ganz erreicht.

Nach *V. Paschinger*<sup>3</sup> gibt es bereits 1612 eine kartographische Skizze von der Pasterze mit den Stolleneingängen zu den Goldbergwerken, beruhend auf der Gletschersituation 1560. Der Pasterzengletscher endete damals unterhalb der heutigen Hofmannshütte. Die Möll entsprang aus einem See auf dem Mittleren Pasterzenboden. Auf dem Hofmannsweg waren Lärchen eingezeichnet.

In der Zeit 1560 bis 1700 herrschte in Europa eine kalte Klimaperiode. Von britischen Klimahistorikern wurde sie wohl etwas übertrieben als „kleine Eiszeit“ bezeichnet. Die Gletscher begannen zu wachsen und erreichten einen Höchststand (Fernaustadium), der mit kleineren Schwankungen viele Jahrzehnte lang anhielt. Im Großglocknergebiet ging der Gletschervorstoß über die Stolleneingänge der Bergwerke hinweg, und es überflutete das Eis das Weidcland der Pasterze. Das Vorrücken der Gletscher beschränkte sich keineswegs nur auf die Alpen. Die Lage der Fernaumoränen, zahlreiche Urkunden, die Jahresring- und Flechten-Chronologie ließen die Gletscherverhältnisse dieser relativen Kaltzeit zeitlich und örtlich nach *Hans Kinzl*<sup>4</sup> genau datieren. Der Wein blieb in Deutschland meist sauer und wies auf verhältnismäßig niedrige Sommertemperaturen unmittelbar vor Beginn der meteorologischen Meßreihen hin.

Im Zeitabschnitt 1700 bis 1730 unterbrachen relativ günstige Temperaturverhältnisse in Mittel- und Westeuropa die „kleine Eiszeit“. In den Alpen wichen die Gletscher vorübergehend zurück. In Norwegen blieben sie stationär oder rückten sogar etwas vor. Die Goldbergbaue im Glocknergebiet wurden vorübergehend wieder in Betrieb genommen.

Aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind mehrere kleine Gletschervorstöße und ge-

ringförmige Rückzüge bekannt. Zwischen 1785 und 1790 gab es im Alpenbereich einen vielfach bewiesenen Gletschervorstoß. Der in der Großglocknergruppe 1784 bis 1787 aufgenommene „Josefinische Kataster“ verzeichnete einen Vorsprung der Pasterze in der Möllschlucht bis über die Mündung des Pfandschartenbaches hinaus. Die Margaritze war noch als Almwiese eingetragen.

Nach 1790 erfolgte ein vorübergehender kurzer Rückgang der Gletscher. Anschließend kam es sehr rasch zum weitverbreiteten Gletscherhochstand 1820. 1811 wies eine Kupferbeilage im „Historisch-genealogischen Kalender“ das Pasterzenende bereits mit Seracs über beiden Elisabethfelsen aus. Das Areal der Gletscher beim Hochstand um 1820 war nicht in allen Teilen der Ost- und Westalpen völlig gleich. Die Alpengletscher erreichten zum Teil den Stand des nächsten enormen Gletschervorstoßes 1850 bis 1856, zum Teil aber blieb die alpine Vereisung geringer.

Dem Gletschervorrücken um 1820 folgte rasch, aber nur kurz vorübergehend, ein kräftiger Rückgang nach. Zwischen 1830 und 1836 trat in Europa und auch außerhalb eine markante Wetterverschlechterung ein. Besonders in den Frühjahren wies die Lufttemperatur vielfach den Tiefstwert der gesamten meteorologischen Beobachtungsreihe auf. Die Alpengletscher verschoben sich rasch nach vorne und es schwellen ihre Eiskörper mächtig an.

1832 geriet im Glocknergebiet die Mündung des Pfandschartenbaches wieder unter das Eis des Pasterzengletschers. Sein Zungenende rückte langsam auf dem Elisabethfelsen vor. In weiterer Folge warf der vorrückende Gletscher immer häufiger Eistrümmer auf den Margaritzenboden hinunter. Das herabstürzende Eis brach Bäume und gefährdete Sennhütten. Am Fuß der Wände des Elisabethfelsens wuchs ein regencirierter Kliffgletscher rasch an. Mit der Wiesenmahd auf dem Margaritzenboden war es damit vorbei.

1856 wurde beim Pasterzengletscher der Maximalstand des vorigen Jahrhunderts erreicht. Den unmittelbar danach einsetzenden Gletscherrückgang unterbrach einige Zeit später ein neuerlicher Zungenvorstoß. Es entstanden dadurch zweiphasige Moränen des Höchststandes der alpinen Vereisung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zur Bildung von Doppelmoränen in

dieser Zeit kam es auch bei anderen Alpengletschern.

Die Gletscher in Tirol verhielten sich nach einer Zusammenstellung von S. Morawetz<sup>5</sup> ganz ähnlich jenen im Glockner- und Sonnblickgebiet. Auch die Gletscher der Westalpen zeigten ein sehr ähnliches Verhalten. Der Zeitabschnitt 1820 bis 1856 war auf der ganzen Erde durch den letzten großen Gletschervorstoß gekennzeichnet. Nachher gab es nur mehr geringe Bewegungspulsationen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachen Alpengletscher zum Teil auch in ihr unter Kultur stehendes Vorfeld ein. Um 1856 erreichten die alpinen Gletscherhöchststände beinahe das Ausmaß des 17. Jahrhunderts in der „kleinen Eiszeit“. Vereinzelt rückten die Gletscher im vorigen Jahrhundert sogar noch weiter als im 17. Jahrhundert vor.

Um 1890, 1900 und 1920 wurde der Gletscherrückgang etwas gebremst. Gebietsweise stießen die Zungenenden kleinerer Gletscherkörper geringfügig vor. Ab 1920 verursachte erneuter Anstieg der Temperatur wieder zunehmend stärkeren Eisschwund. 1946 und 1947 erlitten die Ostalpengletscher ihren größten Massenverlust. In Spitzbergen schwankte die Lufttemperatur nicht ganz gleich wie in Mitteleuropa. In Green Harbour und Is-Ijord-Radio stiegen die Jahrestemperaturen bereits ab 1916 – unterbrochen zwischen 1923 und 1928 – bis zum Höhepunkt um 1938 an (vgl. Abb.). Ein zweiter Höhepunkt folgte um 1958 nach. Der Unterschied zwischen dem Tief- und Höchststand der Jahrestemperaturen betrug in den geglätteten dreijährig übergreifenden Durchschnittswerten nahezu 8 ° C.

Geradezu ungeheuerlich schwankten die Wintertemperaturen (Mittel gebildet aus Dezember, Jänner und Februar). Der Anstieg der Temperatur erfolgte von 1917 auf 1938 in ganz ähnlicher Weise wie bei den Jahrestemperaturen (von 1923 bis 1927 vorübergehend Rückgang). Die Temperaturzunahme erzielte eine Rekordamplitude von über 16 ° C.

Ungemein kräftig stiegen auch die Mittelwerte der Temperatur des Frühlings (Monate März, April und Mai) mit 9 ° C und jene des Herbstes (Monate September, Oktober und November) mit 7 ° C Phasendifferenz an.

Im Gegensatz zu den enormen Änderungen der Temperaturen der Jahreszeiten Frühling, Herbst und Winter zeigten die Sommertemperaturen

(Monate Juni, Juli und August) recht geringe Veränderungen. Die Höhepunkte der Sommertemperaturen traten um 1922 und zwischen 1931 und 1933 auf.

Die Jahresniederschläge erlitten in Spitzbergen zwischen 1912 und 1959 verhältnismäßig nur geringe Änderungen. Die an sich geringen Schwankungen der Niederschlagshöhen im Frühling, Sommer, Herbst und Winter standen in keinerlei deutlichen Beziehungen zur Lufttemperatur. Die relativ hohen Sommerniederschläge um 1937 stellten sich bei verhältnismäßig tiefen Lufttemperaturen ein.

Das Treibeis im europäisch-asiatischen Sektor der Arktis zog sich in der Zeit dieses polaren Klimaoptimums beträchtlich nach Norden zurück. *E. Nordenskjöld* benötigte wegen größter Eisschwierigkeiten für die „Nordostpassage“ (Seeweg durch das Nordpolarmeer zum Stillen Ozean um die Nordküsten von Europa und Asien herum über ein Jahr (1878/79). 1944 fuhrn amerikanische Schiffsgeländezüge von der Beringstraße her westwärts wenig durch Eis behindert in kurzer Zeit nach Murmansk.

Von 1942 bis 1952 büßten nicht nur die Ostalpengletscher stark an Eissubstanz ein. Auch die Schweizer Gletscher verloren in diesem Zeitabschnitt durch sehr geringen Niederschlag und höchsten Temperaturen enorm an ihrer Eismasse von altersher.

Reporter berichteten damals auch in der seriösen Presse immer wieder vom „Gletschersterben“. Die Ostalpengletscher würden in Bälde verschwinden. Der größte Gletscher Österreichs, die Pasterze, käme, wenn der Eisrückgang weiter so intensiv anhält, im Laufe von drei Jahrzehnten zum Verschwinden. Meist wurde auch unmißverständlich zum Ausdruck gebracht, daß österreichische hochalpine Wasserkraftwerke durch ständig abnehmendes Gletscherwasser mehr und mehr beeinträchtigt werden. Besorgte Leser dieser derartigen Meldungen mußten nachgeradezu den Eindruck gewinnen, daß für Wasserkraftanlagen zur Gewinnung elektrischer Energie in den Hochalpen in naher Zukunft eine Katastrophe unausbleiblich erscheint.

Das Problem „Eisschwund der Alpengletscher und die Folgen auf die Wasseranlieferung hochalpiner Speicherräume“ ist in Wirklichkeit gerade umgekehrt, als es in der Regel die Presse meist in sensationeller Aufmachung diskutierte. Die hochalpinen Kraftwerksanlagen können sich aus energiewirtschaftlichen Gründen nur wün-

schen, daß der beklagenswerte Eisschwund der Gletscher noch lange und möglichst intensiv andauere<sup>6</sup>. Der Eiskörper eines Gletschers mit seinem Firn- und Zungengebiet liefert von seiner Substanz nur dann Wasser, wenn infolge meteorologischer Einflüsse Eismasse durch Abschmelzen verlorengeht. Unter diesen Umständen fließt den Hochgebirgsstaubecken erstens der Jahresniederschlag des Einzugsgebietes (vermindert um Verdunstung, Versickerung und eventueller Schneerücklagen) und zweitens noch zusätzliches Gletscherwasser, die „Gletscherspende“ zu. Der Anfall einer Gletscherspende unterbliebe aber, wenn sich die Gletschersubstanz von einem Jahr zum nächsten nicht ändert. Ein Speicherverk würde unter glaziologisch „stationären“ Verhältnissen Zuflüsse erhalten, als ob in seinem Einzugsgebiet überhaupt keine Gletscher vorhanden wären. Die Gletscherspende wäre dann null.

Ein Vorstoß der Gletscherzungen und ein Anschwellen des Firngebietes (Zunahme des Eishaushaltes der Vergletscherung) hätte zur Voraussetzung, daß vorher auf den Firnfeldern beträchtliche (übernormale) Teile des festen atmosphärischen Niederschlages als „Firnrücklagen“ zur alten Gletschermasse gelangten. Die Sammelbecken hochalpiner Kraftwerke würden nicht erst in der Phase eines Gletschervorrückens eine Verringerung des Wasserzuflusses erleiden. Dies wäre schon viel früher der Fall, wenn infolge überdurchschnittlich starker Zurückhaltung des festen Niederschlages die Gletscher auf ihren Nährgebieten stärkere Firnrücklagen anzuhäufen beginnen, wenn also die vereisten Hochgebirgsareale, bilanzmäßig betrachtet, auf den Firnfeldern am Ende der Abschmelzzeit mehr Masse zurückbehielten, als unterhalb der Firngrenze abschmilzt. In Perioden der Gletschervorstöße und vor allem vorher könnte auch auf unvergletscherten Flächen des Hochgebirges nicht der gesamte Jahresniederschlag zum Abfluß gelangen. Ein Teil des schneeigen Niederschlages würde auf vergrößerten alten perennierenden Schneefeldern oder unter Umständen auch in neuentstandenen unter die winterlichen Schneehäufungen der Folgezeit gelangen und damit für einen Wasserstau in Hochtalsperren zunächst verloren gehen.

Je mehr sich die Eissubstanz der Gletscher verringert, umso mehr Gletscherwasser fließt in die Speicheranlagen. Die größten Massenverluste erlitten die österreichischen Gletscher in den hei-

ßen und niederschlagsarmen Monaten Juli und August 1946 und 1947. Während in diesen Sommern die Tieflandsgerinne außerordentlich geringe Wasserführung beobachten ließen, zeigten die Hochgebirgsgewässer aus stark vergletscherten Einzugsgebieten infolge einer reichlichen Gletscherspende beträchtlich *übernormale* Abflüsse. Im kühlen und niederschlagsreichen Sommer 1955 dagegen blieb die Wasseranlieferung des Hochgebirges wegen beträchtlicher Mengen zurückgehaltener Firnüberschüsse auf den Nährflächen der Gletscher *unter* den langjährigen Verhältnissen.

Mit abnehmender Größe der Gletscherareale muß naturgemäß das Ausmaß der Gletscherspende abnehmen, wenngleich auch nur um einen geringen Betrag. Würde sich z. B. die Pasterzenzunge weiterhin stark verkürzen, so würde sie erst in vielen Jahrzehnten den Stand des 16. Jahrhunderts (Linie: Hofmannshütte–Adlersruhe) erreichen. Die Annahme, daß der Eisschwund der Gletscher in sehr starker Intensität mindestens noch ein halbes Jahrhundert andauert, wäre wissenschaftlich durch nichts begründet. *H. Hoinkes*<sup>7</sup> machte bereits 1954 aufmerksam, daß ein Anwachsen der Vergletscherung Tirols die Wasserführung des Innflusses in der warmen Jahreszeit im Durchschnitt um 20% – unter extremen Verhältnissen noch wesentlich mehr – abschwächen müßte.

Bald nach der Mitte dieses Jahrhunderts ließen die Alpengletscher in ihrem Verhalten eine Wende erkennen. Es trat zwar kein allgemeiner starker Rückgang ein, doch verminderten die großen Eisströme in manchen Jahren beträchtlich ihren Rückgangsbetrag. Kleine und mittelgroße Gletscher blieben in einzelnen Jahren stationär oder rückten zum Teil sogar geringfügig vor.

Die Alpengletscher schwankten in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht völlig in gleicher Weise. Außer einer nicht ganz gleichen Einwirkung glazialmeteorologischer Elemente spielten dabei die Größe der Eiskörper, die Größe der Firngebiete und der Zungenbereiche, die Höhenlage des Zungenendes, die Exposition des gesamten Gletscherkörpers eine nicht unbedeutende Rolle.

Das Verhalten der Zungenstirn (Rückgang, Vorstoß oder stationärer Zustand) vermag nicht immer eindeutig auf eine Änderung oder auf ein Gleichbleiben des Eisvolumens des Gletschers schließen zu lassen. Es zeigte sich wiederholt

bei Alpengletschern, daß sich der Gletscher verkürzte, also einen Massenverlust andeutete, während auf den Firnfeldern bereits eine stärkere Ernährung, ein Anschwellen ihrer Oberfläche einsetzte, die zu einer Vermehrung der Eissubstanz des Gesamteiskörpers führte. Umgekehrt braucht ein Zungenvorrücken eines Gletschers nicht unbedingt die Folge eines einzelnen positiven Jahreiseishaushaltes gewesen zu sein.

Große Gletscher mit langen Zungenflächen reagieren naturgemäß langsam auf eine Änderung des Nivalklimas. Kleine Gletscher mit hochgelegenen Zungenenden können von einem zum nächsten Jahr vorrücken, wenn ihre untersten Teile lange oder überhaupt fast zur Gänze mit Altschnee bedeckt bleiben. Es unterbleibt dann die Vertikalablation (Einsinken der Oberfläche) teilweise oder ganz, und die Eisbewegung des Gletschers vermag sich unter diesen Umständen als geringfügiges Zungenvorrücken auswirken.

Nach der Jahrhundertmitte setzte vor allem bei kleinen und mittelgroßen Gletschern der Ostalpen eine zum Teil sehr wesentliche Verbesserung der Ernährungsverhältnisse auf ihren Firnfeldern ein. Im Glockner- und Sonnblickgebiet<sup>8</sup> rückten in manchen Jahren Gletscher sogar geringfügig vor. Beispiele: Schwarzköpflees 1955, 1965, 1970, Klockerinkees 1956, Eiserkees 1955, 1956, 1966, 1967, 1972, Griefkogelkees 1955, 1956, 1957, 1959, 1966, 1967, 1968, 1970, 1972, Schmiedingerkees 1965, 1966, 1970, Wasserfallwinklees 1956, 1966, 1968, Großes Goldbergkees 1955, 1966, Kleines Sonnblickkees 1955, Wurtenkees 1955, 1966, Kleines Fleißkees 1966.

Bemerkenswert für den gegenwärtigen Zustand der vereisten ostalpinen Hochgebirgsflächen ist der Umstand, daß sich zwar die meisten Gletscherareale verkleinerten, daß aber ihre Firnfelder als ihre Nährzonen mitunter recht kräftig anschwellen. Während nach *E. Kropatschek*<sup>9</sup> der Zungenteil des Schmiedingerkeeses noch beträchtlich einsank, erhöhte sich die Oberfläche der Firnzone zwischen 1953 bis 1957 stellenweise bis zu 10 m.

Heute besteht kein Zweifel, daß verschiedene kleine Gletscher von der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr vorhanden sind oder nur mehr in kümmerlichen Resten existieren. Nach 1900 schmolz eine Reihe von kleinen Eisansammlungen und perennierenden Schneefeldern ab und verschwand aus dem Hochgebirgsbild. Die Bergsteiger wandern heute mitunter

über sehr hohe trümmererfüllte Kare. Eine oberflächliche Betrachtung läßt dort meist nicht auf einen früheren Gletscher schließen. Hin und wieder aber deuten noch „Totisismassen“ oder Firnflücke auf das Vorhandensein eines ehemaligen Gletschers hin. Ebenso zeugen vielfach stattliche Seitenmoränen von der Eismächtigkeit früherer Gletscherströme.

Noch bis 1730 galt die Hochalpenregion mit ihrem ewigen Gletschereis als eine „mit Schrecken erfüllte Wildnis“. Mit dem Einsetzen des Alpinismus nahmen die Beobachtungen, Messungen und Studien der vergletscherten Hochgebirgsregionen zu. Gegenwärtig ist die Gletscherkunde, die Glaziologie, ein in steter Entwicklung begriffener Zweig der physikalischen Wissenschaften. Man erforscht heute das Problem der Mechanik der Eisbewegungen, die Umwandlung des lieblichen Schneekristalles bis zum großen Eiskorn an den Zungenenden der Gletscher, das Verhalten der Eismassen unterschiedlicher Struktur auf die Fortpflanzungsgeschwindigkeit von verschiedenen Wellen zwecks Ermittlung der Gletscherdicken usw. Man untersucht auch eingehend den Einfluß verschiedener Elemente wie Strahlung, Lufttemperatur u. dgl. auf die Ablation, auf das Schmelzen des Gletschereises. Mit derartigen Fragen setzte sich besonders *H. Hoinkes*<sup>10</sup> auseinander. *H. v. Rudloff*<sup>1</sup> und *H. Flohn*<sup>2</sup> gingen den Klima- und Gletscheränderungen in früheren Jahrhunderten nach. *F. Steinhäuser*<sup>11</sup> widmete seine Aufmerksamkeit vor allem dem Problem der Klimaschwankungen der letzten Zeit. In der gegenwärtig noch laufenden „Internationalen Hydrologischen Dekade“ (1965 bis 1975) zur Erfassung des Eisvorrates und seiner Veränderlichkeit in zeitlicher Hinsicht und damit zur Feststellung der Wasserreserven auf den Landflächen der Erde sind die Gletscheruntersuchungen in den Hochgebirgen von großer Wichtigkeit.

Den Gletschern, vor allem den kleinen und mittleren, ist hinsichtlich ihres Verhaltens, ihrer Bewegungen und Kleinschwankungen aus orographischen Gründen der Charakter einer eigenen Individualität zuzuschreiben. Daher zeigen sie mitunter auch kein ganz einheitliches Verhalten. Diese relative Selbständigkeit gilt aber nur für Zeiten mit geringen Schwankungen der meteorologischen Elemente in der Hochgebirgsregion. In Zeiten starker säkularer Änderungen des Höhenklimas verlieren die Gletscher viel von

ihrer Selbständigkeit. Die meteorologischen Gegebenheiten werden dann wieder dominierend. Der Reliefeinfluß, dem sich ja der Eiskörper des Gletschers anpassen muß, bleibt dann immer noch bedeutungsvoll.

Die unmittelbar meteorologisch-klimatischen Ursachen der Gletscherschwankungen sind ziemlich verwickelt. Die Gletscherrückgänge sind in erster Linie das Ergebnis warmer, strahlungsreicher Hochgebirgssommer mit geringer Albedo (Strahlungsreflexionsvermögen) der Schnee- und Eisflächen infolge kräftiger Abnahme der Schneefallhäufigkeit in der warmen Jahreszeit. Die Vorstöße der Gletscher hingen mit wolkenreichen, kühleren, niederschlagsreicheren Sommern zusammen, in denen häufiger und tiefer herab fester Niederschlag fiel, der ein relativ hohes Strahlungsreflexionsvermögen der Gletscherflächen aufrecht erhielt und damit stärkere Abschmelzung verhinderte. Die Einwirkung einer in zeitlicher Beziehung veränderlichen Globalstrahlung (Summe von direkter Strahlung der Sonne und diffuser Himmelsstrahlung) ist demnach für das vereiste Hochgebirge von größter Bedeutung. Für den von Jahr zu Jahr schwankenden Eishaushalt der Gletscher spielt die Veränderlichkeit der jährlichen Niederschlagsmengen eine beinahe so wichtige Rolle, wie die Wechselhaftigkeit der sommerlichen Himmelsbedeckung und Lufttemperatur. Die in einzelnen Jahren sehr kräftige Variation verschiedener glazial-meteorologischer Elemente ging auf deutliche Änderungen der Richtung und Stärke der atmosphärischen Zirkulation in der Höhe der Nivalregion zurück<sup>12</sup>.

Die Ursachen der Schwankungen der atmosphärischen Großraumzirkulation und damit der Änderung des irdischen Klimas in historischer Zeit wurden bis jetzt noch keineswegs völlig geklärt. An diesbezüglich aufgestellten Hypothesen seien erwähnt: Schwankungen der Sonnenaktivität (Flecken und Fackeln), Änderungen der Solar-konstante, Polverschiebungen, Wandern der magnetischen Pole, große Vulkanausbrüche, die zu einer Lufttrübung und damit zu einer Strahlungsverminderung führten, Zunahme des Kohlendioxidgehaltes der Luft und letztlich die Einwirkung der zusätzlichen Energieproduktion aus fossilen Brennstoffen.

entsprechend der Ziffern im Text

HERMANN GRENGG

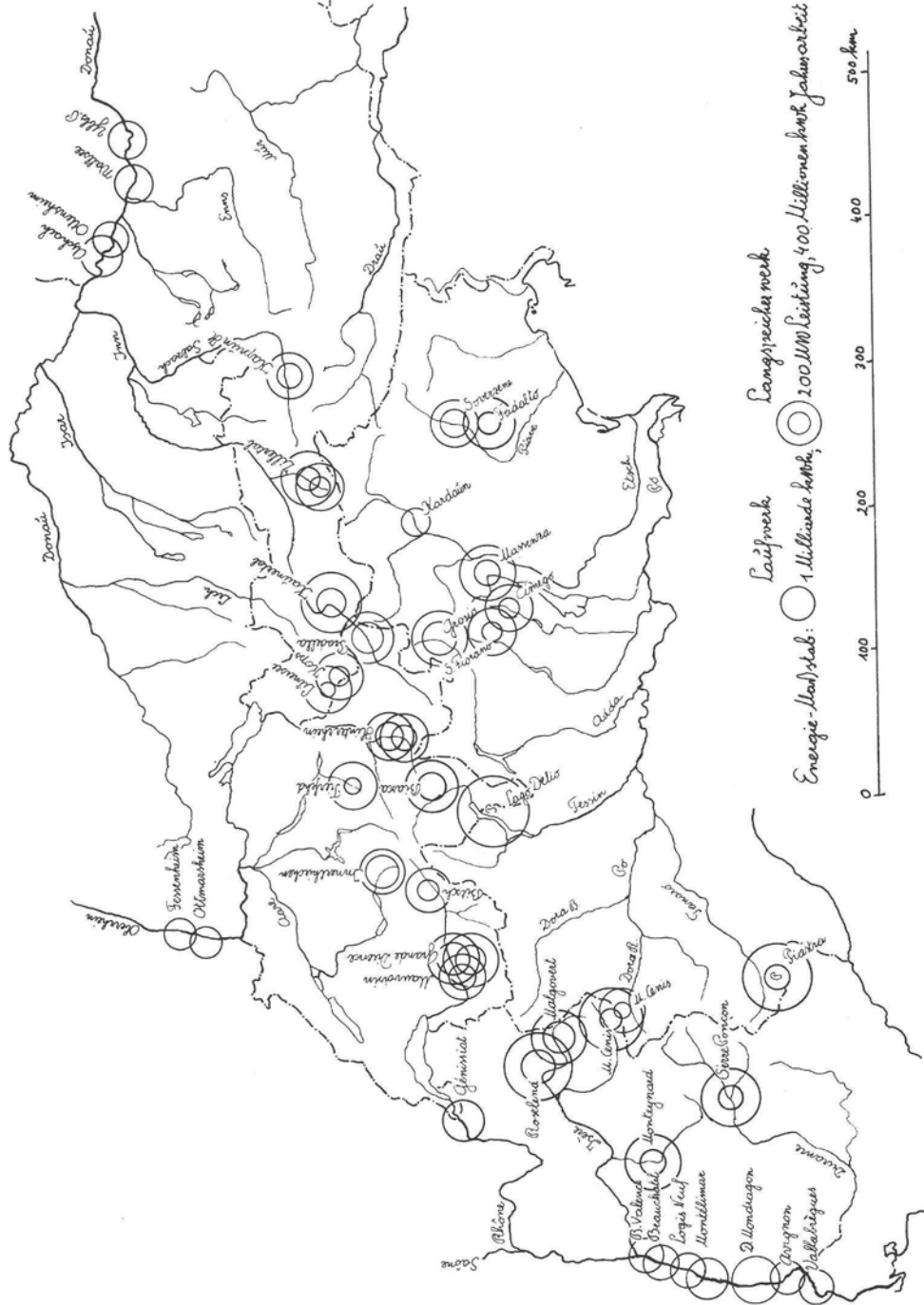
- 1 Rudloff, H.: Die Schwankungen und Pendelungen des Klimas in Europa seit dem Beginn der regelmäßigen Instrumentenbeobachtungen (1670). Verlag F. Vieweg, Braunschweig, 1967
- 2 Flohn, H.: Klimaschwankungen in historischer Zeit. In Nr. 1, S. 81 bis 90
- 3 Paschinger, V.: Pasterzenstudien. XI. Sonderheft d. Carinthia II, Mitteilungen d. Naturwissenschaftl. Vereines f. Kärnten, 1948
- 4 Kinzl, H.: Die Gletscher als Klimazeugen. Dtsch. Geographentag Würzburg 1957. Verhdl. Dtsch. Geogr. Tag. Bd. 31, S. 222
- 5 Morawetz, S.: Zur Frage der letzten Gletscherschwankungen in den Ostalpen. Zeitschr. f. Gletscherkunde. Bd. XXVII, Heft 1/2, 1940, S. 36
- 6 Tollner, H.: Die Folgen des Rückganges österreichischer Gletscher auf die Wasserspeicherung hochalpiner Kraftwerksanlagen. 51-53. Jahresber. d. Sonnblick-Vereines 1953-1955, S. 38
- 7 Hoinkes, H.: Gletscherschwund, Wissenschaft und Wirtschaft. Pyramide, Heft 1, 1954
- 8 Tollner, H.: Das Verhalten von Gletschern der Großglocknergruppe in den letzten Jahrzehnten. Neue Forschungen im Umkreis der Glocknergruppe. Herausgegeben v. Deutschen Alpenverein 1969, S. 181
- 9 Kropatschek, E.: Gletschermessungen im Bereich der Tauernkraftwerke A. G. 66.-67. Jahresber. d. Sonnblick-Vereines 1968-1969, S. 34
- 10 Hoinkes, H.: Über Messungen der Ablation und des Wärmeumsatzes auf Alpengletschern mit Bemerkungen über die Ursachen des Gletscherschwundes in den Alpen. Publ. Nr. 39 de l'Association Internationale d'Hydrologie, 1954
- 11 Steinhauser, F.: Klimaschwankungen in Mitteleuropa (mit Bemerkungen über die Probleme der Erforschung der Klimaschwankungen). Anzeiger Österr. Akad. Wiss., Math.-natw. Klasse 98, 1961, S. 81
- 12 Tollner, H.: Die meteorologisch-klimatischen Ursachen der Gletscherschwankungen in den Ostalpen während der letzten zwei Jahrhunderte. Mitt. d. Geograph. Gesellschaft in Wien, 1954, S. 31

Einige Technisierung war der Alpenlandschaft seit langem eigen; man denke an den Bergbau und an den Zauber der geschichtsträchtigen Alpenpässe. Später ist ein ganzes Netz von Fernverkehrswegen gebaut worden, und den Eisenbahntunnels folgten in jüngster Zeit die großen Straßentunnels, welche die Verkehrsbedeutung der Alpenquerung besonders deutlich machen. Zugleich aber hat unser Jahrhundert das Zusammentreffen einer besonderen Wasserfülle mit wirksamen Höhenunterschieden elektrizitätswirtschaftlich in einem Ausmaß genützt, das den Endzustand bereits voll überblicken läßt. Dadurch ist die Alpenlandschaft auf Dauer verändert worden.

Indessen ist die räumliche Abgrenzung der Wasserkraftaktion schwierig, denn sie hat an den Flüssen des Alpenvorlandes begonnen, die, immer noch gefällsreich, die Wasserfülle des Gebirges gesammelt abführen. Ihre Laufwerkstätten arbeiten mit den Speicherwerken im Gebirge zusammen, sie empfangen von dort als Triebwasser, was jene Speicher im Sommer zurückhalten und im Winter, die bekannte Dargebotslücke auffüllend, abgeben. So entsteht ein wasserwirtschaftlicher Zusammenhang, der auch die Beachtung des Vorlandes nahelegt, der Rhone bis zur Mündung, des Hochrheins und des Grenz-Oberrheins, der Donau und kleinerer Flüsse; nur im Süden des Alpenbogens bietet die gefällsarme Mulde der Poebene keine nennenswerte Energie an.

Der mittlere jährliche Ertrag des derart abgegrenzten Gebietes beträgt zur Zeit 133 Milliarden Kilowattstunden (kWh); das ist fast genau soviel wie Norwegen und Schweden, die berühmten Wasserkraftländer, im Jahre 1972 zusammen erzeugen konnten – und ist, bedenkt man die Unerschöpflichkeit dieser Energiequelle inmitten des freien Europa, ein hoher wirtschaftlicher Grundwert. Die sechs Alpenstaaten teilen sich darin wie folgt: Frankreich 30 v. H., Italien 24 v. H., Schweiz 22 v. H., Österreich 14 v. H., die Bundesrepublik Deutschland 7,5 v. H. und Jugoslawien 2,5 v. H. Diese Verhältnisse werden sich nur mehr zugunsten Österreichs deutlich verschieben, weil die Donau die

*Anschrift des Verfassers:*  
 Univ. Hon. Prof. Dr. Hanns Tollner  
 Fürstenweg 29, 5034 Salzburg





einzig größere Wasserkraftreserve des ganzen Gebietes ist.

Vergleicht man nun unsere mit etwa 500 Großanlagen besetzte Wasserkraftprovinz mit den großen Gebirgen oder sonst bevorzugten Gegenden in Übersee, so erweist sich das alpine System als weit gefächert und mühsam in fast alle Hochtäler und Kare hineingecoordnet. Zwar stehen die weitaus größeren Werke, die einzelnen Giganten der Wasserkraft an den asiatischen, afrikanischen und amerikanischen Strömen oder nützen die Energieballung des Niagarafalles oder des Churchillfalles in Labrador. Aber das sind Mitteldrucktypen, deren Wasserkraftprodukt sich aus einem anscheinlichen Durchfluß und der vergleichsweise großen Fallhöhe einer Stromtalsperre multipliziert und aus einer geringen Zahl gewaltige Energiemengen summiert, während diese Baugestalt bei uns nur selten und in sehr viel bescheidenerer Größenordnung vorkommt. Im Berichtsgebiet stehen sich die beiden großen Gruppen der Niederdruckanlagen und der Hochdruckanlagen gegenüber, d. h. die Staukraftwerke und gelegentlichen Umleitungskraftwerke in den inneralpinen und Vorlandstälern, mühsam der dichten Besiedlung und den Verkehrswegen abgerungen, laufwerksmäßig betrieben und in den drei großen Strömen schiffbar, und die meist speicherfähigen Anlagen im eigentlichen Gebirge, welche die weitaus größten Fallhöhen der Erde nützen. Sinngemäß neigt sich unser Thema mehr dieser zweiten Gruppe zu.

Die bezeichnende Vielfalt der erwähnten 500 Anlagen läßt sich im hier gegebenen Rahmen leider nicht darstellen. So beschränkt sich die beigegebene Kartenskizze auf jene Großkraftwerke, die entweder über ein Jahresarbeitsvermögen von mehr als einer Milliarde kWh oder über eine gesicherte Leistung von mehr als 200.000 kW verfügen. Erstgenannt sind die erwähnten Laufwerke, bezeichnet durch einfache Kreise, deren Inhalt das Arbeitsvermögen darstellen; zweitgenannt sind die erwähnten Speicherwerke, bezeichnet durch zwei konzentrische Kreise, von denen der innere die Arbeit und der äußere die Leistung darstellt. Bedeutende Energieträger, wie die Isère, der Hochrhein, Inn und Drau, kommen dabei leider zu kurz. Immerhin ist das Übergewicht der Westalpen offensichtlich und die Zuordnung des Vorlandes leuchtet ein.

Nur zögernd hat sich die Wasserkraftnutzung aus den Tallagen in die höheren Bereiche des

Gebirges vorgewagt. Die großen Hochgebirgs-Speicherwerke stammen fast alle aus der jüngeren Vergangenheit; und das in Bau stehende französisch-schweizerische Grenzkraftwerk Emosson treibt einen hydraulischen Fangarm bis unter den Eiskörper des Argentièr-Gletschers. Die höchsten Anlagenteile sind die Stauseen, die erreichen ausnahmsweise in den Westalpen 2700 m und in den Ostalpen 2600 m Meereshöhe. Die meisten Stauziele liegen aber viel tiefer. Daraus folgt, daß die Wasserkraftnutzung die eigentliche Hochregion nicht bedrängt und niemals bedrängen wird, während die Gefahr übermäßiger Technisierung vielmehr von den Bergbahnen und Hotelbauten herkommt. Über die etwa 320 Speicher ist im Jahrbuch 1971 ausführlich berichtet worden. Ihr landschaftlicher Wert ist bedingt, denn die meisten werden erst im Sommer gefüllt.

Der Besuchersstrom, den sie anziehen, gilt wohl vor allem den Talsperrenbauten, die mit ihrer dem Wasserdruck widerstehenden Gebärde den heroischen Zug der alpinen Landschaft verstärken. Es sind Ingenieurbauwerke von Weltruf darunter. Die ältere Bauform ist die Gewichtsmauer (siehe Tabelle 1); die Grande Dixence in den Penninischen Alpen ist die höchste Betonmauer der Welt. Baukünstlerisch eindrucksvoller ist das Gewölbe; an der ersten Stelle der Tabelle 2 steht ebenfalls eine Welthöchstleistung, das 237 m hohe Mauvoisin-Gewölbe. Die Alpen sind überhaupt das Land der Gewölbemauern schlechthin. Spät ist der Damm in das Hochgebirge eingedrungen (Tabelle 3). Er erfordert keineswegs den geringeren landschaftlichen Eingriff. Die Bepflanzung eines Steinbrockendamms ist weder möglich noch erwünscht. Sauber setzt sich die steingraue Böschung des Gepatschdamms im Kaunertal gegen das sorgfältig begrünte Gelände ab, er ist ein Bauwerk wie andere auch.

Die derart geschaffenen Stauräume sind fast immer zu groß, um durch natürlichen Zufluß gefüllt zu werden. So hat sich der Bau weitreichender Beileitungssysteme ganz allgemein durchgesetzt; auch Überleitungen aus Nachbartälern dienen der Wassersammlung, und störende Höhenunterschiede werden durch Pumpen überwunden. Das Tauernwerk Glockner-Kaprun hat mit der Möll-Überleitung nach Norden einen Anfang gemacht. Seither ist das künstliche Stollengewässernetz in der Hochregion zu einem Charakteristikum der Alpenwasserkraft gewor-

den. Der Buchstabe B bezeichnet in den drei Tabellen die wesentliche Mitwirkung von Beileitungen. Mehrfach wird die Hauptwasserseiche gequert, so wird z. B. der Mont-Cenis-Paß-Speicher sowohl nach Westen (Frankreich) wie nach Osten (Italien) abgearbeitet. Die völkerverbindende Wasserwirtschaft koppelt Speicher und Kraftabstieg aus verschiedenen Staatsgebieten zu gemeinsamer Nutzung.

	Name	Lage	Speicher		Bauwerk		
			Stauziel m	Nutzinhalt hm <sup>3</sup>	Höhe m	Länge m	Baumasse 10 <sup>3</sup> m <sup>3</sup>
Westalpen	Grande Dixence (G)	Penn. Alpen	B 2364	400	285	695	5957
	Place Moulin (G)	Aostatal	B 1968	105	155	78	1510
	Sambuco (G)	Tessin- gebiet	B 1461	63	130	363	775
	Oberaar (G)	Aare- Oberhasli	B 2303	60	100	526	453
	Monteynard (GG)	Drac Schlucht	B 490	185	150	210	450
Ostalpen	Alpe Gera (G)	s. ö. Ber- nina	B 2125	65	175	530	1716
	Albigna (G)	Bergell	B 2163	69	115	810	940
	Mooser (GG)	Kapruner Tal	B 2036	85	104	462	670
	S. Giacomo (P)	Fraïle-Tal	B 1949	64	87	970	660
	Silvretta (G)	Monta- zion	B 2030	39	80	572	426

Tabelle 1 Gewichts (G), Gewölbegewichts (GG) und Pfeiler-(P) Mavern (Auswahl)

Die Erstellung der großen Baukörper in schwer zugänglichem Gelände hat eine eigene Bau- und Transporttradition entwickelt. So ist zum Beispiel die Baueinrichtung der Limmernsperre im Kanton Glarus abweisendem Fels abgerungen worden. Vorübergehend stören der Lärm der Großtechnik, ihre Gewaltmittel und Menschenballung die Ruhe der Berge.

Die Fortleitung des Triebwassers geschieht in der Regel im Stollen. Was auf diesem Gebiet in erstaunlicher Entwicklung der Vortriebs- und Auskleidungstechnik geleistet wurde, ist schier unüberblickbar und hat der Alpengeologie viele Erkenntnisse gebracht.

Die erzielten Fallhöhen bringen die Massenerhebung des Alpenbogens gut zum Ausdruck. Die Ballungen an Reliefenergie erreichen in den Penninischen Alpen einen Höhepunkt, und mit seinen Speichern wird so das Wallis zu einem

Wasserkraftgau ersten Ranges. Die Tabelle 4 verzeichnet alle Fallhöhen über 1000 m, die hauptsächlich in den Zentralalpen anfallen. Neben den ausgewiesenen alpinen Werten gibt es nur noch drei in den Pyrenäen und einen in Norwegen, in der ganzen außereuropäischen Welt nur einen einzigen. In der Stufenfolge werden noch viel höhere Werte erreicht. Für die Alpensüdseite bezeichnend ist eine Werksgruppe im Tessin mit 2300 m Gesamthöhe bis zum Langensee (Lago Maggiore).

Für den Kraftabstieg ist in früherer Zeit die Steilrohrbahn üblich gewesen, die durch ihre starre Geometrie viel Widerspruch erregt hat. Später hat sich, besonders für mittlere Fallhöhen, der Druckschacht durchgesetzt; und dieses Unsichtbar-Machen des Wassers wird gekrönt durch die nunmehr weit verbreitete Verlegung der Kraftstation in das Berginnere. Die Kraftkaverne hat den Standortkonflikt der Energiegewinnungsstelle weitgehend gemildert. Nur die Fernleitungen, auch eine Art Technisierung der Alpenlandschaft lassen sich leider nicht unsichtbar machen. Sie fördern die Energie ins Vorland.

	Name	Lage	Speicher		Bauwerk		
			Stauziel m	Nutzinhalt hm <sup>3</sup>	Höhe m	Länge m	Baumasse 10 <sup>3</sup> m <sup>3</sup>
Westalpen	Mauvoisin	Penn. Alpen	B 1961	180	237	520	2030
	Luzzone	Tessin- geb.	B 1591	87	208	530	1330
	Emosson (Grenz- lage)	Wallis	B 1930	225	180	555	1100
	Moiry	Penn. Alpen	B 2449	77	148	610	815
	S. Maria	Vorderrhein- gebiet	B 1908	67	130	540	776
	Vogorno	Tessin- gebiet	B 470	86	220	380	658
	Tignes	Oberste Isère	B 1790	228	180	430	650
	Zervreila	Vorder- rhein	B 1862	100	151	504	626
	Nalps	Vorderrhein	B 1908	44	128	480	595
	Cutnera		B 1956	41	152	340	562
Ostalpen	Limmern	Glerner Alpen	B 1857	90	145	375	550
	Cigerwald	Alpen	B 1335	33	147	440	495
	Beauregard	Aostata	B 1770	70	132	394	430
	Schlegels	Zillertal	B 1782	127	131	722	960
	Valle di Lei	Hörserrhein	B 1931	197	143	710	834
	Punt Jal		B 1805	164	130	540	776
	Gall	Engadin	B 1809	43	122	614	663
	Kops	Montafon	B 1672	83	123	350	443
	Jemberg	Kapruner Tal	B 2036	85	112	357	350
	Drossen		B 2036	85	112	357	350

Tabelle 2 Große Gewölbemavern

	Name	Lage	Speicher		Bauwerk		
			Stauziel m	Nutzinhalt hm <sup>3</sup>	Höhe m	Länge m	Baumasse 10 <sup>3</sup> m <sup>3</sup>
Westalpen	Mont Cenis B	Paß-Speicher in der Durance Penn.	1974	321	120	1400	14.400
	Serre Ponçon		780	1030	125	600	14.000
	Mattmark Goschenen-alp B	Alpen-Revuß-gebiet	2197	100	120	770	10.400
			1792	75	155	540	9.350
Ostalpen	Gepatsch B	Kaunert. Oberhalbstein	1767	138	153	600	7.092
	Marmovera Durlasboden B		1680	60	70	375	2.700
		Gerlostal Schnals-tal	1405	52	70	470	2.520
	Vernagt B		1490	43	65	490	2.200

Tabelle 3 Große Talsperren-Dämme

	Lage und Flußgebiet	Werksname	Rohrfallhöhe	
			n	Mw
Westalpen	Franz. Alpen	Isère SW Montblanc	Roseland	1203 480
			Fond de France	1050 36
			Bissorte	1152 75
	Walliser Hochgebirge	Rhone rechts Saastal Dixence Maurvausin	Felly	1645 14
			Staccca	1029 160
			Nendaz	1008 370
			Chandoline	1748 260
			Riddes	1016 225
	Sarred Alpen	links Dent du Midi	Salanfe-Mjeville	1460 80
Italienische Alpen	Lindt	Tierfeld	1240 260	
		Seruf-Nierenbach	1290 29	
	Stura Arco Dora Riparia Dora Baltea	O M.-Cenis S. Montblanc	Plasna Chioies	1022 500
			Rosone	1186 140
			M. Cenis Vernaus	1355 220
			Avisc	1040 130
Ostalpen	Liro S. Oglio SW Adamello Sarca W C. Tosa	S. Bernardo	1041 39	
		S. Fiorano	1417 250	
		S. Stefano	1267 180	
		Naturis	1154 116	
Osterr. Alpen	Fischgebiet Mollgebiet	Innerirgen	1128 56	
		Reifbeck-Kolbritz	1772 68	

Tabelle 4 Rohrfallhöhen über 1000 m

So bleibt das strömende Wasser vor allem im Hochdruckbereich unsichtbar. Es ist nichts daran zu beschönigen, daß, abgesehen von der Höhenzone und einzelner naturgeschützter Ausnahmen (Beispiel Krimmler Fälle), das stürzende Wasser, dieses prachtvolle Element der Alpenlandschaft, verlorengegangen ist. Die Stauscen sind als Ersatz unzureichend und still, und das belebende Strömungsbild der Alpenvorlandflüsse war der Seenkette von heute wohl überlegen.

Es ist recht und billig, dem eingestandenen Nachteil die Vorteile der Wasserkraft entgegenzustellen. Sie ist unter allen Energieträgern die sauberste, sie verändert das Wasser nicht und verbraucht es nicht, sie macht keinen Lärm, und die Luft bleibt unberührt. Zudem mag die Erschließung so vieler Alpentäler durch Straßen, Aufzüge und Seilbahnen als Verbesserung der Infrastruktur die Abwanderung mildern, aber die zivilisatorische Bedrohung unserer Berge ist so arg, daß der Ausdruck „Erschließung“ nicht voll befriedigt. Indessen darf die Wasserkraftnutzung den Vorrang kultivierten Bauens unter strengen Bedingungen in Anspruch nehmen, sehr im Gegensatz zur Hypertrophie des Straßenbaues und der Zersiedlung der Landschaft. Schließlich ist neben dem Wirbel des Fremdenverkehrs, den die Wasserkraft gewiß nicht schädigte, die stille Aufwertung der Talschaften durch die vielen Kraftwerke erfreulich. Sie vermeiden Industrialisierung, bringen Steuergelder einem harten Daseinskampf und geben einer ausgewählten Menschengruppe Dauerbeschäftigung. Die Wasserkraft hat Heimatrecht in den Alpen erworben.

*Anschrift des Verfassers:*  
 Dipl.-Ing. Dr. Techn. Dr. Ing. E.h.  
 Hermann Grengg  
 Humboldtstraße 45, A-8010 Graz

## „Ein Kompromiß für das Dorfer Tal?“

BERNHARD BAUMGARTNER

Im Sommer vorigen Jahres bewegten Nachrichten über einen Kraftwerksbau im Dorfer Tal bei Kals sogar die Tagespresse. Für Anrainer, Naturschützer und Touristen aber war dies keineswegs wieder einmal „ein Blitz aus heiterem Himmel“, und auch die Energiewirtschaft dürfte vor keinem neuen Projekt stehen, wie in den „Stadtgesprächen“ aus Innsbruck im Februar dieses Jahres dargestellt wurde.

Schon Oberwalders Osttirol-Führer von 1956 spricht nämlich von diesem Bauvorhaben und von einem bereits fertiggestellten Stollen ins Stubachtal, der anscheinend ursprünglich als Überleitung zum Speicher Weißsee der ÖBB angelegt, wegen wasserrechtlichen Einspruchs aber nie in Betrieb genommen wurde.

1962 berichtet der Kl. Führer durch die Glockner- und Venedigergruppe in der 5. Auflage schließlich vom Kalser Tauernhaus, „das in Zukunft am Nordende des geplanten Dorfer Stausees liegen wird“.

Das Dorfer Tal ist nun bei aller Naturschönheit keine Seltenheit wie etwa die Krimmler Wasserfälle oder das Maltatal, diese trotz der ungleichen Behandlung gleichrangigen Objekte! Selbst auf die Gefahr hin, von den Kraftwerksgegnern als abtrünniger Naturschützer „zerrissen“ zu werden, möchte ich dieses Tal schildern, wie es dem unvoreingenommenen Wanderer vor Jahren erschien, als um die Errichtung von Kraftwerken bzw. deren Verhinderung noch nicht solches – sicher auch damals schon berechtigtes – Aufsehen gemacht wurde.

Leider gilt es erst heute als selbstverständliches Anliegen, Teile unserer Alpen im „Urzustand“ zu bewahren, das heißt eine höchstens mit Schutzhütten und Steiganlagen versehene Landschaft, wo Seilbahnen, Bergstraßen und Stauwerke fehlen.

Doch zurück zum Dorfer Tal. Dieses Tauerntal, Grenzlinie zwischen Granatspitz- und Glocknergruppe, wurzelt an der Südostflanke der Granatspitze, folgt ein kurzes Stück dem Tauernhauptkamm und wendet sich unter dem Kalser Tauern, dem alten Übergang ins Pinzgauer Stubach-, aber auch Kapruner Tal, gegen Süden.

Der Hochtalboden wird drohend überragt von den Felsaufbauten des Kalser Bärenkopfes und liegt oft bis weit in den Sommer unter Firnfeldern und Lawinenkegeln.

Ein Kleinod dieses Tales verdankt ebenfalls den zusammengdrängenden Steilwänden seine Entstehung – der durch einen Bergsturz aufgestaute Dorfer See. Das ruhige Oval der Wasserfläche überstrahlt die klobige Landschaft und gewinnt zugleich aus dem Gegensatz zu seiner ungeschlachten Umgebung, deren Töne sich in wechselnden Farben spiegeln, im hellen Eisblau, dem Smaragdgrün der verlandenden Ufer, in einem undurchdringlichen Dunkel gleich den granitene Seewänden.

Die Seewasser vergurgeln unter Riesenblöcken und entspringen einige Gehminuten talaus als ungestümes Bächlein, das bald durch die beiderseits herabschießenden Schmelzwasser zum brausenden Wildbach verstärkt wird. Besonders die Gletscherabflüsse von der Glocknerseite her gebärden sich gar wild, haben sie doch die Firnbecken des Laperwitz- und Hruschnitz-Keeses hinter sich, und drängen den Seebach (= im Unterlauf Dorfer Bach) mit ihren Schutzkegeln an den Abhang des Muntanitzkammes.

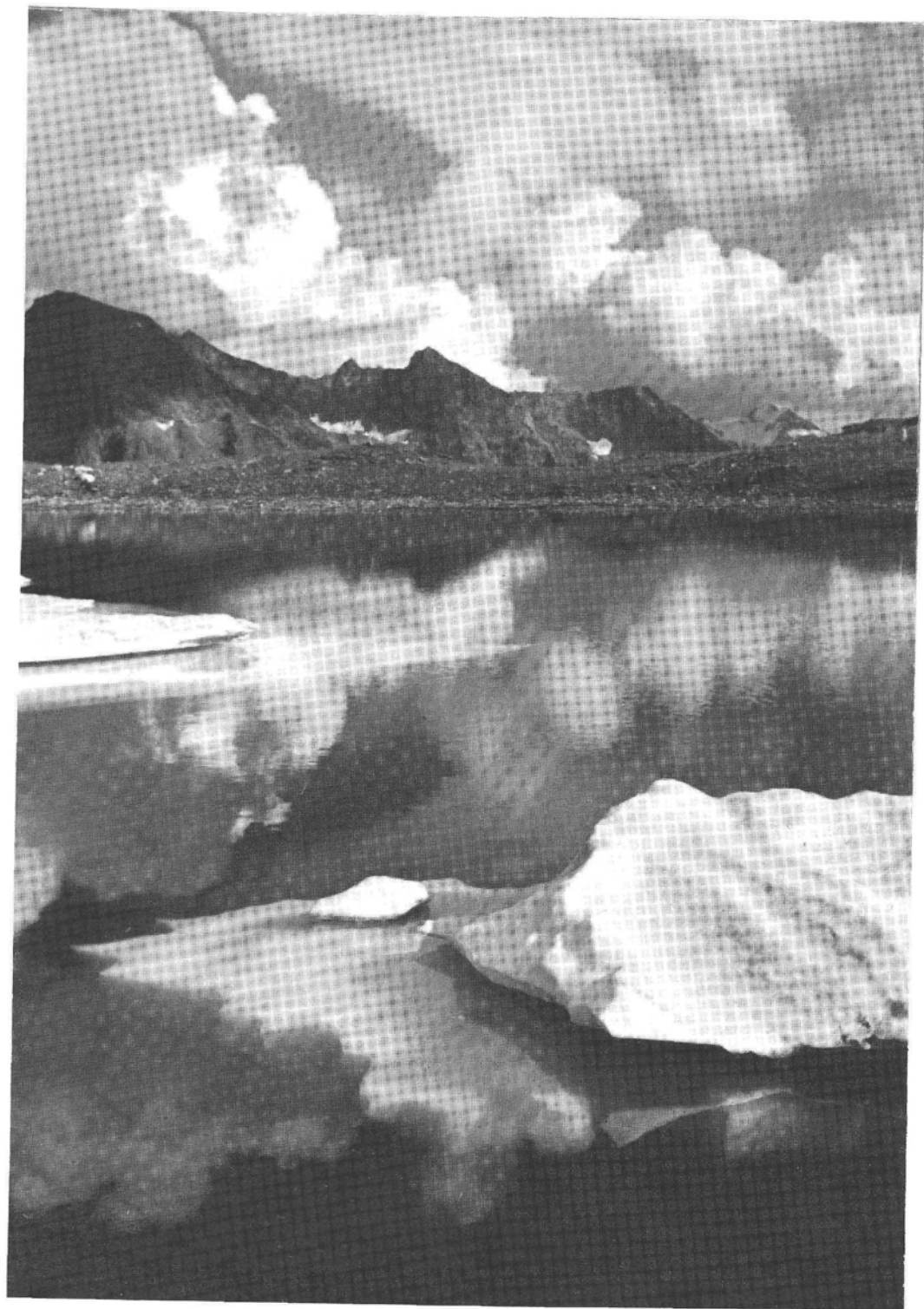
Auch die Ströme der eiszeitlichen Vergletscherung trafen hier von drei Seiten zusammen und schufen die geräumige, aber von drückenden Berghängen gesäumte Weitung der Beheimenalm.

Wer aus der Öde des Kalser Tauerns herabgewandert ist, glaubt sich beim Betreten dieses Almfleckens in einem grünen Paradies. Der helle Lärchenwald in Griffweite drohender Felswände und Eiszungen, uralte Stämme, knorrig, die Jahrhunderte ins Gesicht geschrieben, daneben der junge Nachwuchs. Von Keeswind und Lawinen gebeugt und zerschunden gegen die Schuttawürfe der Gletscherbäche hin, zwischen den „wetterfarbenen Almhütten“ hochragend und schön gewachsen.

Am Rand der Wiesenfläche steht das Kalser Tauernhaus, 1928 von den Kalser Bergführern geschaffen und nun im Besitz einer deutschen Sektion. Dieses Tauernhaus ist nicht eine ins Mittelalter zurückreichende Einrichtung wie am Felber Tauern, von den Salzburger Erzbischöfen dort zur Sicherung des Überganges in ihre „transtaurische“ Besetzung Windisch-Matrei ge-

*Beim Schwarzsee im Dorfer Tal (gegen Hochschober)*

*B. Baumgartner*



schaffen. Hier diente die Schutzhütte bei der Rumesoialm vordem als Unterkunft, sicher auch der Taurer Gasthof außerhalb der Klamm für die früher zahlreicheren Tauernwanderer, obwohl der Kalser auch wegen des mühevolleren Zuganges stets im Schatten des Felber Tauern stand.

Weiterhin durchläuft der Dorfer Bach nach kurzem Gefälle ein eher einförmiges Tal. Bis auf einen enden alle Almnamen auf „-eben“, treffend kennzeichnet in dieser von der Vertikalen bestimmten Landschaft.

Die bis 1400 m hoch aufragenden Bergflanken drängen, nachdem die Hangverflachung der Ochsenalm an der Gradötzwand endet, immer unvermittelter an die Talsohle heran, bis die sich schließenden Steilwände den Dorfer Bach in die Enge der Daber Klamm zwingen. Zwischen glänzenden Schieferplatten tobt er hinab in den Kalser Talkessel.

Diese Talstrecke sollte nun zugestaut werden, um die reichlichen Abflüsse der südwestlichen Glockner- und der Muntanitzgruppe auszunützen.

In den schon erwähnten Stadtgesprächen ist nun freilich angeklingen, daß der Aufstau bis über das Kalser Tauernhaus hineinreichen sollte, das Bauvorhaben also wesentlich ausgeweitet würde. Da die örtlichen Zuflüsse zur Füllung eines solchen Großspeichers jedoch kaum ausreichen, wäre der nächste Ausbauschnitt dann sicherlich – um die Rentabilität zu erhöhen bzw. überhaupt sicherzustellen (siehe Reißbeck–Malta!) – die Erweiterung des Einzugsbereiches durch Zuleitungen aus der benachbarten Venedigergruppe.

Ich möchte mich hüten, die technische Seite eines solchen Projektes zu beurteilen. Jedem mit der Örtlichkeit Vertrauten, der weder bloß durch die „Energiebrille“ noch durch eine solche der Naturschützer blickt, muß es aber doch reichlich vermessen erscheinen, einen derart weitgehenden Eingriff in den Naturhaushalt einer ganzen Gebirgsgruppe zu unternehmen.

Das Virgental etwa würde durch eine solche Entwässerung der Sonnenseite des Gebirges unweigerlich schwerwiegende Schäden an Vegetation und damit Landschaftsbild erleiden. Der betroffenen Bevölkerung sollten die weittragenden Tatsachen unverblümt vor Augen gestellt werden:

Die im Wohlstand schon längst vergessenen Zeiten haben zwar eindringlich genug bewiesen,

wie unzureichend die Landwirtschaft in der Hochgebirgsregion für die darauf Angewiesenen zu sorgen vermag (Auswanderung – „nach den Berechnungen älterer Leute leben mehr Familien mit Virgener Abstammung in Überssee als im Tale“, nach Oberwalder). Diese Landwirtschaft aber hat die Kulturlandschaft hervorgebracht, die unbedingte Grundlage des Fremdenverkehrs ist, und ausschließlich diesem Fremdenverkehr verdanken die Menschen in den Gebirgstälern jenen Lebensstandard, dessen sie sich heute erfreuen.

Die Schönheit der Landschaft zu verunstalten, bedeutet hier, die reichste Einkommensquelle zum Versiegen zu bringen! Der in Diskussionen etwa über das Maltatal immer wieder gebrachte Hinweis auf den Reichtum Kapruns hinkt gewaltig, wie mir ein Einheimischer versicherte – einem bereits hochentwickelten Fremdenverkehr können solche Bauten nur abträglich sein.

Also ein Kraftwerk im Dorfer Tal? Warum nicht! – Wenn es sich darauf beschränkt, durch eine 100-Meter-Mauer den Talboden nur bis vor die Beheimeben-alm zu nützen, damit dieses Juwel der Tauern erhalten bleibt. Wenn der Kalser Talkessel mindestens durch den Ködnitzbach bewässert bleibt. Wenn außer den westlichen Abflüssen des Muntanitzkammes keine weiter ausgreifenden Überleitungen erfolgen.

Doch eines muß dennoch klar sein: Überläßt man der Energiewirtschaft nur „den kleinen Finger“, dann . . . siehe Reißbeck–Maltatal, Zemmgrund–Zillergrund, Kaprun–Mölltal, Stubbachtal–Dorfer Öd und Amertal . . .

Mit dem schier unaufhaltsamen Expansionsstreben der Energieerzeuger muß man rechnen, denn wie für jeden anderen Wirtschaftszweig ist Ausweitung und Leistungssteigerung auch für die Energiewirtschaft einfach eine Verpflichtung.

Dem Grenzen zu setzen, die das Interesse der Allgemeinheit erfordert, ist Pflicht des Politikers, der jedoch zur Beschränkung eines so einflußreichen Wirtschaftsfaktors, der längst schon Selbstzweck und Eigengesetzlichkeit entwickelt hat, einer höchst intensiven Motivation bedarf. Sollen daher bei Errichtung von Kraftwerken und ähnlichen Großanlagen (Autobahnen) andere Bestrebungen als die der Bauwerber, zum Beispiel die des Fremdenverkehrs, des Naturschutzes und der betroffenen Bevölkerung nicht einfach überrollt werden, so erfordert dies die

Information einer möglichst breiten Öffentlichkeit, die politische Willensbildung und die Durchsetzung dieses Willens in Form von Bürgeraktivitäten, die von den Politikern, um ihres eigenen politischen Überlebens willen, ernstgenommen werden müssen.

Nur so kann der uneingeschränkten „Ausnutzung“ der Natur begegnet werden. Es darf ganz einfach nicht der Gnade der Kraftwerksbauer überlassen bleiben, ob ein Tal unverbaut bleibt.

In diesem Thema schon so weit fortgeschritten, gleich auch zum „Nationalpark Hohe Tauern“: Hier entsteht „langsam, aber sicher“ der peinliche Eindruck, daß viele hierfür zuständige Gremien „gerade noch auf den fahrenden Zug aufgesprungen sind“, nämlich zu verhindern – daß wirklich etwas geschieht, ehe sämtliche Ausbaupläne unter Dach und Fach gebracht sind!

Schon einmal hat eine Landesregierung das Nichtzustandekommen des Nationalparks als Vorwand benützt, eine Naturschutzbestimmung raschwegs aufzuheben.

Daher sei rechtzeitig und unmißverständlich gewarnt: „Hände weg von der Venedigergruppe!“ Sie ist die letzte, die für einen Nationalpark Hohe Tauern noch relativ unversehrt erhalten

blieb – und erhalten bleiben muß, soll nicht dieser Nationalpark als Kuriosum eines „verbauten Nationalparks“ uns zur zweifelhaften nationalen Ehre gereichen!

Anschließend touristische Hinweise:

Für geübte Bergwanderer: Übergang Rudolfs-  
hütte–Kaiser Tauern–Dorfer See–Tauernhaus.  
Hier sollte nicht versäumt werden, die Ader-  
spitze zu besteigen, einen Fastdreitausender mit  
besten Gruppenübersicht und dem einsamen  
Schwarzsee. Weiterweg zum Muntanitz, dem  
höchsten Gipfel der Granatspitzgruppe, und zur  
Sudetendeutschen Hütte (Gradötzkogel!).

Nun entweder Abstieg ins Tauerntal über die  
idyllische Steiner Alm oder äußerst lohnender  
Höhenweg zum Kals-Matreier Törlhaus, Abste-  
cher auf den Rotenkogel (Ausblick!), Abstieg  
nach Kals oder Matrei.

Und wie zurück in den Pinzgau? Entweder Bus  
von Matrei zum Matreier Tauernhaus (Foto-  
Abstecher nach Außergschlöß!), Sessellift zum  
Grünen See, Übergang zur St.-Pöltner-Hütte am  
Felber Tauern (Tauernkogel, Meßlingkogel mit  
großartigem Venedigerblick!), Abstieg zum Hin-  
tersee im Felber Tal – „Tauern-Rundweg“.

Oder „Glockner-Umwanderung“: Von Kals mit  
Bus zum Lucknerhaus–Stüdlhütte – verfügt man

*Der Dorfer See bei Kals gegen die Zollspitze, 3024 m, im August 1965*

*B. Baumgartner*



über hochalpine Ausrüstung, dann zur Adlersruhe und auf den Großglockner, sonst über Pfortschcharte oder mit ungewohnter, prächtiger Glocknersicht über die Glorerhütte zur Salmhütte. Weiter durch das Leitertal zum Glocknerhaus und über die Pfandlscharte nach Ferleiten.

Hochalpin bewährte und tatendurstige „Rundwanderer“ können auch noch die anspruchsvollen Übergänge: Fusch-Gleiwitzerhütte-Mooserboden-Krefelder Hütte-Kleetörl-Rudolfs-hütte vorher konsumieren (leichter Kaprun-Mooserboden-Kapruner Törl, den alten Kapruner Tauernweg!).

Auch die Liebhaber hochalpiner Touren, die wirklich unberührtes Gelände erleben wollen, kommen im Dorfer Tal auf ihre Rechnung. Wie lockend – und drohend – blinkt doch der Tauernkamm mit Fiskögle und Romariswand über die Keesabbrüche herab ins üppige Grün um das Tauernhaus. Der Luckenkogel ist ein außergewöhnliches Ziel und natürlich der Kaiser Bärenkopf, wohl der stolzeste und unnahbarste Gipfel der Granatspitzgruppe.

Für Kletterer mit demselben Hang zum Ungewöhnlichen bietet der Spezialführer in der neuen Auflage des AV-Glockner-Führers eine Fundgrube. Geologisch zwischen Granatspitzkern und Schieferhülle gelegen, ist das Dorfer Tal Ausgangspunkt für kühne Führen in unterschiedlichem Gestein – der Kendlkopf-Südostgrat als „Bratschenkletterei“, die Nordostwände von Gradötz und Gr. Muntanitz, der Pfeiler des Bärenkopfes im Zentralgneis.

Zusammengefaßt eine Fülle von Möglichkeiten, die einen Urlaub lohnen, leider auch – bevor es zu spät ist, das Dorfer Tal noch als Tal und nicht als Stausee zu erleben.

#### LITERATUR:

AV-Karte Granatspitz (Neuaufgabe), Freytag Berndt, Blatt 12

AVF Glockner- und Granatspitzgruppe (1969), Kleiner Führer Glockner- und Venedigergruppe mit Granatspitzgruppe, Oberwalder – Osttirol-Wanderführer (für jeden an Natur, Kunst und Geschichte Interessierten unbedingt zu empfehlen)

Jahrbücher des AV von 1929 (Brandenstein) und 1942 (Klose)

*Anschrift des Verfassers:*

*Bernhard Baumgartner*

*3161 St. Veit/Gölsen 162/5*

## Die Veränderungen der landwirtschaftlichen Nutzung in den Bergbauerngebieten und ihre Auswirkungen auf die Ökosysteme des Hochgebirges.\*

WOLFGANG SCHWACKHÖFER

### A) BEDEUTUNG DER ALMWIRTSCHAFT

Für die Alpen ist die Almwirtschaft seit der mittelalterlichen Besiedlung der Hochtäler das typische Agrarsystem. Alpweiden sind bis heute die eigentliche Grundlage der Gebirgsländwirtschaft geblieben und waren vielfach die Existenzbasis des Bergbauernturns.

Laut Alpstatistik 1955 wurden in Österreich 10.819 Almen mit einer Katasterfläche von 1,7 Mill. Hektaren gezählt. Von dieser Fläche entfielen allerdings nur 49 % auf Alpweiden, aber 30 % auf Wald und 17 % Ödland. Vergleichsweise ist die Schweizer Almfläche nur halb so groß.

Nach den Berechnungen *Wohlfartners* wurde auf den österreichischen Almen ein Jahresertrag von 613 Mill. S erwirtschaftet und der alpwirtschaftliche Gesamtwert mit 3,6 Mrd. S kalkuliert.

Die Almflächen sind anders als in der Vergangenheit heute nicht allein von landwirtschaftlicher Bedeutung, sondern gewinnen als Erholungs- und Fremdenverkehrsgebiete volkswirtschaftlich und gesellschaftspolitisch zunehmend an Wertschätzung.

Die im wesentlichen mit der Almzone im weitesten Sinn identische hochalpine Grenzregion der Okumene stellt eine Raumreserve ersten Ranges dar und hat besonders für die Wasserwirtschaft, den Fremdenverkehr und für den Schutz der sich in den Tälern verdichtenden Besiedlung vor Wildbächen und Lawinen allergrößte Bedeutung. Eine umfassende Kenntnis der weidwirtschaftlichen, forstlichen, hydrologischen, allgemein-ökologischen sowie nicht zuletzt der touristischen Gegebenheiten und Ent-

\* Dieser Beitrag wurde für die österreichische Hochgebirgsforschung im Rahmen des *Man and Biosphere*-Programmes der UNESCO verfaßt.



wicklungstendenzen in diesem Raum erscheint als Grundlage für landschaftsgerechte und standortgebundene Maßnahmen dringend erforderlich, da widrigenfalls Über- und Fehlerschließungen einerseits oder Verödungs- und Verwilderungsvorgänge andererseits zu nicht mehr reparablen Schäden an den Ökosystemen des Hochgebirges führen. Deshalb ist für 1974 eine neue große Alpstatistik vorgesehen und darüber hinaus eine interdisziplinäre Erhebung der Almen durch das Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft geplant.

## B) DIE HISTORISCHE ENTWICKLUNG

Die Berggebiete Österreichs und insbesondere die Almregion waren bereits in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Sorgenkind der Agrarpolitik. So wurde im Motivenbericht zum Entwurf eines salzburgischen Alpenschutzgesetzes auf die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jh. „erschreckend angewachsene Veränderung und Entziehung der Alpen aus ihrem eigentümlichen Betriebe und Kulturstande“ hingewiesen. „Die nicht mehr ausreichend beweideten und nicht ordentlich gepflegten Alpenweiden veröden, verwachsen mit Gestrüpp und versteinen, die von Holz entblößte Alpe bleibt höchstens noch für Galtvich, Ziegen oder Schafe brauchbar und geht in extensiven verwilderten Betrieb über.“ Diese Extensivierung hatte nach einem Bericht des k. k. Landwirtschaftsministeriums zwischen 1885 und 1903 in einzelnen Salzburger Bezirken rund ein Drittel aller Almen ergriffen.

Das 1. Österr. Alpenschutzgesetz, das Landesgesetz für das Herzogtum Salzburg aus dem Jahre 1907, war in erster Linie ein Notgesetz, das der Erhaltung der bestehenden Alpen dienen wollte. Der Geograph Zwitkovits stellt in seinem demnächst erscheinenden Buch „Die Almen Österreichs“ fest, daß beispielsweise im Pannauntal der Rinderauftrieb stark abgenommen hat. 1873 wurden 2596, 1952 noch 2512, 1970 aber nur mehr 1577 Rindereinheiten gealpt. Nach seinen Untersuchungen verlief die Entwicklung im salzburgischen Glemmtal ähnlich, wo 1952 noch 2979, 1970 jedoch nur noch 2004 Einheiten aufgetrieben wurden. Für das steirische Salztal fand Zwitkovits folgende Entwicklung: 1760: 2015 Rindereinheiten, 1926 sogar 2147, 1950

nur mehr 1795 und 1970 ein Tiefstbestand von 538 Rindereinheiten.

Langfristig sind somit folgende Entwicklungstendenzen im Bergbauernraum zu beobachten, wie Löhr in seiner „Bergbauernwirtschaft im Alpenraum“ feststellt:

1. Ein deutlicher immer noch anhaltender Vergrünlandungsprozeß seit der Agrarkrise der 90er Jahre.
2. Ein Großteil des alpinen, also des „absoluten Grünlandes“ besteht aus Almen mit geringen Futterträgen und abnehmender Rentabilität.
3. Hohe Almanteile je Betrieb wirken extensivierend, so daß anstatt Kühen vorwiegend Galtvich gesömmert wird.
4. Exposition, Hangneigung und Verkehrserschließung bestimmen mehr und mehr Gunst oder Ungunst der bergbäuerlichen Standorte.
5. Immer weniger Hanglagen werden wegen der Schwierigkeit der Mechanisierung als Acker genutzt.
6. Nur der Wald bringt den almreichen Bergbauernbetrieben den erwünschten Arbeitsausgleich im Winter.

Der langfristige große landwirtschaftliche Extensivierungsprozeß im Hochgebirge ist freilich nur im wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhang zu verstehen.

Die Entwicklung der Bodennutzung im Gebirge ist durch Umwandlung der Acker- und Egartflächen in Dauergrünland sowie durch Aufforstung hoffermer, schattseitiger und steiler Grenzertragsböden gekennzeichnet. Zu dieser Entwicklung hat einerseits die Überfüllung der Agrarmärkte durch die beispiellose Intensivierung der Landwirtschaft in den Tal- und Flachlandgebieten, andererseits die fortschreitende Verknappung von Arbeitskräften beigetragen.

Das tatsächliche Ausmaß an bestoßener Almfläche geht weder aus der Alpstatistik noch aus den Bodennutzungserhebungen in zuverlässiger Weise hervor. Lt. Österr. Stat. Zentralamt verminderte sich die Almfläche von ca. 953.000 ha im Jahre 1931 auf rund 824.000 ha im Jahre 1971. Nach Meldung der Alpinspektorate sollen zwischen 1952 und 1965 rund 1000 Almen mit rund 60.000 ha Fläche aufgelassen worden sein. Die Fläche der genutzten Bergmäher verminderte sich in den letzten Jahrzehnten um rund 20.000 ha. Durch die Aufgabe hochgelegener Berghöfe sind andererseits wieder Flächen zum

Almereal hinzugekommen und zu Voralmen geworden.

In allen Teilen der österreichischen Alpen ist ein starker *Rückgang der Kuhalpfung bei gleichzeitigem Anstieg des Jungviehauftriebes* festzustellen. Dadurch erscheint vielfach die Stückzahl des aufgetriebenen Viehs konstant oder sogar erhöht. Wie Wohlfahrter im Bezirk Landeck feststellen konnte, nahm dort die Bestoßung der Almen von 9178 Normalrindern im Jahr 1873 auf 10.991 Normalrinder im Jahr 1970 zu!

Durch umfangreiche Almsanierungen (wie z. B. die Integralmelioration im Zillertal) werden heute auf verkleinerter Almfläche mit der halben Zahl an Arbeitskräften wesentlich höhere Leistung an Milch und Viehzuwachs erzielt als früher.

Als neues Hauptproblem der Landeskultur im Gebirge ergibt sich die *ökologisch unbedenkliche Nutzung der aufgegebenen Areale der Almzone*. Derzeit werden diese Hochflächen vielfach ihrem Schicksal überlassen und es kommt je nach Höhenlage zu einer Wiederbewaldung oder nur zur Verbuschung durch Almrose, Grünerle und Farn.

Wie *Pevetz* meint, scheiden solche verwilderte Flächen wohl endgültig aus der Ökumene aus, da inmitten des dichten Gestrüpps eine Aufforstung mit wirtschaftlichen Mitteln nicht mehr vertretbar ist.

Infolge schlechter Absatzverhältnisse ist die Schafhaltung sehr stark zurückgegangen und viele höchstgelegene Schafalmen sind wohl endgültig aufgegeben worden.

Die Gefahr der Verkarstung und Karrenbildung durch extensive Überbeweidung von Hochflächen im Kalkgebirge erscheint damit endgültig gebannt. Vielfach ist, wie im Dachsteingebiet, die Bildung einer sekundären Rendsinaboden decke zu beobachten.

## AGRARPOLITISCHE ÜBERLEGUNGEN

Die Schaffung einer Agrarlandschaft im Gebirge ist eine bedeutende Kulturleistung, die *Pevetz* als „Vermächtnis des Bergbauernturns an der Industriegesellschaft“ bezeichnet. Nach jahrhundertelanger relativer Konstanz ist auch die alpine Agrarlandschaft im Sinne von *Ruppert* zum „Prozessfeld der modernen Wirtschaftsentwicklung“ geworden, die teilweise ihren Verfall beschleunigt.

Seit Jahren übernimmt der Wald ehemals alpwirtschaftlich genutzte Flächen. Dieser Vorgang einer *Rückführung* seinerzeit durch Waldrodung entstandenen Almweidelandes in den ursprünglichen Waldzustand ist als optimale Anpassung an die natürlichen Standortbedingungen *zu begrüßen!* Aufforstungen großen Stils sind aber Extensivierungsmaßnahmen, welche die wirtschaftliche Tragfähigkeit eines Gebietes entscheidend vermindern und zur Verdünnung der land- und forstw. Bevölkerung führen. Diese Entwicklung kann, wie *Schmittner* für das Mühlviertel festgestellt hat, zu einem Verfall der regionalen Infrastruktur führen.

Durch Alpmelioration und Konzentration der Almwirtschaft auf kleineren tiefer gelegenen Flächen im Sinne einer „Trennung von Wald und Weide“ ergibt sich die landeskulturelle Aufgabe einer sinnvollen Kulturumwandlung der aufgegebenen und vielfach degradierten Almböden. Der biologisch-technische Fortschritt in der Landwirtschaft wirkt flächensparend. Das Brachfallen großer Flächen im Hochgebirge *stellt der Raumordnung völlig neuartige Aufgaben, die nur im Zusammenwirken mit den Erkenntnissen der Hochgebirgsökologie zu einer nachhaltigen, gesellschaftspolitisch tragbaren Ordnung auf lange Sicht führen können.*

Das Agrarwirtschaftliche Institut des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft schätzt, daß etwa 1,3 Mill. ha vorwiegend im alpinen Raum gelegene Extensivflächen früher oder später aus einer produktiven landwirtschaftlichen Nutzung ausscheiden werden. Zieht man davon rund 450.000 ha aufzuforstende Flächen ab, so verbleiben rund 850.000 ha, die in irgend einer Form gepflegt werden müssen, wenn ihre Verwilderung im Interesse des Landschaftsbildes und des Fremdenverkehrs verhindert werden soll.

Gerade im Hochgebirge braucht aber der Fremdenverkehr die bergbäuerliche Landespflege zur Erhaltung seiner natürlichen Voraussetzungen. *Fremdenverkehr und Bergbauernturn fördern einander aber nicht immer wechselseitig.* In der Konkurrenz um die Arbeitskräfte kann ausschließlich Fremdenverkehr bzw. Tourismus zu einer Degeneration des alpinen Kulturlandes führen.

Somit ergeben sich besondere landespflegerische Aufgaben gerade in der Almregion, die als Hoffungsgebiet des alpinen Fremdenverkehrs derzeit eifrig erschlossen wird. Wie die Beispiele

in den anderen Alpentälern zeigen, würden ohne ganzheitliches Denken und Planen die Landschaftsschäden und ökologischen Störungen auch im Hochgebirge rasch zunehmen.

*Anschrift des Verfassers:*

*Oberrat Dr. Wolfgang Schwachhöfer  
Agrarwirtschaftliches Institut des  
Bundesministerium für Land- und  
Forstwirtschaft  
Schweizentalstraße 36, Postfach 32  
1130 Wien 13*

## **Die Mineralfundstellen der Salzburger und Tiroler Zentralalpen**

HASSO LUTZ GEHRMANN

Zentralalpen, Bastionen aus Urgestein und Eis zu beachtlicher Höhe aufsteigend, flankiert von Kalkgebirgen geringerer Mächtigkeit. Oft als Vorzimmer der Westalpen bezeichnet, wenn gleich deren Dimensionen nicht erreichend. Wunschtraum wohl jedes Bergsteigers zumindest ihre Hauptgipfel zu ersteigen. Großglockner, Venediger, Hochfeiler, Zuckerhütl, Ötztaler Wildspitze, Weißkugel, klangvolle Namen im Alpenbogen, Berge, die ihre Besteiger magnetisch anziehen scheinen. Doch soll hier nicht die Rede sein von der Gipfelwelt des Alpenhauptkammes, sondern, aus diesem herausgelöst, von den Salzburger und Tiroler Zentralalpen und ihren auch heute noch reichen Mineralvorkommen, die bereits im Mittelalter dem Menschen bekannt waren und von ihm stellenweise bis in die Neuzeit genutzt und abgebaut wurden. Erwähnt sei der Gold- und Silberabbau im Gebiet von Kolm-Saigurn im Rauristal oder das Gewinnen von Granatstein am Roßbruggen bei der Berliner Hütte in den Zillertaler Alpen. Berühmt war der Abbau von Smaragd ab dem Jahre 1862 im Habachtal. Hier wurden allein im Jahre 1903 32.000 Karat ( 1 Karat =  $\frac{1}{5}$  Gramm) Smaragd durch eine englische Bergwerksgesellschaft gewonnen. Der gewerbliche

Abbau ist wegen Unrentabilität weitgehend in den Hintergrund getreten oder ganz eingestellt worden, geblieben ist der Wunsch der Menschen, schöne Steine zu finden und zu besitzen. Ein durchaus verständlicher Wunsch bei Kenntnis der Vielfalt und Schönheit der Mineralien. Leider hat in letzter Zeit das Besitzstreben nach diesen Kleinodien der Berge zu nicht mehr vertretbarem Raubbau und gewissenloser Ausbeutung der Fundstellen (z. B. im Rauris-, Hollersbach- und Habachtal) und oftmals zu ihrer restlosen Erschöpfung geführt. Besonders hervor getan, und das soll mit aller Deutlichkeit gesagt werden, haben sich hierbei vor allem einheimische Sucher, denen in ihrer maßlosen Profitgier jedes Mittel, u. a. auch der Einsatz von Sprengstoffen (z. B. durch den ital. Bahnarbeiter Nicolosi an der Knappenwand), zur Erlangung von gewinnträchtig veräußerbaren Mineralien recht war. Derartige Vorkommnisse sind dem Verfasser genügend bekannt. Dieser Artikel soll daher keineswegs zur weiteren Ausbeutung der angeführten Fundstellen anregen oder ermuntern, sondern soll aufzeigen, welche Mineralvorkommen und -fundorte überhaupt noch vorhanden und verblieben sind. Eine genaue Beschreibung der Fundstellen unterblieb bewußt, um ihre Auffindung zu erschweren. Der Leser wird für diese Maßnahme im Interesse des Naturschutzes und der Erhaltung der Fundplätze um Verständnis gebeten. Aus dem gleichen Grund wurde auch von einer Illustration des Beitrages Abstand genommen. Es war jedoch in jüngster Zeit einem deutschen Verlag vorbehalten, eine Kassettenfolge herauszubringen, in der die jeweiligen Fundplätze genau beschrieben und auf beigefügter Karte der Anmarschweg zu ihnen detailliert bezeichnet wird. Eine kommerziell ohne Zweifel attraktive neue Buchform, eine „Marktlücke“ ausfüllend und den Mineralienboom anheizend, dem Naturschutzgedanken und den bestehenden Bestrebungen jedoch entgegenhandelnd, die bekannte Mineralfundstellen unter Naturschutz gestellt sehen wollen. Eine begrüßenswerte Entwicklung, deren Verwirklichung allerdings nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen dürften. Jedoch ist die Tendenz eindeutig, entgegen der Vergangenheit, auf Schutz und Erhaltung der Fundplätze gerichtet und nicht auf deren Ausbeutung. Und das berechtigt zu Hoffnungen. Nachstehend eine Übersicht über die Mineralfundstellen der Salzburger und Tiroler Zentralalpen.

## A. SALZBURGER ZENTRALALPEN

Zählt auch das Weißeck (2711 m) schon zu den Radstädter Tauern, so soll doch, weil über das Murtörl (2263 m) mit dem Großarlal und so mit der Ankogel-Gruppe verbunden, erwähnt werden, daß sich in der Gipfelregion Flußspat findet.

### I. HOHE TAUERN

#### 1. ANKOGEL-GRUPPE

Vorherrschende Gesteinsarten: Gneis, Glimmer- und Hornblendeschiefer. Ankogel (3246 m): Bergkristall, Apatit, Ilmenit, Rutil. Radeck- (2800 m) und Grubenkarscharte (2982 m): Rutil, Apatit.

Gesselköpfe (2876–2982 m): Speckstein, Magnesit, Serpentin.

Radhausberg (2613 m): Altbekannte Goldabbaustätte.

Romatenspitze (2695 m) – Ebeneck (2528 m): Rauchquarz und Hämatit.

#### 2. GOLDBERG-GRUPPE

Vorherrschende Gesteinsarten: Gneis, Kalkglimmerschiefer, früher Gold- und Silberbergbau. Reiche Bergkristallvorkommen.

Herzog-Ernst-Südflanke (2933 m): Bergkristall und Amethyste (mindere Qualität). Sonnblick (3106 m), vor allem an der Nordwand und in den unter dieser liegenden Karen: Bergkristall. Verbindungsgrat Gruberspitze (3086 m) – Roter Mann (3095 m, III): Bergkristall. Hocharn (3254 m), Kälbergrat: Bergkristall.

Der wohl mineralienreichste Berg der Gruppe ist der Ritterkopf (3006 m), eine beschwerlich zu ersteigende Felspyramide. Zahlreiche Vorkommen von Bergkristall und Feldspat, besonders an der Goldlackenschneid (Ritterkopf-Südgrat) und im Ritterkar oberhalb des alten Knappenhauses, auch in der Umgebung der Grieswies-Alm (1560 m), so an den Grieswies-Mahdern: Bergkristall, Rauchquarz, Adular und Periklin. An der Lachegg-Klamm im Rauristal, nahe des ehemaligen Erfurter Weges bei Kolm-Saigurn: Bergkristall.

Das Rauristal ist von altersher als mineralienreich bekannt. Sehenswert die aus im Tal gefundenen Steinen gefertigte Türeinfassung des Ammererhofes in Kolm-Saigurn. Ebenso die Mineraliensammlung auf der TVN-Hütte Neu-

bau (2175 m) und im TVN-Haus in Kolm-Saigurn (Mineralienverkauf), hier ist auch ein schwarzer Bergkristall zu sehen. Im Jahre 1962 entdeckte Josef Oschlinger im Rauristal in 2400 m Höhe eine Kluft, die über 250 kg Bergkristall enthielt. Die Mineralkluft wurde fotografiert und vermessen und auf Grund dieser Unterlagen mit den Originalkristallen im „Haus der Natur“ in Salzburg nachgebildet. In Rauris (950 m), dem Hauptort des Tales, sind mehrere Mineralienhändler ansässig.

#### *Führer und Karten:*

Kleiner Führer Ankogel- und Goldberg-Gruppe

von Hüttig/Buchenauer

AV-Karte Sonnblick 1 : 25.000

Österr. Karte 1 : 50.000, Nr. 155

Kompaß-Wanderkarte Nr. 40, 1 : 50.000

#### 3. GLOCKNER-GRUPPE

Vorherrschende Gesteinsarten: Chloritschiefer mit eingelagertem Grünschiefer, Gneisglimmer- und Kalkglimmerschiefer. Die Glockner-Gruppe war ehemals reich an Bodenschätzen, wie Gold, Silber, Zinn und Kupfer. Das 15. und 16. Jahrhundert war die hohe Zeit des Goldbergbaus. Im Fuscher Tal (Hierzbach) wurde der Goldabbau erst 1805 eingestellt. Das Schmelz- und Stampfwerk Döllach war bis 1879 in Betrieb. Am Kloben (2936 m) wurde 1859 durch Anton v. Ruthner der einst höchste Bergbau Österreichs entdeckt.

Am Hoctor (2506 m) an der Großglocknerhochalpenstraße: Zoisit. In den Moränen des Unteren Pasterzenbodens: Bergkristall. An den Moränen des Unteren Rifflkees: Olivin, Tremolit, Chlorit, Diopsid, Apatit.

Am Totenkopf (3173 m): Granat.

An den Nassen Wänden am Mooserboden: Bergkristall.

Im Gebiet der Unteren Ödenwinkelscharte (3214 m) und den Moränen des Ödenwinkelkees: Bergkristall.

Im Juli 1965 fanden die beiden Bramberger Bergsteiger Peter Meilinger und Hans Hofer bei einer Bergfahrt in der Nähe der Unteren Ödenwinkelscharte in etwa 3000 Meter Höhe 7 Riesenbergkristalle im Gesamtgewicht von 1622 kg. Der hochbedeutsame Fund wurde am 13. 9. 1966 durch eine Gebirgseinheit des Österreichischen Bundesheeres unter Leitung des Obersten Friedrich Lacchini mittels einer eigens angelegten Seilbahn aus der Wand geborgen und mit Hubschrauber nach Salzburg geflogen. Hier sind

die 7 Riesenkristalle, deren größter „Meilinger“ 618 kg wiegt, im „Haus der Natur“ in würdigem Rahmen ausgestellt. Der „Meilinger-Bergkristall“ ist nach Gewicht, Umfang, Höhe und Breite der größte bisher in den Alpen gefundene Bergkristall. Einer der Finder, Peter Meilinger, hat die Bergung seines Fundes nicht mehr erlebt. Er verunglückte am 22. 8. 1965 in der Spaten-Ostwand in den Zillertaler Alpen tödlich. Doch die Erinnerung an ihn lebt in dem Riesenkristall fort, der seinen Namen trägt.

*Führer und Karten:*

AV-Führer Glockner- und Granatspitzgruppe  
von Lienbacher/Peterka  
AV-Karte Glocknergruppe  
Kompaß-Wanderkarte 1:50.000

#### 4. SCHOBERGRUPPE

Vorherrschende Gesteinsarten: Glimmerschiefer, Schiefergneis und Granit.

Die Schobergruppe ist im Gegensatz zu den benachbarten Berggruppen arm an Mineralien. So kommen vereinzelt an der Nordostseite des hintersten Debantales (ab Lienzer Hütte, 1977 m), an der Mirnitz-Schneid, Granatsteine von minderer Qualität vor. Im Gebiet des Petzeck (3283 m) findet sich Serpentin, bei Staniska und Alkus Pyrit.

*Führer und Karten:*

AV-Führer Schobergruppe von Walter Mair  
AV-Karte Schobergruppe  
F & B-Karte 1:50.000, Nr. 181 Lienz - Heiligenblut - Schobergruppe  
Kompaß-Wanderkarte Nr. 47, Lienz, 1:50.000

#### 5. GRANATSPITZE

Vorherrschende Gesteinsarten: Zentralgneis, Grün- und Glimmerschiefer. Die Gruppe ist sehr mineralienarm. An der Granatspitze (3086 m) finden sich vereinzelt blaßrote Granaten, an der Nordwestflanke des Hochgasser (2922 m) Fundstellen von Bergkristall milchig-gelber Färbung. Der Übergang Hintersee (1313 m) - Felbertauern weist im Gebiet der Schrankleiten Fundstellen von Bergkristall, Rauchquarz und Amethyst auf.

*Führer und Karten:*

AV-Führer Glockner- und Granatspitzgruppe von Lienbacher/Peterka  
AV-Karte Granatspitzgruppe

#### 6. VENEDIGERGRUPPE

Vorherrschende Gesteinsarten: Zentralgneis, Granat- und Hornblendeschiefer, die besonders mineralienhaltig sind, sowie Chloritschiefer mit Serpentin- und Kalkglimmerschiefer. Kein Gebiet der Ostalpen hatte so große Mineralvorkommen wie die Venedigergruppe. Abbaugebiete wie die Knappenwand im Untersulzbachtal, der Söllgraben und die Gruben am Graukogel (2834 m) im Habachtal erlangten Weltruf. Vieles hat sich bis heute geändert, die Stollen sind verfallen, die Mineralfundstellen zum größten Teil erschöpft, ihres Inhalts beraubt. Mineralvorkommen gibt es heute noch im:

*Hollersbachtal:*

Rauchquarz, Pyrit, Granatstein, bei der Achselalpe findet sich Flußspat.

*Habachtal:*

Das Dorado der Mineraliensucher. Gasthof Alpenrose (1384 m) am Legbach mit Mineralienschau. Umschlagplatz für Mineralien aus dem Habachtal. Altberühmter Standort der „Strahler“ und neben „Enzian“ und „Klause“ Ausgangspunkt für die Smaragdfundstellen im Legbachgraben (Gebiet zwischen Alpenrose und Bergwerk, Wascharbeit), im Geröll der Oberen Legbachrinne sowie an der Legbachscharte. Ehemals Smaragdstollen am Graukogel (2834 m) über der Moar-Alm (1410 m) sowie am Sedl. Hier waren die früheren Fundplätze der weltberühmt gewordenen „Habachsmaragde“. Ein Smaragd von 42 Karat Gewicht befindet sich im englischen Kronschatz. Hier noch in jüngerer Zeit herrliche Funde durch den ehemaligen Major Zieger -. Heute noch Vorkommen von: Smaragd, Bergkristall, Pyrit, Rauchquarz, Strahlstein, Adular, Periklin, Apatit, Titanit, Calcit, Chlorit, Chabasit, Feldspat und Prehnit.

*Untersulzbachtal:*

Berühmt gewordene Epidotfunde an der Knappenwand über der Talsperre durch den schon zu Lebzeiten legendären Schuster Wurnitsch aus dem Habachtal. Auch der Pfarrer Lahnsteiner aus Hollersbach machte hier einmalige Funde. Heute noch Vorkommen von: Epidot, Byssolith (langstrahlig), Albit, Calcit, Beryll, Apatit, Adular, Periklin, Chabasit, Feldspat und Strahlstein. Die Umgebung der Stocker-Alm (1265 m) bildet den einzigen Fundort der Alpen für Topas. Altes Kupferbergwerk.

### *Obersulzbachtal:*

Prehnitinsel an der Seekarscharte (2682 m). An der Ostflanke des Hütteltalkopfes (2962 m) Epidot und Rauchquarz. Im Seebachkar und an der Gamseck-Nordwestflanke Heulandit, Hämatit, Albit und Apatit.

### *Venediger-S-Seite:*

In der Nordflanke der benachbarten Finsterkarspitze (3028 m) Vorkommen von milchig-trüben Bergkristallen. An der Hohen Achsel (3161 m) und im Bereich der Johannishütte (2121 m) Bergkristallfundstellen. Im Jahre 1972 wurde durch den Verfasser in der Südostwand des Hohen Eichham (3371 m) ein bedeutender Bergkristallfund gemacht, wie überhaupt der Eichhamstock auch heute noch reich an Bergkristall ist.

### *Lasörling-Gruppe:*

Als Mineralienberg erster Ordnung galt die Gösleswand (2912 m) im Lasörlingkamm. Herrlich gelegen am Bódensee bei der Neuen Reichenberger Hütte (2586 m). So sollen dort mehr als 60 verschiedene Mineralien gesammelt worden sein. Die Fundstellen sind heute erschöpft, geblieben sind eigenartige, für den Geologen äußerst interessante Gesteinsformationen mit entsprechenden Einzelstücken, die nach Auskunft des Hüttenwirtes, Herrn Uwe Dengler, geologisch Interessierte vieler Länder anziehen.

### *Führer und Karten:*

AV-Führer Venedigergruppe von Hubert Peterka  
AV-Karte Venedigergruppe

## B. TIROLER ZENTRALALPEN

### I. ZILLERTALER ALPEN

Der Mineralienreichtum der Zillertaler Alpen war schon im Mittelalter bekannt. Seit dem Jahre 1439 wurde am Laimacher-, Hainzen- und Rohrberg nach Gold geschürft, jedoch mit geringer Rentabilität. Die Zillertaler Alpen bestehen im wesentlichen aus Orthogneisen, also magmatisch entstandenen Gneisen. Dieses Gestein wird von der Schieferhülle überlagert, das sind Kalkglimmerschiefer, Quarzite, Paragneise u. a. Diese Schieferhülle ist außerordentlich reich an Mineralien und Kristallen, die vor allem im berühmten Greinerkamm nahe der Berliner Hütte (2040 m) vorkommen, dem Hauptfundgebiet des legendären „Steinklauer Josele“.

### 1. KLOCKERKARSTOCK

Klockerkarkopf (2912 m), der Berg, der als „Vetta d'Italia“ zum Politikum zwischen Österreich und Italien wurde. An der Südflanke und in der Gipfelregion Pyrit, Bergkristall, Kupfererz und Aragonit.

Pfaffenschneidkopf (2918 m), an der Ostflanke Bergkristall.

### 2. REICHENSPIZGRUPPE

Im Kuchelmooskar am Nördl. Schwarzkopf (3082 m): Bergkristall und Blauquarz. Im Krimmler Achenal: Epidot, Scheelith. Im Wimmergrund bei Gerlos: Piemontitnadeln in Glimmerschiefer, Epidot.

### 3. AHORNKAMM

Im Stillupgrund: Granaten. Ebenso im Sonntagskar und an der Hinteren Stangenspitze-Nordostwand (3227 m) sowie im Gebiet der Kasseler Hütte.

### 4. GREINERKAMM

Er ist das Dorado der Mineraliensammler. Vorkommen der berühmten bis haselnußgroßen dunkelroten Zillertaler Granaten (Almandin), außerdem Fundstellen von Disthen, Apatit, Strahlstein, Margarit. Am Roßruggen (2842 m) und am Nordgrat der Roßruggspitze (3304 m), südlich der Berliner Hütte (2040 m): schöne dunkelrote Granaten guter Qualität. In früherer Zeit gewerblicher Abbau der Granaten am Roßruggen (Granathüttel, 1989 m). Auch am Nordgrat der Furtschlagspitze findet sich Granatstein. An der Nordostflanke des Schönbichler Horns (3133 m): Strahlstein und Granat. Talggenköpfe (höchster Gipfel 3176 m), vor allem in der Nordostflanke jedoch auch am Nordwestgrat: Disthen, vereinzelt auch Apatit, Speckstein, Serpentin, Feldspat, Zinnwaldit, Magnesit, Amethyst von schlechter Qualität. Großer Greiner (3199 m), fündigster Mineralienberg des Greinerkamms: Am Südostgrat bis zu 10 cm lange Strahlsteinnadeln, außerdem Granat, Disthen, Apatit, Speckstein, Serpentin, Feldspat und Anorthitklas. Etwa gleiche Mineralvorkommen am Kleinen Greiner (2958 m).

### 5. MÖRCHEN- UND IGENTKAMM

Beim Schwarzsee (2471 m), am Weg Berliner Hütte – Greizer Hütte: Strahlstein. Am Südgrat des Rotkopfes (2986 m): Feldspat und Staurolith.

## 6. TUXER KAMM

An der Alpeiner Scharte (2957 m) und am Schrammacher (3411 m): Molybdänglanz. Am Wolfendorn (2776 m), oberhalb des Brenners: Disthen.

### *Führer und Karten:*

AV-Führer Zillertaler Alpen von Dr. Heinrich Klier/Dr. Henriette Klier  
Kleiner Führer durch die Zillertaler Alpen von Dr. Erich Raitmayr  
AV-Karten Zillertaler Alpen, Östl., Mittleres und Westl. Blatt  
Kompaß-Wanderkarte Zillertaler Alpen, Nr. 37

## II. STUBAIER ALPEN

Die Stubai Berge sind, gemessen an der östlichen Nachbargruppe der Zillertaler Alpen, mineralienarm. Die hier vorherrschenden Gesteinsarten sind Schiefer- und Granitgneis sowie Gneisglimmerschiefer.

### 1. KALKKÜGEL

Hoher Burgstall (2613 m), Gebiet der Starkenburger Hütte (2229 m): Magnetit und Hämatit.

### 2. STUBAIER ALPEN S-SEITE

An der Hohen Kreuzspitze (2774 m): Granat, Biotit und Hornblende. Am Schneeberg (2726 m): Biotit und Hornblende. Bergwerksbauten bei St. Martin. Im Gebiet der Lisenser Alm (1639 m) im Sellrain: Staurolith und Sillimanit. An der Hohen Villerspitze (3092 m): Andalusit, Sillimanit und Granat.

### 3. KÜHTAIER BERGE

In der Umgebung Kühtais (1967 m), der Dortmunder Hütte (1948 m) und am Zwölferkogel (2988 m): Vorkommen von Andalusit.

### *Führer und Karten:*

AV-Führer Stubai Alpen von Dr. Wolfgang Rabensteiner/Dr. Heinrich Klier  
AV-Karte Hochstubai  
AV-Karte Stubai Alpen, Blatt Sellrain

## III. ÖTZTALER ALPEN

Auch sie gelten als mineralienarm. Vorherrschende Gesteinsarten neben dem meistverbreiteten Granitgneis sind Schiefergneis und Gneisglimmerschiefer. Die Mehrzahl der Mineralienfundstellen findet sich im Hauptkamm.

### 1. GEIGENKAMM

An der Westflanke des Ampferkogels (3186 m), am Puitkogel (3345 m) und am Nordgrat des Sonnenkogels (3170 m) Fundstellen schöner Andalusitkristalle. In der Umgebung von Längenfeld/Ötztal wird Granat, Fassait und Omphacit gefunden.

### 2. ÖTZTALER HAUPTKAMM

Am Nordwestgrat des Granatenkogels (3304 m) und an der Granatenwand zahlreiches Vorkommen von Granaten bis zur Faustgröße, ebenso im Gaisßbergtal, an den Moränen des Hochfirst- und Gaisßbergferners. Auch im Rotmoostal Funde von Granat und Muskovit. An der Hohen Wilde (3482 m) werden Granat und dunkelgrüne Hornblendestengel gefunden.

### *Führer und Karten:*

AV-Führer Ötztaler Alpen von Dr. Heinrich Klier/Dr. Henriette Prochaska  
AV-Karte Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl  
AV-Karte Ötztaler Alpen, Blatt Kaunergrat-Geigenkamm  
Kompaß-Wanderkarte Ötztaler Alpen, Nr. 43

Es sollte noch gesagt werden, daß die praktischen Vorarbeiten zur Erstellung der gegebenen Übersicht sich über mehrere Jahre erstreckt und unzählige Besuche an den zahlreichen Fundplätzen des behandelten Gebietes erforderlich gemacht haben. Hierbei erwiesen sich viele Fundorte als gänzlich ausgebeutet und somit nicht mehr existent, ihre Anführung im Rahmen dieser Abhandlung, die ja einen möglichst genauen Stand wiedergeben soll, unterblieb daher. Andere Fundplätze hingegen mußten in oftmals mühevoller und langwieriger Arbeit auf Fündigkeit und Vorhandensein von Mineralien überprüft werden. Auch war ich oft auf ungenau oder bewußt falsch gegebene Auskünfte von Bergsteigern und Mineraliensammlern angewiesen, deren Angaben einer genauen Überprüfung bedurften. Es war mein Bestreben, eine möglichst lückenlose Aufstellung aller noch als mineralienhaltig anzusehender Fundorte zu erstellen. Sie liegt nun vor und es wird weitgehend an uns Bergsteigern liegen, ob eine künftige Arbeit auf diesem Gebiet noch auf so zahlreiche Mineralvorkommen in den Salzburger und Tiroler Zentralalpen verweisen kann wie vorliegende. Schutz und Schonung der Mineralfundplätze

werden hierzu Voraussetzung und Grundlage sein müssen, ihre Erhaltung wird unbeschadet künftiger gesetzlicher Regelungen unser aller Anliegen sein.

*Anschrift des Verfassers:  
Hasso Lutz Gehrman  
Landshuter Straße 10  
D-833 Eggenfelden/Ndb.*

## Schafsommerweg über die Öztaler Gletscher

HILDE FRASS

Am 8. Juni, dem „Medardus-Tag“, beginnt häufig eine auffallend kühle Wetterperiode, die meist eine Woche lang anhält. Die Bauern nennen sie „Schafkälte“. In manchen Jahren ist der Temperaturrückgang mäßig, in anderen dagegen recht deutlich spürbar. Der Kälteeinbruch um Medardus hängt mit den großen periodischen Wetterlagen zusammen, die sich über Kontinente hin erstrecken.

Der Ausdruck „Schafkälte“ kommt nicht von ungefähr. Er bezieht sich auf die frisch geschorenen Schafe, die sich ohne den gewohnten dicken Winterwollpelz in der plötzlich wieder rauhen Luft wahrscheinlich recht ungut fühlen. In diese Frühsommerzeit fällt aber noch ein anderes Ereignis, das in Südtirol mit den Schafen zusammenhängt: Um den 10. Juni herum treiben die Schnalser alljährlich ihre schwarzen und weißen Vierbeiner über die Gletscher hinüber ins Öztal. Dort besitzen die Südtiroler Bergbauern nach altüberlieferten Statuten ihre Sommerweiden.

Ausgangsort ist der blitzsaubere Wallfahrtsort „Unsere liebe Frau in Schnals“. Der von den Öztaler Eisriesen herabkommende Gletscherbach hat das Schnalstal gegen Süden, zur Etsch hin, in jahrtausendelanger Steinmetzarbeit gegraben. Man fährt auf guter Straße taleinwärts, an den neuen Häusern von Obervernagt vorbei. Die alten, schönen Höfe zusammen mit der Kirche verschluckte zum Teil der Stausee. Immer eindrucksvoller türmen sich die Felsmauern der

Öztaler Südhänge auf, bis sie wie ein schützender Wall die grüne Talmulde von Kurzras in 2000 m Höhe umschließen. Dort ist der Sammelplatz von ungefähr 1200 Schafen, die aus dem ganzen Vinschgau hierher zur tierärztlichen Untersuchung zusammenkommen.

Im Talrund halt das Blöken und Plärren der Tiere, vermischt mit dem aufgeregten Bellen der Hirtenhunde und dem hellen Schellengebimmel. Stunden vergehen, ehe die Arbeit der Tierärzte und Zöllner getan ist. Dann aber stehen die zotteligen Schafe, junge und alte, schwarze und weiße, mit großen roten, grünen, gelben oder blauen Farbflecken auf dem Rücken – dem Hofzeichen ihrer Besitzer – zusammengedrängt in den vorbereiteten Pferchen.

Wenn sich die ersten blauen Schatten über die noch zaghafte grünen Wiesen und Hänge legen, erklingt stimmungsvoll das Abendglöcklein der Kurzraser Hauskapelle. Hirten, Schäfer, Bauern, Tierärzte und Zollbeamte begeben sich in den aus dem 15. Jahrhundert stammenden „Kurzhof“. In den dunkel getäfelten Stuben sitzen alle beisammen, den Alpmeistern werden die Papiere für die über die Grenze zu führenden Schafe übergeben.

Im frühen Grau des Morgens wandert die lange Schlange der Schafe den schmalen Pfad zur „Schönen Aussicht“ hinauf. Vier Stunden dauert meist der mühselige Aufstieg für Mensch und Tier zum 2800 m hohen Jochübergang. Im gleißenden Licht breitet sich dort oben der flache Strom des spaltenarmen Hochjochgletschers aus. Nur kurz hält man Rast. Dann trabt die Maxi-Herde über den weißen Ferner jenseits talab, den Weidepründen im österreichischen Rofental zu.

Ein anderer „Schaf-Übergang“ führt von Unser Frau über das 3019 m hohe Niederjoch nach Vent im Öztal. Schon um drei Uhr früh beginnt die Schafinvasion: von Vernagt am Stausee über die ersten steilen Wiesen hinauf zum uralten, gotischen Tisenhof. Lang zieht sich der Steig durch das bachumrauschte Tisental bis zum Talschluß hinein. Über Geröll und Moränen steigen die Hirten mit ungefähr 2500 Schafen die scharfen Serpentinaen bis zur letzten Felswand empor, die etwas unterhalb des Joches liegt. Immer gefährlicher wird der Anstieg, hart am Rande steiler Abbrüche vorbei; glatte, abrutschbereite Schnee Bretter liegen auf plattigem Gelände. Manchmal erschwert harter Firn das Vorwärtskommen der langen Tierkolonne.



Angefeuert von den Hirtenhunden stapfen die Schafe schwer im Schnee, gleiten aus, rutschen ab, brechen ein, drängen vorwärts und blöken verzweifelt um Hilfe. Und da geschieht das Unglaubliche: Ein trächtiges Mutterschaf tut sich nieder, und nach kurzer Zeit liegt ein Lämmchen zitternd und frierend im Schnee. Der Hirte nimmt das wollig-weiße Neugeborene in seine Schürze und trägt es weiter zur Höhe.

Die letzten hundert Meter sind eine zünftige Kletterei im schrofigen Gelände. Plötzlich leuchtet ein blendend weißer Streifen auf. Ein breites, fast ebenes Firnfeld öffnet sich, die ersten Schafe stehen bereits am Triangolierungspunkt, der die Höhe von 3019 m und die Staatsgrenze anzeigt. Fast 1500 Höhenmeter wurden in etwas mehr als fünf Stunden überwunden.

Doch selbst in höchsten Gebirgsregionen geht es nicht ohne bürokratische Formalitäten ab. An der Grenze erfolgt die Übergabe der Tiere an den Tiroler Landeschäfermeister aus Obergurgl, der mit seinen Gehilfen die zotteligen Vierbeiner auf ihren Gesundheitszustand kontrolliert. Außerdem sind Finanzbeamte anwesend, die die Schafe zählen. Im Frühherbst, wenn der große Treck in umgekehrter Richtung wieder südwärts zieht, dürfen nicht *mehr* Alttiere ausreisen, als im Juni auf die Nordtiroler Almen getrieben werden. Nur die Lämmer, die im Laufe des Sommers nördlich der Alpenbarriere zur Welt kommen, kehren ungehindert in ihre Südtiroler Stammheimat zurück.

Der quirlige Tierstrom flutet den harmlosen Gletscher ins jenseitige Tal hinab. In nunmehr mühelosem Abstieg sind die saftig-grünen Öztaler Weidematten bald erreicht.

Der große Schafauftrieb von Süd- nach Nordtirol kennt noch zwei weitere Routen: Ungefähr 700 Tiere nehmen, ebenfalls gegen Mitte Juni, den Weg über das eisfreie Timmelsjoch. Bis 1960 bewältigten außerdem rund tausend Schafe den schwierigsten Reiseweg nach Österreich. Sie wurden über das dickvergletscherte, steile Gurgler Eisjoch in einer Höhe von 3150 m getrieben. Am Vorabend marschierten Hirten und Herden durch das lange Pfossental hinein, an den fast 2100 m hoch gelegenen Eishöfen vorbei (1973 leider durch Brandstiftung zerstört) bis zur Schneegrenze. Dort wurde eine Nacht im Freien verbracht, bevor der alpine Gang über das ewige Eis unternommen wurde. Schon um drei Uhr früh setzte sich alles in Bewegung; die Schäfer trachteten, die Tiere

möglichst über den Firn zu bringen, solange dieser in der Morgenkühle noch hart blieb.

Fast scheint es, als ob die Schafe, die bergewohnt sind, die Aufmunterung der Hunde und der Hirten gar nicht brauchen würden. Die älteren Tiere kennen den Weg in die Sommerfrische bereits und führen die „schlechteren Bergsteiger“ unter ihnen sicher zu den altgewohnten jenseitigen Weidegründen. Oftmals kommt es vor, daß die Schafe immer wieder bis zum Bauch im vom Wind locker zusammengetragenen Schnee einbrechen. Die kleinen und schwächeren Lämmer müssen dann von ihren Begleitern längere Strecken bergauf getragen werden.

Schon seit Jahrhunderten wiederholt sich jeden Frühsommer der einmalige Schafherdentrieb von Süden nach Norden. Die Südtiroler Bauern, die ihre Tiere über das Hoch- und Niederjoch, über das Timmelsjoch und früher über das Gurgler Eisjoch, aber auch über die Krimmler Tauern auf die Sommerweiden nach Nordtirol bzw. nach Salzburg treiben, wahren damit langüberlieferte Rechte. Das Venter und das Gurgler Tal wurden nämlich von der Alpensüdseite – also von Südtirol aus – besiedelt. Die daraus resultierenden Weidrechte haben trotz Staatsgrenze ihre volle Gültigkeit bis auf den heutigen Tag behalten.

*Anschrift der Verfasserin:*

*Hilde Frass*

*Horazstraße 25*

*I-39100 Bozen*

## Südtiroler Fastenbrezen

HILDE FRASS

Der Jahreslauf bringt nicht nur Feste und Feiertage, sondern auch ganz bestimmte termingebundene Essgewohnheiten mit. Den Zelten gibt es nur zu Weihnachten, die Faschingskrapfen werden am liebsten im Fasching konsumiert, und in der Fastenzeit kommen – neben anderen „mageren Dingen“ – die glatten Fastenbrezen zu ihrem Recht.

Einer besonderen Zubereitungsart verdankt das Gebäck seine helle Farbe und den typischen Geschmack. Man kann die Fastenbrezen lange Zeit aufbewahren, ohne daß sie schimmeln oder gar anfangen zu „alteln“. Deshalb kauften früher die Südtiroler Bergbauern einen größeren Brezenvorrat ein, der mitunter monatelang, bis zur sommerlichen Almzeit, gehamstert wurde. Daraus kochte man dann die, bei den Sennleuten recht beliebte, „Brezensuppe“. Dazu dämpfte man die Brezen in wenig siedendem Wasser kurz auf, im Nu waren sie geschmeidig und weich. Reichlich mit brauner Butter übergossen und mit genügend grauem Käse auf den Tisch gestellt, war die „Brezensuppe“ eine höchst willkommene Abwechslung in dem sonst eher eintönigen Küchenzettel der „Almer“.

Während der Fastenzeit haben einst die ärmeren Familien im Eisacktal an jedem Freitag „gewoachte“ Brezen zu Mittag gegessen. Den Bauernkindern, die mit Leckerbissen kaum verwöhnt waren, schmeckten sie besonders gut.

Der Heimatforscher Paul Tschurtschenthaler berichtete aus dem Sarntal über einen, inzwischen allerdings leider abgekommenen Brauch, der mit den Fastenbrezen verknüpft war. An allen Fasten-Donnerstagen wurde in Sarntal ein besonders feierlicher Gottesdienst abgehalten, zu dem immer viele Bauern aus nah und fern ins Dorf pilgerten. In der winterlichen Ruhepause gönnte man sich gern etwas Muße und setzte sich nach dem Kirchgang zu einem gemütlichen Bieter oder Perlagger ins Wirtshaus. Als Gewinn ging es dabei nicht um Geld oder Wein – sondern um Brezen. Geschickte Kartenspieler sollten, mit und ohne Mogelei, bis zum frühen Nachmittag oft ganze Zegger voll Brezen gewonnen haben. Die Sarner reihten den knusprigen Gewinn auf eine Schnur und trugen voll Stolz den dicken Brezenkranz nach Hause. Mit jedem Fasten-Donnerstag garnierten diese Brezenschnüre immer zahlreicher die Wand der bäuerlichen Speisekammer.

Mit den Brezen ist aber auch noch anderes, sehr altes Brauchtum übermitteln. So wurde früher in Tisens nach der Palmwoche im abgelegenen St. Christophorus-Kirchlein an alle anwesenden Schulkinder für fünf Gulden Brezeln verteilt. Ebenso wurde in manchen Südtiroler Gegenden Schulmeistern und Scholaren ihre Teilnahme bei verschiedenen Umzügen während der Fastenzeit mit einer Anzahl Brezen abgegolten. Ebenso bekamen Geistliche und Ministranten für das

Mitgehen bei der Thaurer Palmprozession in der Nähe von Innsbruck Brezen und Wein. Beides wurde aus alten Legaten, den sogenannten „Brezestiftungen“, bezahlt.

Aus dem fernen Jahr 1132 datiert eine Verpflichtung, nach welcher der „Oberhofer aus Deutschnofen“ von seiner sogenannten „Brezewiese“ jährlich zwei Star Weizen an das dortige Gericht abliefern mußte. Aus diesem Weizen wurden dann Brezen gebacken, von denen jeder Bewohner des Gerichtssprengels nach Ablegung der Osterbeichte zwei Stück ausgehändigt bekam.

Noch vor hundert Jahren war es in manchen Orten üblich, die Christusfigur, die man auf dem hölzernen Palmesel durchs Dorf zog, mit Fastenbrezen zu behängen. Genauso, wie in einigen Gegenden des Inntales der Palmbuschen zusätzlich mit Brezen ausgestattet wurde. In abgelegenen Südtiroler Gebirgstälern spendiert heute noch die Hausmutter den Ehehalten – das ist das Gesinde – nach der Osterbeichte eine besonders gute Marende, bei der weder Speck noch Fastenbrezen fehlen.

Und worin besteht nun eigentlich der Unterschied zwischen gewöhnlichen Allerwelts- und den besonderen Fastenbrezen? Hier und da hört man auch den Ausdruck „Laugenbrezen“. Und da kommt man der Lösung des Rätsels schon näher. Der Teigklumpen für die Fastenbrezen wird nach dem Kneten in schwache, heiße Natronlauge getaucht, dann erst zu Brezen geformt und im Rohr gebacken. Sind die Brezen gar, bleiben sie meist sehr hell, knusprig und recht schmackhaft.

Übrigens das Wort Brezen oder Brezel soll von „Brazula“ stammen – eine Bezeichnung für zwei verschlungene Hände, ein frühes symbolhaftes Synonym. Ein Beweis mehr, daß die Brezeln, insbesondere die „Fastenbrezen“, auf eine sehr alte Kult- und Brauchtumsspeise zurückgehen, die vorwiegend im süddeutschen Raum beheimatet ist.

*Anschrift der Verfasserin:  
Hilde Frass  
Horazstraße 25  
I-39100 Bozen*

## Die Naviser Hütte und ihr Gebiet

EMIL HENSLEK

„Südöstlich von Matrei a. Br. gehts hoch an der rechten Tallehne ins Navistal, das nichts Besonderes bietet!“ So steht es im Band Deutsche Alpen, II. Teil, von Meyers Reisebüchern aus dem Jahre 1904 zu lesen. Und das kann uns schon ein wenig neugierig darauf machen, wie es siebzig Jahre später aussieht.

Wenn wir von Norden, aus dem Inntal kommend, brennerwärts fahren, umgehen wir auf irgendeine Weise die von Matrei bis Innsbruck reichende Sillschlucht, sei es über die Terrasse von Patsch-Elfbögen auf der Ellbögener Landesstraße, sei es auf der Autobahn, die mit der Europabrücke diese Schlucht in nahezu zweihundert Metern Höhe überbrückt. Die Bronnerbundesstraße dringt nur im Bereich des Schönberges ein wenig in den inneren Teil der Sillschlucht ein und nur die Bahn durchfährt sie in ihrer ganzen Länge, wozu es einer großen Zahl von Tunnels bedarf. Von den nach Westen, zum Tal der Sill hin geöffneten Tälern der Tuxer Alpen münden die drei nördlichen, das Viggar-, das Arz- und das kurze Pfoner Tal als steile Gräben in die Sillschlucht. Sie sind alle nur im Bereich der das Haupttal begleitenden Terrassen besiedelt. Das Navistal ist das erste bewohnte Seitental und es mündet etwas oberhalb der Schluchtstrecke ins Tal der Sill, das hier bereits Wipptal heißt. Nach Süden zu folgen ihm das unbewohnte Padastertal und dann die gemeinsam mündenden Täler Schmirn und Vals, wobei das Valser Tal eigentlich nicht mehr den Tuxer Alpen, sondern bereits den Zillertaler Alpen zuzurechnen ist.

Das Navistal (sprich Nafis, wie auch die anderen Namen dieser Gegend, wie Vill, Viggartal, Voldertal, Vals usw. mit „f“ zu sprechen sind), das Navistal also mündet auch nicht eben in das Wipptal aus. Wohl tut dies der Talbach, der die etwa 150 m hohe Talstufe in einer engen, gewundenen Schlucht zerschnitten hat. Von außen hat man zunächst gar nicht den Eindruck einer Tal-mündung. Nur für den, der von der gegenüberliegenden Stutzer Terrasse, von der Autobahn aus etwa, nach Osten blickt, öffnet sich das Navistal ein wenig und gibt einen schmalen Einblick ins Herz der Tuxer Alpen, aus dem das

Navistal kommt, zu den Tarntaler Bergen frei. Das Navistal, das sich nicht wie andere Täler nach außen öffnet, sondern durch den nur vom Bach zersägten Querriegel, auf dem das Kirchlein St. Kathrein steht, regelrecht abschließt, hat einen Talraum, der sich nach innen, seiner Mitte zu, erweitert, indem die begleitenden Bergkämme bis auf eine Entfernung von sieben Kilometern auseinanderstreben und dann wieder ebenso allmählich zusammenrücken, wobei nach Osten zu jeder folgende Gipfel höher als der vorhergehende ist. Schließlich, in einer geraden Entfernung von 14 Kilometern von der Tal-mündung, bäumen sich die Grate dort, wo sie sich treffen, in der wilden, schwer zugänglichen Tarntaler Gruppe auf, in der die höchsten Gipfel der ganzen Tuxer Alpen liegen.

Die Talhänge des Navistales sind sehr steil und von vielen kurzen, meist nicht sehr tiefen Gräben durchzogen, die ihren Ursprung in einer Höhe um 1900 m Höhe haben, wo das Relief unterhalb der Gipfel etwas flacher ist. Der Navisbach, der nach außen den vor dem Tal liegenden Riegel in einer engen Schlucht durchbricht, hat auch im Talinneren nur steile Ufer, einige bescheidene Ansätze eines Talbodens ausgenommen. Der einzige größere Zufluß ist der Weirichbach, der etwa in der Talmitte in den Navisbach mündet, gerade dort, wo die schwach ausgebildeten Hangleisten der rechten Talseite sich mit einem kleinen Talboden zu treffen anschicken. An diesem Platze liegt der Hauptort des Tales, Navis. Sowohl der Weirichgraben als auch das Haupttal setzen sich einwärts steiler fort, als es das Tal bisher war. Der Navisbach heißt nunmehr Klamm bach, was ein deutlicher Hinweis auf die enge Talform ist. Erst im Almbereich, in 1900 m Höhe ungefähr, verzweigt sich der Klamm bach in mehrere Quellbäche. Keiner davon reicht jedoch ganz an die Tarntaler Berge heran. Diese haben vielmehr nach Westen, zum Navistal hin, ein ziemlich unübersichtliches Gewirr von Karen und Mulden vorgelagert, das obere und das untere Tarntal, die abflußlos sind und in denen zahlreiche kleinere und größere Lacken eingebettet liegen.

Der linke Talhang des Navistales, die Schattenseite, ist vom Talgrund bis hinauf auf rund 1900 m Höhe bewaldet. Auf der Sonnenseite steigt der Wald zwar etwa gleich weit hinauf, ist aber vielfach durch Blößen aufgelockert und reicht kaum irgendwo unter 1500 m hinunter. Darunter hat er den Siedlungen und ihren zugehörigen Kul-



turf lächen weichen müssen. Im unteren Saum ist er häufig als lichter Lärchenwald erhalten, eine Waldform, die eine eindeutige Auslese durch den Menschen darstellt, der auf diese Weise nicht nur das geschätzte Lärchenholz heranzog, sondern unter den lichtdurchlässigen Bäumen auch noch einschnittige Wiesen nutzen konnte.

Die Almböden oberhalb der Waldgrenze sind dort, wo die Almen noch ausgiebig genutzt werden und genügend Bodenfeuchtigkeit vorhanden ist, recht fruchtbar, in Kammnähe und auf höheren Rücken aber, wo der Boden vor allem den sehr heftigen und oft wehenden Südwinden ausgesetzt ist, herrschen harte Bürstlingrasen, die an vielen Stellen kahlen Schuttstreifen Platz machen, weil sie nicht imstande sind, zwischen ihren Horsten den Humus festzuhalten. Wo aber die Almweiden nicht mehr ausgiebig genug bestoßen werden und im Zeichen des allgemeinen Mangels an Arbeitskräften die Almputzer fehlen, da haben sich in den letzten Jahrzehnten ausgedehnte Felder von Alpenrosen und anderen Zwergsträuchern angesiedelt.

Das Navistal gehört zu einer einzigen Gemeinde, die ihre Grenzen in den das Tal einschließenden Gebirgsgraten hat und nach außen bis an die Mündung des Navisbaches in die Sill reicht.

Von der Ansiedlung Mühlen abgesehen, die eigentlich im Wipptal liegt, gibt es einen größeren Siedlungskern nur im Hauptort Navis, der eigentlich Kohlstatt heißt. Die ganze übrige Siedlung ist in der äußeren Talhälfte auf zwei Siedlungszeilen aufgefädelt. Wenn man mit der Talstraße, von Matri kommend, beim Weinold am Querriegel von St. Kathrein den Talraum betritt, befindet man sich zunächst im Ortsteil Außerweg. Die Häuser und Gehöfte liegen an der Talstraße und an einer etwas tiefer dazu parallel verlaufenden Sackstraße. Etwa am halben Weg nach Navis teilt sich die Talstraße. Am unteren Ast liegt der Ortsteil Unterweg, der sich bis Navis hineinzieht. Am oberen Ast, der nur am Anfang stärker ansteigt, dann aber wie die untere Straße fast eben taleinwärts führt, liegt der Ortsteil Oberweg. Dieser Ortsteil zieht sich bis zu den innersten Höfen noch etwa zwei Kilometer weit ins Klammnbachtal hinein.

Die Gemeinde Navis hat rund 1350 Einwohner, von denen 200 im Hauptort leben. Die Tatsache, daß es in Navis rund 400 Betten in 7 Gastbetrieben und in über 50 Bauernhöfen und Einfamilienhäusern gibt und Navis sich zum Erholungsdorf erklärt hat, es in Navis eine Schischule gibt und bei den innersten Höfen einen Schlepplift, mag beweisen, daß die Feststellung in Meyers

Reisebuch heute, nach siebzig Jahren, nicht mehr zutrifft.

In der Zeitschrift 1920 des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins ist eine kurze Monographie der Tuxer Alpen erschienen. Im Zusammenhang mit den Tarntaler Bergen sagt der Verfasser, Julius Mayr: „Eine Unterkunftshütte auf der Naviser Seite wäre hier zu empfehlen.“ Es hat von dieser Empfehlung bis zur Tat fünfzig Jahre gedauert; wenn man die schlechten Jahre abzieht, dann allerdings nicht einmal gar so lange. Nun ist es jedenfalls so weit. Ein verhältnismäßig kleiner Zweigverein, die Akademische Sektion Innsbruck, hat das Wagnis unternommen und diese neue Hütte gebaut, nicht nur eine neue Hütte auf einem alten Platz. Das geschieht nach irgenwelchen Schäden oder einfach nur aus dem Bedürfnis der Erneuerung immer wieder. Die neue Naviser Hütte füllt eine echte Lücke. Im ganzen südwestlichen Viertel der Tuxer Alpen steht keine Alpenvereinshütte, und auch das Tuxerjochhaus des Österreichischen Touristenklubs steht schon an der Grenze zu den Zillertaler Alpen und ist als Standort für Bergfahrten in die Umrahmung des Navistales und

in den Tarntaler Bergen nicht geeignet. Erst nördlich der Tarntaler Berge, in der Wattener Lizum, steht wieder ein Bergsteigerheim, die Lizumer Hütte des Zweiges Solbad Hall.

Die Naviser Hütte steht am Schranzberg unmittelbar an der Waldgrenze zwischen der Poltenalm und der Stöcklalm in ungefähr 1800 m Höhe. Von Navis aus erreicht man die Hütte zu Fuß in etwa 1 $\frac{1}{4}$  Stunden. Im Sommer kann man noch eine halbe Gehstunde einsparen, wenn man bis zum Beginn des zur Hütte führenden Forstweges in das Klambachtal hineinfährt. Die Naviser Hütte ist ein neuzeitlicher Bau, nicht im Stile alter Hütten, ist aber doch ein gemütliches Bergsteigerheim und nicht ein Hotel. Sie verfügt über drei Schlafräume mit je zehn Betten, acht Doppelzimmer mit Stockbetten, ein Matratzenlager, das derzeit noch nicht fertig ausgebaut ist. Der Hüttenwirt ist Schmied in Navis und außerdem Berg- und Schiführer und er wird die Hütte regelmäßig bewirtschaften.

Der Besucher der Naviser Hütte wird normalerweise über das Wipptal kommen. Wer mit der Bahn bis Matrei fährt, findet derzeit je nach dem

*H. Eisner*



Wochentag, den er zur Anreise wählt, Anschluß nach Navis mit einem Kleinbus. Es sind acht Kilometer bis dorthin und rund 300 Höhenmeter zu überwinden. Navis liegt 1340 m hoch. Auf der Straße geht man zu Fuß rund zwei Stunden. Wer lieber abseits der allerdings nicht übermäßig beanspruchten Straße wandert, kann, sofern er einen teilweise schlechten Weg nicht scheut, in etwas mehr als zwei Gehstunden am Bach entlang Navis erreichen. Dazu überschreitet man die Bahngleise auf der Straße nach Navis und geht dann nach rechts auf einem Reststück der alten Brennerstraße bis zu einer Spinnererei. Dort überquert man die Sill und wandert nun durch den Naviser Ortsteil Mühlen dem Ausgang der Schlucht des Navisbaches zu. Noch in Mühlen überschreiten wir den Navisbach und gehen zunächst auf einem breiten Fahrweg, dann auf einem schmaleren Karrenweg links des Baches und zuletzt auf einem Fußsteig rechts des Baches, aber immer im Talgrund, nach Navis. Von dort zur Naviser Hütte geht man durch das nun steilere Klammabachtal anfangs auf einer Straße, dann auf einem Forstweg. Auch der alte Fußweg zur Poltenalm führt zur Naviser Hütte. Er zweigt bei einem Bildstock von der Straße nach rechts ab in den steilen Schranzbergwald hinein. Die Abzweigung erreichen wir etwa 400 m nach einem an der Straße liegenden Sägewerk.

Alle anderen Zugänge zur Hütte kommen von Übergängen aus anderen Tälern her, die man ebenso gut umgekehrt benutzen kann. Gerade für solche Wanderungen zeigt sich der Wert der neuen Hütte und daß sie eine Lücke fühlbar schließt.

Zwei Übergänge führen in die Wattener Lizum und zur Lizumer Hütte, die bisher der einzige Standort für Bergfahrten in die Tarntaler Gruppe war. Der eine – unmittelbare – Übergang nimmt die gerade Fortsetzung des Navistales über Poltenalm, Klammalm und Klammjoch und führt uns nördlich an den Tarntaler Bergen vorbei. Der andere Weg führt über deren südlichsten und zweithöchsten Gipfel, die Geierspitze, und von dort hinaus in die Lizumer Böden. Im Anschluß an diesen Weg kann man vom halben Abstieg in die Lizum aufs Junsjoch aufsteigen und in den Tuxergrund übergehen. Von der Geierspitze ausgehend führt auch ein Höhenweg nach Süden zum Tuxerjochhaus, geradewegs auf die Firne des Tuxer Hauptkammes zu.

Vom vorerwähnten Klammjoch aus können wir

auf einem Gratweg über den Schober zum Mölsjoch und durchs Mölstal hinaus nach Walchen im Wattental gehen. Vom Mölsjoch aus können wir aber noch auf der Naviser Seite unter der Sonnenspitze hindurch aufs Naviser Jöchl und von dort nach Norden ins Voldertal wandern. Von der Naviser Hütte gelangen wir nach Süden übers Kreuzjochl mit einem sehr steilen Abstieg ins Kluppental und nach Obem im Schmirntal.

Mit diesen zuletzt genannten Wegen sind wir schon in den Bereich der Gipfel und Grate vorgedrungen. Und da erweist sich die Naviser Hütte erst recht als ein wichtiger Standort für Fahrten, die ansonsten gar nicht oder nur für übermäßig ausdauernde Geher zu bewältigen wären. Die bedeutendsten Fahrtenziele liegen in den Tarntaler Bergen. Über die Griffalm und das Griffjoch ersteigen wir nicht nur die Geierspitze am Wege in die Lizum. Ebenso liegen auf diesem Wege der Lizumer und der Naviser Reckner, und für sichere Geher, denen auch Kletterstellen nichts ausmachen und die pfadlos zu gehen imstande sind, liegen die bisher nur sehr schwer erreichbaren mittleren Gipfel der Tarntaler Berge nahezu vor der Haustüre.

Noch mehr an Erschließung bringt die Naviser Hütte aber für die Südumrahmung des Navistales, die wegen ihrer weiten Ausdehnung nur für besonders ausdauernde Geher wirklich erreichbar war. Es wird ohne Zweifel eine der nächsten Aufgaben des hüttenbesitzenden Zweigvereins sein, zwei Wege in dieser Südumrahmung allgemein begehbar zu machen und durchgehend zu markieren:

Ein Weg führt über die Gipfel. Vom Griffjoch (2500 m) übers Kreuzjochl (2536 m) bis zum Abstieg zur Kupferbergalm im obersten Weirichtal ist ein bezeichneter Steig vorhanden. Dann steigt man auf die Hohe Warte (2398 m) auf und geht von dort mit nur geringen Höhenunterschieden über auf die Scheibenspitze (2490 Meter), die nach Westen zu ebenfalls nur wenig abfällt. Dann wird der Grat felsig, und am Aufstieg zur Schafseitenspitze (2602 m) gibt es Kletterstellen bis zum dritten Schwierigkeitsgrad. War man bisher am Kamm zwischen Navis- und Schmirntal, so zweigt von der Schafseitenspitze nach Süden der Grat zum Reischenschuh ab, und westlich darunter liegt der Talschluß des Padastertales. Am Abstieg von der Schafseitenspitze geht der Grat bald in einen breiteren Rücken über, in dem als nächster Gipfel der Sunntiger

(2400 m) liegt. Von der Schafseitenspitze an haben wir wieder einen Steig, der aber nicht markiert ist. Vom Sunntiger steigt man rund 130 m in den nächsten Sattel ab und 170 m auf den letzten großen Gipfel der Südumrahmung des Navistales, den Bendelstein (2436 m) auf. Der Abstieg über den Schröffelkogel (2153 m) nach Mauern ist bezeichnet. Der Grat ist vom Griffjoch bis Mauern rund fünfzehn Kilometer lang und weist in sich Höhenunterschiede bis höchstens 200 m auf. Der Abstieg nach Mauern beträgt rund 1200 m, der Anstieg von der Naviser Hütte aufs Griffjoch überwindet 700 Höhenmeter. Je nach seiner Verfassung muß man für diese Gipfelwanderung sieben bis acht Stunden veranschlagen.

Der andere Weg geht nicht so hoch hinaus. Er bleibt immer in der Höhe der Almen und weist in sich Höhenunterschiede um höchstens 200 m auf. Es sind zwar durchgehende Steige vorhanden, einzelne Teilstücke sind aber schwer auffindbar. Mit einer durchgehenden Bezeichnung und kleineren Ausbesserungsarbeiten an diesen Wegen ist ein schöner Höhenweg, der sich zum Teil oberhalb der Waldgrenze und teilweise im obersten Waldsaum bewegt, zu gewinnen. Der letzte Abstieg führt von der Bastenalm hinunter auf die Terrasse von Tienzens oder auch unmittelbar in die Mündungsschlucht des Navibaches. Die gesamte Weglänge macht etwa 18 Kilometer aus. Der Weg beginnt unmittelbar bei der Naviser Hütte mit dem kurzen Aufstieg zur Stöckalm. Von Tienzens ist es ungefähr gleich weit nach Steinach und nach Matrei. Auch dieser zweite Weg ist nur für ausdauernde Wanderer zu empfehlen. Im ersten Teil ist ein Abstieg durch das Weirichtal nach Navis möglich, alle späteren Abstiege führen in den nicht besiedelten Talgrund.

Die Naviser Hütte kann erfahrenen Winterbergsteigern vor allem im Spätwinter ein paar schöne Fahrten ermöglichen. Die schönste führt auf das Kreuzjöchl. Wer nicht weit gehen will, findet im Gebiet oberhalb der Hütte ein paar Hänge. Die Abfahrt von der Hütte ins Tal führt fast nur durch Wald. Sie ist Ungeübten nicht anzuraten. Dafür gibt es eine sehr gute Rodelbahn bis Navis.

Die Tuxer Alpen sind im ganzen ein ausgesprochenes Tourengebiet für sehr erfahrene Schibergsteiger. Es ist ganz bezeichnend, daß es kein Führerwerk für Sommerfahrten in den Tuxer Alpen gibt, wohl aber deren mehrere für Win-

tertouren. Der Hauptgrund dafür mag wohl darin zu finden sein, daß die Tuxer Alpen keine ernsten bergsteigerischen Aufgaben stellen. Sie stehen vollkommen im Schatten der Zillertaler und Tuxer Gletscherberge, deren glänzende Firne und mächtige Eiswüste, deren oft überaus schwierige Grate und Wände zum Greifen nahe vor jedem Gipfel liegen, den wir z. B. im Hüttenbereich der Naviser Hütte ersteigen können. In den Tuxer Alpen gibt es kein nennenswertes Felsgebilde, das Kletterer anlocken könnte, und ihre Berge sind gerade um ein klein wenig zu niedrig, um noch vergletschert zu sein, wenn wir von ein paar ausdauernden Firnflecken abschen.

Was der Sommerbergsteiger in dieser Gruppe vermißt hat, Felsen und Gletscher, das wiederum entbehrt der Schibergsteiger nicht, und so sind die Tuxer Alpen ein vielbesuchtes und vielbeschriebenes Tourengebiet der klassischen Zeit des Tourenschildaufs, der Zeit zwischen den beiden Kriegen, gewesen. Heute, da das Schifahren sich nicht zuletzt durch die breite Entwicklung der Aufstiegshilfen mehr und mehr vom Bergsteigen ab- und dem reinen Schisport zugewandt hat, sind die Tuxer Alpen auch im Winter wieder einsamer geworden, wenn wir von den Randbereichen absehen, die vom Innatal und vom Zillertal her mit Seilbahnen aller Art erschlossen sind. Denn der, der seine Schier noch mit Fellen bespannt, um höher hinaufzusteigen, sucht und findet großartigere Ziele im Anschluß an die Aufstiegshilfen. Zudem sind die Höhen meist viel sicherer zu begehen als die tieferen Lagen im Bereich der oft übersteilen Talflanken. Im Spätwinter aber kann der erhöhte Standort einer Hütte wie der neuen Naviser Hütte zum guten Ausgangspunkt für genuefrreiche, nicht allzulange Aufstiege und herrliche Abfahrten über firnige Hänge sein.

Julius Mayr hat in seiner bereits erwähnten Beschreibung der Tuxer Alpen aus dem Jahre 1920 festgestellt: „Man kann getrost sagen: Von allen Gebirgen Tirols ist die Gruppe der Tuxer Vorberge das am wenigsten begangene, das unbekannteste, wenngleich es dem Touristenverkehr so nahe liegt...“ Dies gilt auch heute noch zum guten Teil, in einer Zeit, in der das reine Bergwandern, das keine Schwierigkeiten sucht und auch gar nicht immer nach Gipfeln strebt, einen starken Aufschwung zu nehmen im Begriffe ist. Viel besucht sind wiederum wie im Winter nur die Randgebiete, die mit techni-

schen Hilfsmitteln aller Art leicht erreichbar sind. Im Kern der Tuxer Alpen ist man allein und wird es dank der Weitläufigkeit des Gebietes auch noch lange bleiben. Gerade das aber sollte ein guter Grund dafür sein, daß sich wieder mehr Bergwanderer um die Tuxer Alpen kümmern. Auch wenn mehr kommen, wird sich keiner wie an den Einstiegen bekannterer Kletterwege anstellen müssen. Wer es noch nicht verlernt hat, die hochalpine Natur zu betrachten, zu belauschen, zu bestaunen, der wird hier zu jeder Jahreszeit zufriedengestellt werden. Seien es die herrlichen Speikböden, die bald nach der Schneeschmelze süßen Duft aus dunklen Blüten verströmen, seien es überwachsene Geröllhalden, in denen Murmeltiere ihre Bauten haben und den Wanderer durch ihren schrillen Pfiff erschrecken, seien es kleine Seen oder stürzende Bäche inmitten dunkelroter Alpenrosenfelder oder seien es auch im Winter rauhreifübersäte, vom Sturm gezauste und verbogene Bäume an der Waldgrenze: Wunder über Wunder tun sich jedem auf, der offenen und bereiten Herzens kommt.

*Anschrift des Verfassers:*

*Dr. Emil Hensler*

*Rosßbachstraße 26, A-6020 Innsbruck*

## Auf hohen Graten

### STREIFZÜGE DURCH DIE KREUZECKGRUPPE

LISELOTTE BUCHENAUER

Diese Studie soll P. A. Tallantire gewidmet sein,  
dem größten Freund der Kreuzeckgruppe.

Die Kreuzeckgruppe ist ein Stiefkind des Tourismus und der alpinistischen Literatur. Der Bergsteiger wird noch am meisten über sie im alten „Hochtourist“ von Purtscheller, Band V, finden: Da scheint sie unter den südlichen Vor-

lagerungen der Hohen Tauern auf. Nicht einmal richtig zu den Tauern wird sie gezählt, und ist doch echtes Tauernland: einsam, wild, teilweise noch fast unberührt; überquellend von lebendigem Tauernwasser, das aus den düsteren Gräben sprudelt oder im Spiegel der Bergseen gefangen ist; üppiges pflanzliches Wachsen und Blüten umkleidet das Gebirge, dem neben seltenen Bergblumen auch der schönste Baum der Berge, die Zirbe, eigen ist. Bis hoch hinauf zu den Gipfeln ist auch noch manches Wild zu sehen. Einige Höhenwege – echte Tauernhöhenwege, nicht mehr leicht zu nennen, durchziehen die Kreuzeckgruppe; die Gipfel zeigen beträchtliche Höhe, viele von ihnen sind zwischen 2500 und 2800 Meter hoch. Vergletscherung und Dreitausender fehlen, und darin ist wohl der Hauptgrund für das Vergessensein dieses stimmungsvollen Hochgebirges zu suchen. Glaube keiner, daß der Mangel an Gletschern die Berge des Kreuzecks harmlos macht! In normalen Sommern ist Schnee und Firn in Hülle und Fülle dort zu finden; Gipfeltouren und Höhenwege können durch Schneebelag bedeutend erschwert werden.

Wollte man die Kreuzeckgruppe charakterisieren, man müßte sie „geschlossen“ nennen. Sie ist ein Bergland von großer Einheitlichkeit. Sie ist von zwei Flüssen fast umklammert: von Möll und Drau. Nur im Westen, am 1204 m hohen Iselsberg, bildet ein Paß die Grenze zur benachbarten Schobergruppe. Eine weitere Eigenschaft im Kreuzeck ist die „relative Weichheit der Wege“, wie Min.-Rat i. R. Dr. Franz Groß in seinem interessanten Manuskript „Streifzüge durch die Ostalpen“ bemerkt hat. Dr. Groß, heuer 97jährig, ist schon vor einem Menschenalter durch diese Berge gezogen; die Berge und Wege sind aber seither nicht „härter“, im Gegenteil, eher noch verbessert und besser aufgeschlossen worden. Dr. Groß erwähnt, daß es am Salzkofel und Polinik wenige Geröllhalden zu überschreiten gibt. Das kann ich aus eigener Beobachtung bestätigen. Das soll nun aber nicht heißen, daß diese Berge arm an „Rollschotter“ sind. Aber bleiben wir dabei, daß das Geröll bei Touren in der Kreuzeckgruppe wenig hinderlich ist.

Bei einem Vergleich mit anderen Teilen der

*Annaschutzhaus am Ederplan, 1991 m (Kreuzeckgruppe Ost-  
wall) – Blick zur Hochschobergruppe. R. Grisch*





Tauern müßte man die Kreuzeckgruppe ganz in die Nähe der fast gleich gearteten Schladminger Tauern stellen. Wer dieses Gebirge kennt, weiß, daß das ein hohes Lob für das Kreuzeck ist. Auch Ähnlichkeiten mit den Radstädter Tauern ergeben sich – nicht nur der Gipfelhöhe nach. Nur in einem unterscheiden sich diese Gruppen im Norden der Tauern von der Kreuzeckgruppe. Sie ist nicht nur der südlichste Teil des gewaltigen Tauernzuges, sie hat auch – wie die benachbarte Schobergruppe – einen südlich zu nennenden Charakter: besonders, wenn man die hohen, hellgrauen Grate an einem schönen Sommertag vom Drautal aus sieht. Hochgebaute Kapellen und Bergkirchen, weiß-leuchtend weit übers Land, verstärken diesen Eindruck. Und der Markt Greifenburg, eine der „Hauptstädte“ an den Kreuzeckbergen, ein Urlaubsort und Umschlagplatz auch für den nahen Weißensee, zeigt in Anlage, Aufbau und mit buntem sommerlichem Treiben fast das Gesicht einer kleinen Südtiroler Stadt.

#### EIN GEBIRGE, ÄLTER ALS DIE ALPEN

Der berühmte Bergmaler E. T. Compton verglich die Kreuzeckgruppe mit dem schottischen Bergland. Er hat auch Bilder von ihr gemalt, u. a. eines mit der Hugo-Gerbers-Hütte. Geologen nennen sie ein Gebirge, älter als die Alpen. Ihre Strukturen verlaufen, anders als die normale westöstliche Streichrichtung der Alpen, von Südosten nach Nordwesten. Ähnliche Erscheinungen zeigen sich noch in einigen Kärntner Gebirgen, in den Niederen Tauern, im Wechsel, und auch der Böhmerwald ist ein solches uraltes Gebirge.

Die Kreuzeckgruppe besteht zum größten Teil aus Schiefergesteinen (Granatglimmerschiefer, Schiefergneise). Gelegentlich treten Hornblende-gesteine auf, auch Granit (am Polinik), Tonalit (der mit den Rieserfernern zusammenhängen soll) am Grakofel, auch etwas Porphyry. Im Kreuzeck finden wir noch manchen alten Bergbaustollen. Die goldhaltigen Quarzgänge auf der Assalm in der Gnoppnitz und im Plattachkar wurden früher ausgebeutet. Auch am Rabantberg, am Schroneck (in 2000 m Höhe) und unter dem Grakofel (= Graukofel) noch in 2300 m Höhe gab es Bergbau. Die nahe Goldgrubenscharte weist darauf hin. Ein Streifen Triaskalk, mit jenem der nahen Lienzer Dolo-

miten verwandt, führt Blei- und Zinkerze, es wurden aber auch Versuche gemacht, in den Kreuzeckbergen Quecksilber auszubeuten. Heute hat das „weiße Gold“ der Elektrizität das trügerische Tauerngold abgelöst.

#### EIN BISSCHEN KREUZECK-GEOGRAPHIE

Die Kreuzeckgruppe gehört fast zur Gänze zu Kärnten. Vom „Tiroler Tor“ im Drautal (das auf der „Gegenseite“ Kärntner Tor heißt) verläuft über den Ziethenkamm die Grenze nach Osttirol. Der Draudurchbruch bei Oberdrauburg, in die Steilhänge der Kreuzeckgruppe und der Gailtaler Alpen gegraben, zeigt wirklich die Form eines riesenhaften Tores. Höchster Kreuzeckgipfel ist der Polinik, 2784 m. Namensgeber für die Gruppe aber war das niedrigere Kreuzeck, 2702 m, das an einem beherrschenden Punkt fast genau in der Gebirgsmitte liegt. Der abseits stehende Kamm des Polinik ist ein Gebirge für sich. Der nahe Striedenkamm trägt mit dem Striedenkopf, 2749 m, und dem Scheuchenkopf, 2715 m, den zweit- und dritthöchsten Gipfel der Gruppe. Von bedeutender Höhe ist noch das Hochkreuz, 2708 m, von dem sich der einsame Scharnik-Kamm (2655 Meter) löst. Der Tristenkamm (Hochtristen, 2536 m) und der Salzkofelkamm (Salzkofel, 2498 Meter) sowie der Ziethenkamm steigen zum Teil noch über 2500 m hoch an. Weniger bedeutungsvoll ist der südliche Nebenkamm des Stager, 2288 m.

Lang sind die Täler im Kreuzeck; davon wissen die Bergsteiger ein Lied zu singen! Die Gnoppnitz (über 15 km lang), das Teuchltal (wohl das interessanteste der Gruppe), das Nigglaital, das Rottensteiner Tal und das Draßnitztal sind fast gleich an Längenausdehnung. Kürzer – mehr Graben als Tal – sind die Nordtäler zum Mölltal: Zleinitz- und Lomnitzgraben, Wöllatal, Raggaschlucht. Die mit einer Steiganlage erschlossene Raggaklamm ist mit ihren tosenden Wassern eines der Schaustücke der Kreuzeckgruppe. Fast jedes Tal, jeder Graben hat „seinen“ Wasserfall; manche haben Namen – wie der Polinikfall, der Klausbachfall, der Rauchkopffall. Manche aber sind nicht benannt, auch gar nicht auf der Karte eingezeichnet.

Die größeren Wasser der Ostseite hat man im Speicher Roßwiese oberhalb Kolbnitz gefangen,

es gibt auch Leitungen im Gnoppnitz-, Rottensteiner und Nigglaital. Dieses Kreuzeck-Kraftwerk ist ein kleineres, weniger bekanntes Gegenstück zum großen Reißbeck-Kraftwerk.

Fast jedes Tal der Kreuzeckgruppe hat einen Güterweg, oft hoch über die Klammern hinaus an den Tallehnen oder auf alten Wegen des Bergbaues geschaffen. Mit ihrer Hilfe kann sich der motorisierte Bergsteiger jeweils ein Drittel bis die Hälfte der Anstiegszeiten ersparen, die sonst enorm zeitraubend sind: zur Feldnerhütte (Gnoppnitz) 6 Stunden, zur Salzkofelhütte und Hugo-Gerbers-Hütte je 5 Stunden!

Eine der liebenswertesten Einzelheiten der Kreuzeckgruppe sind ihre vielen kleinen Seen. Wollte man sie und dazu auch die kleineren „Lacken“ – die in heißen Sommern oft austrocknen – zählen, man käme wohl auf über hundert! Die größten Kreuzeckseen: Gippersee, Glanzsee, Striedensee. Der Glanzsee ist durch die nahe Feldnerhütte bekannt. Gipper- und Striedensee hingegen liegen in wahrhaft göttlicher Einsamkeit. Fast eine kleine Berühmtheit sind die „Vierzehn Seen“ im Kar „In der Kirschen“. Aber nördlich, jenseits des Hauptkammes, gibt es noch mehr davon – sechsundzwanzig auf engem Raum habe ich in der Nähe des Hochkreuzkammes gezählt! Das Zweiseetörl trennt Einsee und Zweisee, wobei der Zweisee wirklich aus zwei solchen Gewässern besteht.

Eine Berg- und Seenwanderung in der Kreuzeckgruppe ist für jeden Freund des Bergwassers eine reine Freude. Er braucht dort auch nicht zu dürsten: allenthalben sprudeln Quellen und Bäche, auch sie gibt es zu Hunderten in diesem uralten, aber lebendigen Tauerngebirge.

## EIN PAAR INTERESSANTE BERGNAMEN

Rudolf Gritsch aus Lengberg, einer der besten Kenner der Gruppe, führt den Namen „Kreuzeck“ auf die kreuzförmige Anordnung der Grate und die einander kreuzenden Kämme zurück. Ich habe beim Bergsteigen oft die Erfahrung gemacht, daß ein Bergname mit „Kreuz“ auf das Zeichen des Kreuzes zurückgeht, daß dort oben seit alten Zeiten schon ein Bergkreuz aufgestellt war. Manche Almhütten der Gruppe nennt man Kaser, wohl nach ihrer Verwendung. Größere Almen mit mehreren Hütten tragen den heime-

ligen Namen „Kammer“. Im Ort Lainach an der Möll, der an beiden Ufern gebaut ist, nennt man die Ortsteile: Lainach diesseits und Lainach jenseits. Man kann dort also unversehens ins Jenseits kommen, das auf dieser Welt und in Lainach liegt! Nahe Lainach besteht die kleine Siedlung Plappergassen. Wer da wohl geplappert hat? Im mittleren Mölltal wird übrigens ein etwas hart klingender Dialekt gesprochen: auffällig ist das vor ein „r“ gestellte „h“. Es heißt dort nicht Rangersdorf, sondern H-Rangersdorf, mit deutlich abgesetztem „h“. Die Wegkurven bei Rangersdorf sind bekannt als die H-Rangersdorfer H-Reiden. Auch der nahe Hruckenkopf ist sicherlich ein einfacher Ruckenkopf gewesen. Und die Pferde sind dort „die H-Roß“!

Das mir zuerst unerklärliche Moritzhorn wurde weitaus lichtvoller, als ich erfuhr, daß es im Volksmund Marinzhorn heißt. Vielleicht gibt es da auch eine Verbindung zum nahen Lorenzhorn! Wie ich denn auch glaube, daß das Kar „In der Kirschen“ und das Kirschentörl gar nichts mit den Früchten zu tun haben, sondern eher mit dem nahen Ort Irschen oder dem noch näheren Gursgenkar und dem Gürsgl, einem kleinen Gipfel. Man brauchte den Namen einer Senke: sowohl Kell als auch Luke bedeutet soviel wie Scharte. Den Namen des Hauptgipfels konnte ich nicht recht deuten. Vielleicht hängt er mit dem slawischen polje = Alm zusammen? Nicht weit davon, im Karnischen Kamm, gibt es noch einen Polinik (am Plöcken, 2331 m). Doch was soll der Kreuzeck-Polinik, diese riesenhafte Pyramide aus gewaltigen Graten und unwirtlichen Flanken, mit Almen zu tun haben? Zu dem kärntnerischen „Törl“ kommt im Kreuzeck auch schon das tirolerische „Lenke“. Das Glenktörl am Kreuzeck ist ein ebensolcher „Zwilling“ wie das Källukerl = Lenke und Törl in einem! Gegenüber der Lenkenspitze gibt es den Flurnamen Lungau.

Die merkwürdigsten Kreuzeck-Namen: Taxkofel, Rotwiland, Drieschaufeleck, Bratleiten, Dechant, Dechantleiten und Grafische Tristen,

wobei ich sogar einmal „Graphische“ geschrieben fand. Die Hochtristen (früher Driste genannt), wurde nach ihrer Gestalt (Tristen = Heuschober) getauft. Warum der Nachbarberg aber graphisch sein soll – das müßte ein besserer Namenskundler als ich einmal klären!

## RUND UM DIE KREUZECKGRUPPE...

... ist geschichtlich interessanter Boden: bei Mühlendorf wurden Ausgrabungen aus römischer Zeit gemacht (auch St. Peter im Holz = Teurnia und Aguntum sind nicht weit!). In Sachsenburg, an einer besonders engen Stelle des Draudurchbruchs, war ein wichtiger strategischer Punkt, leicht zu verteidigen, mußten doch nur wenige 100 Meter von Hang zu Hang überwacht werden. Sachsenburg spielte auch in den Franzosenkriegen eine Rolle, Befestigungen sind noch heute zu sehen. Auch Oberdrauburg am Tiroler Tor erschien Napoleon sehr wichtig. Rund um die Kreuzeckgruppe reiht sich von Winklern, dem „Tor“ zum Glockner und zum Iselsberg, über kleinere, hübsche Bergdörfer des Mölltales nach Obervellach, einem ebenso wichtigen Knotenpunkt, und weiter über alle die netten Urlaubsorte des unteren Möll- und des Drautaales bis wieder zum Iselsberg eine schöne Kirche an die andere. Ich kann sie hier nicht alle nennen. Erwähnen möchte ich Stall als besonders alten Ort (schon 957 genannt); die Obervellacher Kirche mit einem berühmten Altar von Jan Scorel; den merkwürdigen Danielsberg, der schon zu Römerzeiten eine Kultstätte des Herkules trug, das heutige Kirchlein ist noch romanisch; die Kirchen von Obergottesfeld, Lengholz und Gerlamoo (mit schönen Fresken) sind auch romanisch; Berg im Drautal hat eine bedeutende Kirche, Stein ein mittelalterliches Schloß auf steilem Felsen; besonders sehenswert sind die Kirchen von Irschen und Zwickenberg, 1000 m hoch gelegen.

Alle Orte des Möll- und Drautaales sind Ausgangspunkte für die Kreuzeckgruppe, markierte Wege und Steige gehen von ihnen aus in unser Gebirge. Man ist auf Urlauber eingestellt.

Auch Schlösser und Burgruinen sind Anziehungspunkte rundum: das mächtige Groppenstein im Mölltal stammt zum Teil noch aus romanischer Zeit, Schloß Niederfalkenstein bietet von der Tauernbahn aus einen verblüffenden Anblick. Ein Erlebnis für sich ist auch heute

noch eine Fahrt mit der Tauernbahn, wo auf der Teilstrecke Spittal–Mallnitz 640 m Höhenunterschied überwunden wird. Mehrere Tunnel und großartige Viadukte sorgen für Spannung und immer wieder wechselnde Ausblicke. Vor allem sieht man gut in die schweigenden Kare und Gräben um Polinik und Salzkofel. Der Polinik wirkt unendlich hoch und ist es auch: 2100 Höhenmeter trennen seinen Gipfel von der Talsohle bei Obervellach.

Ganz in den Bereich der Kreuzeckgruppe gehört der große Maler Franz Defregger, geboren 1835 am Ederhof in Stronach am Iselsberg. Sein berühmtestes Bild ist „Das letzte Aufgebot“, eine Szene aus den Franzosenkriegen. Gewiß haben ihm die Bergbauern seiner Heimat Modelle zu seinen Gemälden abgegeben. Auch Albin Egger-Lienz wird sicherlich aus den weiten Flächen der Lienzer Umgebungsberge, zu denen das Kreuzeck zu zählen ist, Anregungen erschaut haben zu seinen Monumentalgemälden. Die Nachfahren von Egger-Lienz sind heute noch am Iselsberg ansässig. Und Defreggers Name ist für immer mit dem Anna-Schutzhaus am Ederplan verbunden, das nach seiner Frau benannt ist und Sommeraufenthalt der Familie war. Der ÖTK Wien hat dort oben das Erbe Defreggers angetreten. Das fast 2000 m hoch gelegene Haus, ein stimmungsvoller alter Holzbau, steht an einem der schönsten Plätze der Tauern und ist ein wichtiger Stützpunkt für die Kreuzeckgruppe.

## VON HÜTTEN UND HÖHENWEGEN

Die Schutzhütten und Unterkünfte im Kreuzeck sind noch relativ einsam. Am meisten besucht sind jene, die in den Randbergen stehen: das Anna-Schutzhaus am Ederplan, 1991 m, sommers und winters bewirtschaftet, vom Iselsberg unschwierig in 2 1/2 Stunden erreichbar (Straße von Dölsach bis 1500 m). Auch die liebe kleine Polinikhütte der AVS Mölltal, 1873 m, bekommt Tagesbesuch aus den Urlaubsorten, zumal man mit Pkw bis auf 1 1/2 Gehstunden heranfahren kann. Abends sind die Polinik-Aspiranten dort dann unter sich. Die Salzkofelhütte, 1987 m (AVS „Steinleke“), und die Feldnerhütte, 2140 m, derselben Sektion, sind die wichtigsten Stützpunkte der Gruppe. Die Feldnerhütte wurde ausgebaut und hatte im Sommer 1974 öfters „Rekordbesuch“. Seit einigen Jahren

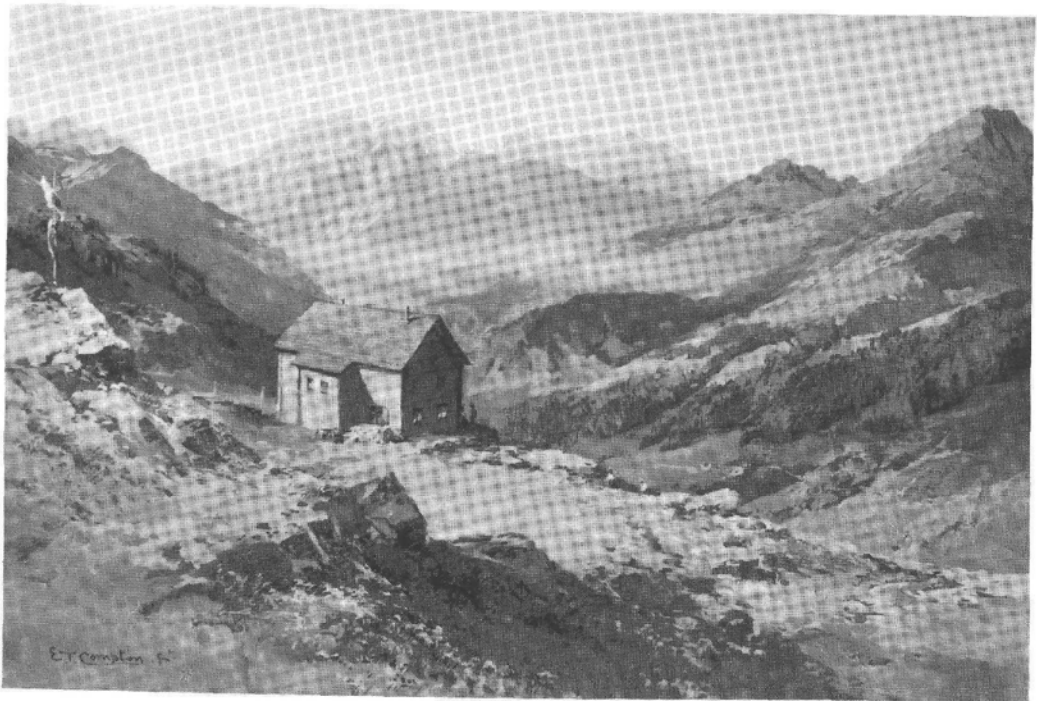
erleichtern Güterwege in der Gnoppnitz und im Nigglaital Zufahrt und Zugang.

Von der unbewirtschafteten Hugo-Gerbers-Hütte, mit 2355 m Seehöhe die höchste Unterkunft im Gebiet, wird in einem eigenen Kapitel die Rede sein. Die bedeutendste Privatunterkunft der Gruppe ist die ganzjährig bewirtschaftete Sattleggerhütte, 1755 m, auf der Emberger Alm, mit 40 Betten das größte Haus dort, nebst zwei weiteren Gasthäusern. Das nahe Hochtristenhaus ist derzeit bewirtschaftet. Auch das bewirtschaftete Gaugenschutzhaus hat schon eine Zufahrtsstraße. Oberhalb Irschen liegt in 1600 m Höhe der Gasthof „Bergheimat“, im Draßnitztal ist die Hubertushütte, 1650 m, sommers geöffnet. Im Teuchltal befindet sich der Gasthof „Alpenheim“, 1165 m. Mit Ausnahme der Polinikhütte gibt es an der Nordseite keine Schutzhütte. Auf Almen (z. B. Ragga-Alm) sind gelegentlich Heulager zu bekommen. In den Talorten gibt es Gasthäuser und Privatquartiere. Die Kreuzeckgruppe wird von einer gut markierten Steiganlage durchzogen, auf der eine Durchquerung des Gebirges möglich ist und auch öfters unternommen wird. Es ist günstiger,

die Gruppe in Ost-West-Richtung zu überschreiten, also bei Möllbrücke beginnend über die Salzkofel-, Feldner-, Gerbers-Hütte zum Anna-Schutzhaus und Iselsberg. Man sollte nämlich für das anstrengendste Stück zwischen Feldner- und Gerbers-Hütte sowohl eingegangen als auch ausgeruht sein; beides ist nicht so gegeben, wenn man von West nach Ost überquert. Die Steiganlage ist in der Art des Tauern-Höhenweges angelegt, wobei das Wort „Weg“ irreführend ist: Trittsicherheit und Schwindelfreiheit sind auf den oft ganz schmalen und ausgesetzten Pfaden nötig. Besonders im Südabfall zwischen Kreuzelscharte und Hochkreuz ist Vorsicht am Platze; dort müßten einige Stellen versichert werden, was ich den für die Kreuzecksteige Verantwortlichen ans Herz legen möchte. Bei Schneelage muß vor diesem Stück (Glenktörl-Kreuzelscharte) gewarnt werden. Die Mitnahme eines Pickels ist in schneereichen Sommern für die Teilstrecke Feldnerhütte-Gerbershütte zu empfehlen, auch eine Reepschnur zum Anseilen schwächerer Gefährten.

Eine andere Eigenheit der Kreuzeckgruppe sind ihre hohen Kämme und Grate, die man öfters

*Hugo-Gerbers-Hütte*



betreten muß. Beim Hochkreuz geht es manchmal ganz am Grat dahin. Wetterstürze wirken sich dort besonders schlimm aus, die Blitzgefahr ist groß.

Bei einer Durchquerung der Kreuzeckgruppe ist an vielen Stellen, sowohl nach Süden als auch Norden, ein Ausweichen vom Höhenpfad zu Almen oder ins Tal hinab möglich (markierte Wege). Nur vom Kirschentörl bis zur Kreuzelscharte gibts kein solches „AusknEIFen“ mehr. Ein „besonderes Kapirel“ ist der Steig Feldnerhütte–Kreuzeck–Polinik–Polinikhütte. Er sollte nur von erfahrenen und leistungsfähigen Bergsteigern bei günstigem Wetter begangen werden. Die Markierung ist teilweise unterbrochen, unzählige Rinnen sind zu queren, hohe Gipfel zu überschreiten. Zehn Stunden Gehzeit sind nicht zuviel gerechnet für diese selten gemachte Tour.

## WIE ZU ZSIGMONDYS ZEITEN

Sage keiner, daß es heutzutage keine Idealisten mehr gibt! Der englische Bergsteiger P. A. Tallantire ist einer. Er hat eine besondere Liebe zu den Ostalpen (und da wieder zu den Tauern) gefaßt. Er hat eine Reihe von Führern in englischer Sprache herausgebracht, die er „Felix Austria“ – hut to hut touring guides – nannte. Einer dieser Bände heißt „Niedere and Hohe Tauern“ und ist, wie alle aus dieser Reihe, auch deutschsprachigen Bergsteigern mit Englischkenntnissen zu empfehlen. Tallantire beschäftigt sich darin sogar mit Bergnamenkunde! Alle Ertragnisse dieser Führer kommen der Hugo-Gerbers-Hütte in der Kreuzeckgruppe zugute. Aber lassen wir diesen größten Freund der Kreuzeckberge selbst zu Worte kommen, wie er in den „Mitteilungen“ des ÖAV 1973 über „seine“ Hütte schrieb: „... die elendigen, fast schauerlichen Verhältnisse in der verfallenden Hütte von ehemals gehören glücklicherweise der Vergangenheit an. Es ist kaum zu fassen, wenn ich in meinen Tagebüchern zurückblättere; aber es sind schon über zehn Jahre vergangen, seitdem ich meine liebe Kreuzeckgruppe kennengelernt habe; über acht Jahre, seitdem ich in einem ersten Brief anbot, die Gerbers-Hütte instandzusetzen, und fünf Jahre, seitdem ich die Pläne durchsetzen konnte... Damals war auch mir die ersten drei Nächte das dumpfige Chaos dort oben zu viel, und ich mußte wieder ins Tal schlafengehen.

Doch allmählich wurde es besser. 1968 waren schon zwei Räume gesäubert, ein Matratzenlager für fünf Personen erstellt (zugestehen muß ich, dabei die alte Tragbahre geopfert zu haben); außerdem waren vom alten Kleininventar nur zwei Teller, zwei Schöpfer, eine Petroleumlampe und zwei benutzte Nachttöpfe übrig; unzählige Fensterscheiben mußten vom Tal geholt, ein Ofen aufgestellt und etwas Holz unten im Wald gesammelt werden. Die Hütte hat aber bestimmt ihren eigenen Schutzengel, so viele Glücksstrahlen habe ich erlebt, z. B. die Bruchstücke der geflochtenen Stahlseile von den KEI.AG-Leuten für die Verankerung! Und so ist es mir oftmals mit der Hütte ergangen und dazu viel Hilfsbereitschaft von Bergwanderern, Urlaubsbummlern und aus hiesigen Drau- und Mölltaler Dörfern, ja sogar von Osttirolern jenseits des Kärntner Tores: Allen, die geholfen haben, möchte ich hiermit aufrichtigen und herzlichsten Dank sagen.

Nun steht sie da, als Selbstversorgerhütte für 15–20 Personen ausgebaut, im Notfall bis zu 30; Kochgelegenheit besteht mit Propangas, etwas Holzvorrat ist vorhanden (mehr steht an der Waldgrenze am Aufstiegsweg von Oberdrauburg-Zwickenberg), Geschirr usw. ist da, und in der Saison,– soweit es reicht und soweit ich selbst es in meinem Urlaub nachschaffen kann, ist sie einfach verproviantiert: Säfte, Teebeutel, Suppenpakete; in den Matratzenlagern sind jetzt ca. 30 Decken. Nur wird um verständnisvolle Behandlung all dessen gebeten. Es kostet Zeit und Mühe, alles vom Tal hochzutragen. Die allgemeine Ehrlichkeit und Güte der Besucher ist erfreulich und in unserem Zeitalter auch erwähnenswert (Bezahlung erfolgt mittels Posterscheines bei Rückkehr ins Tal).

Luxuriös ist sie nicht, die Gerbers-Hütte, aber der Höhenweg zwischen den beiden bewirtschafteten Hütten (Annahaus und Feldner) ist nicht mehr unterbrochen. Unsere Gegend ist für Bergwanderer aller Altersgruppen sowie für Familienurlaube gut geeignet. Einige Familien sind schon bis zu einer Woche oben geblieben – und im nächsten Jahr wiedergekommen. Eine vielgestaltige Tierwelt gibt es dort, auch reichlich Blumen. Murmeltiere wohnen im kleinen alten Hüttenkeller, ziehen aber bei meiner Ankunft anfangs Juli mit vielen Pfiffen wieder ins Freie. Schneemäuse können an der Sonnenbank



gefüttert werden. Weil noch viele Schafe auf dem Kreuzeck-Hauptkamm weiden, ziehen die Gemen meistens schon frühzeitig in die mehr entlegenen Ausläufer gegen das Mölltal hin. Zum Schluß darf ich eines von den vielen kleinen Geschehnissen erzählen, die für mich die ganze Mühe immer wieder wettgemacht haben: Am Aufstiegsweg kam mir einmal ein Bergsteiger-Ehepaar entgegen; gekannt haben sie mich nicht. So habe ich gefragt, ob ihnen die Hütte gefallen hat. „Gerade so, wie aus der Zeit Zsigmondys, war die Antwort. Das hat mir einen richtigen Auftrieb gegeben, weil ich glaube, daß es auch heute noch einen gewissen Bedarf an solchen Alpenvereinsstätten gibt, ganz besonders in den weniger begangenen Gebieten.“

Die Hugo-Gerbers-Hütte der AV-S. Österreichischer Gebirgsverein ist von Oberdrauburg über Zwickenberg oder über Irschen (Bahnhaltstelle) in fünf Gehstunden erreichbar. Mit Pkw-Benützung sind zwei Stunden erspart.

*Wir wollen zu Land ausfahren  
über die Gipfel weit  
aufwärts zu den klaren  
Gipfeln der Einsamkeit.  
(Lied aus der Wandervogelzeit)*

## GIPFEL DER EINSAMKEIT

Durchquerungen von Berggruppen haben ihren eigenen Reiz. Man lernt dabei ein Berggebiet übersichtlich kennen. Aber dabei werden viele lohnende Gipfel übersehen. Man kennt das von anderen, der Kreuzeckgruppe ähnlichen Gebieten: den Schladminger und Radstädter Tauern usw. Es sieht aus, als bestehe dort geradezu ein Zwang, die Berggruppe auf Höhenwegen zu durchheilen, aber die Gipfel unbesucht zu lassen. Wohl nimmt man sich vor, wiederzukehren und dann die Berge zu ersteigen. Aber ob es soweit kommt? Um die Gipfel im Kreuzeck wäre es jedenfalls schade. Gerne ersteigen werden: Hochziethen, Salzkofel (diese beiden dürften die meistbesuchten Berge der Gegend sein) und das Kreuzeck als Hauptgipfel. Das Hochkreuz wird bei der Überquerung überschritten, und der Polinik hat seine „Stammkunden“, ist aber nicht mehr ganz leicht. Die Hochtristen „profitiert“ von der Nähe zweier Unterkünfte – aber überlaufen ist keiner dieser Berge. Und alle anderen

sind kaum bekannt, werden höchstens von Einheimischen besucht: der Kesselkogel, 2535 m, der erste „wildere“ Berg, wenn man vom Hochziethen herkommt; Moritzhorn, 2545 m, Wildhorn und Lorenzhorn, durch Grattürme verbunden; die nördlich und südlich vom Hochkreuz abstreichenden Kämme mit noch relativ sehr hohen Gipfeln, wie dem düsteren Scharnik, 2655 m, und dem Großen Griedlkopf, 2659 m; im Striedenkamm die fast unbesuchten hohen Gipfel Strieden, 2682 m, mit Striedenkopf, 2749 m, und Scheuchenkopf, 2715 m; das Rothorn, 2602 m, mit plattigem Westgrat; der grüne Stawipfl, 2514 m, mit seiner schwarzen Felsenkrone; und eine ganze Reihe weiterer Zweieinhalbtausender und nur wenig niedrigerer, prächtiger Berge – Gipfel der Einsamkeit.

Von Klettereien im Kreuzeck hört man kaum etwas, obwohl viele Grate schneidig und auch Wände vorhanden sind, die sich nicht brüchiger zeigen als anderswo. Man könnte dort Neu- und Wiederentdeckungen machen, Berggrate mit mehreren Erhebungen überklettern, vielleicht gäbe es sogar Neutouren. Ich würde das Kreuzeck Tauernklettern empfohlen, die keine alltäglichen Berge suchen. Ein Zeltlager etwa in einem der scenreichen Kare – man müßte es wegen der langen Anmarsche fast auf Expeditionsbasis aufziehen! – könnte ein einmaliges Erlebnis für eine Jugendgruppe sein.

Der Kletterberg im Kreuzeck ist der Grakofel, 2551 m, von der Salzkofelhütte erreichbar. Die Nordwand wurde 1932 von den bekannten Wiener Neutouren-Spezialisten Franz Steirl und Henny Baumgartl durchstiegen, der Nordostgrat erst 1936 von Dr. Franz Fritsch und Hans Strombacher. Dr. Fritsch schildert diese Erstbegehung sehr eindrucksvoll in der Österreichischen Touristenzeitung 1938. Der Nordostgrat ist jener lange Grat, der aus dem begrünnten Schuttkar der Grâ emporzieht und den Kamm Grakofel-Kl. Kreuzeck-Geierspitze ungefähr 80 m nordwestlich des Gipfels erreicht. Er beginnt mit einem breiten, pfeilerförmigen Abbruch, der mittlere Teil besteht aus einem Trümmerkamm, das letzte Drittel zeigt wieder steil aufschwingende Gratbildung. Die Tour wurde als schwierig beschrieben, Haken waren nötig. Der Anstieg führt meist durch Risse, Kamme und hat als Schlüsselstelle einen abdrängenden Überhang.

Rudl Klose, Wien, ein noch viel größerer Sucher und Finder von Neutouren, die allesamt inter-



essant sind, berichtet von der Gamskar Spitze, 2580 m, in der „Hohen Leiten“ südöstlich des Polinik. Er hat diesen kecken Zacken, der jedem Bergsteiger auffallen muß, erstmalig über den Ostgrat erstiegen und nennt diese Bergfahrt in Verbindung mit dem Polinik überaus lohnend. Die Schwierigkeit übersteigt nirgends den „Zweier“, doch ist Trittsicherheit und gutes Weggefühl auf einem ehemaligen Gamssteig nötig. Auch an den Mörningköpfen, steilen Felsgruppen im Nordostgrat des Polinik, gibt es Klettereien.

## DIE KREUZECKGRUPPE ALS SCHIGEBIET

Nach Radio-Radiis, Schifahrten in den Ostalpen, Band III, galt die Kreuzeckgruppe vor Jahrzehnten als für Schifahrten vorzüglich geeignet. Da werden der Salzkofel als nicht schwierig, das Kreuzeck als sehr lohnend, der Polinik über Teuchl/Blößenalm als nicht leicht, aber lohnend, der Scharnik als leicht, Ederplan und Hochziehen als nicht schwierig empfohlen. Dazu kann man nur sagen: es war einmal! Die Scharniktour ist da mit Anstieg und Abfahrt mit elf Stunden bemessen, alle anderen Touren nur für den Aufstieg mit fünf bis sechs Stunden. Wer unterzieht sich heute noch solcher Mühen? Schade: denn um Feldner- und Salzkofelhütte wäre ein herrliches alpines Schitourengebiet wiederzuentdecken, am besten im späten Frühjahr, wenn die Grundlawinen schon abgegangen sind. Die Ausläufer des Salzkofels begrenzen weite Kare, bei der Feldnerhütte böten außer dem Kreuzeck selbst noch Kaltseetörl, Dechant und das herrliche Plattach mit einigen Gipfeln dem ausgepichteten Tourenfahrer lohnende Ziele. Noch mehr hätte natürlich der Schibergersteiger mit kombinierten Touren zu tun. Doch sind die genannten Hütten nicht auf Winterbetrieb eingerichtet. Und wer steigt heutzutage so weit vom Tale auf, nur um Schiberge zu heimsen, die ihm allein gehören?

Das Vorland der Gruppe ist besser erschlossen. Ederplan und Ziothenkamm erhalten öfters Besuch von Schifahrern, desgleichen der 2195 m hohe Gaugen über Greifenburg mit eigener Schihütte. Und auf der Emberger Alm laufen sogar mehrere Schilifte. Da beide Hütten Pkw-Zufahrt haben, ist der Aufstieg nicht so zeitraubend wie sonst in unserem Gebirge. Dort

oben Schi zu fahren, hoch über dem Drautal, angesichts der hellen Kalkwände der Julier und des Karnischen Kammes, im Hintergrund die ersten Berge des Kreuzecks, ist ein Erlebnis eigener Art.

## UNTERWEGS IM KREUZECK Möllbrücke-Salzkofelhütte-Salzkofel- Stawipfl-Feldnerhütte-Gnoppnitz- Greifenburg

Jene letzte Augustwoche war heiß. Fast zu heiß zum Wandern! Mit viel Geseufze und Gestöhne wechselten wir daher zur Mittagsstunde im Wald oberhalb des Bahnhofes Möllbrücke-Sachsenburg die Gewänder – das heißt, wir zogen noch weniger an, als wir während der Zugsfahrt getragen hatten; und das war schon reichlich wenig gewesen. Die leichten Sandalen und dünnen Sommerröcke verschwanden in den unergründlichen Tiefen der Riesenrucksäcke. Nur widerstrebend schnürten wir die „heißen“ Bergschuhe zu und begannen den steilen Pfad hinaanzuklimmen; das erste Steilstück erschien uns fast wie Klettergelände. Später versüßte Waldschatten den Anstieg. Dann überquerten wir eine Wiesenblöße bei einem Gehöft und wurden zuerst von wütenden Hunden, dann von Bremsen attackiert. Der nächste steile Aufschwung des Weges führte einen waldigen Kogel hinan. Dort oben gab es wenigstens einen vollbesetzten Himbeerschlag – wieder über steiles Gelände. Aber wir ahnten schon die ersten Almen, erkannten die erreichte Höhe durch Vergleiche mit den gegenüberliegenden Reißeckbergen. Bei einer Almhütte plauderten wir mit einem alten Senner und bekamen Milch. Es kam die unvermeidliche Begegnung mit Stieren, und wir rasteten uns von Alm zu Alm weiter. Endlich – die freie Kammhöhe, der Knoten (1963 m). Weit draußen leuchtete schon das helle Dach der Salzkofelhütte, aber dazwischen waren noch viele Geländewellen und Schluchten zu queren, durch die der Pfad glücklicherweise fast eben führt. Erst gegen Abend, nach fast sechstündiger Wanderung, erreichten wir die Hütte.

Ich habe schon mancherlei auf Schutzhütten erlebt und gerne davon berichtet; doch noch nie war ich auf einer Hütte eingesperrt worden! Dieses unvergeßliche Erlebnis war mir auf der Salzkofelhütte beschieden. Der Hüttenwirt nebst Anhang war zeitlich früh zur tiefer gelegenen

Materialseilbahn gegangen. Die noch genüßlich schlummernde Hüttenbesetzung wurde kurzerhand eingesperrt. Anscheinend waren die Leute noch kein Pächterleben gewohnt. Nun mußte eine Gruppe von Bergsteigern aber schon dringend ins Tal, und wir wollten auf den Salzkofel. Nach einem anfänglichen kleinen Schock schafften es alle leicht, aus einem Hüttenfenster zu steigen und mit einem Quergang an der Wand auf den Boden zu kommen. Die deutsche Bergsteigergruppe rechnete schnell aus, was sie zu zahlen gehabt hätte, wir assistierten, da wir gesehen hatten, was sie abends verzehrt hatte, legte noch ein stattliches Trinkgeld dazu, bat uns um Weitergabe und wanderte ab. Das Ganze wäre ein rechter Spaß gewesen, hätte die Wirtin nicht, als wir ihr den schönen Batzen Geld in die Hand drückten, plötzlich „durchgedreht“ und behauptet, sie hätte zuwenig bekommen, sie werde uns anzeigen, weil wir aus der Hütte „ausgebrochen“ waren, und dergleichen Unsinn mehr. Erst als wir mit einer Gegenanzeige wegen Freiheitsberaubung drohten, bekamen wir Ruhe. Doch konnte uns dieses ungute Erlebnis die nette Salzkofeltour nicht vergällen. (Die damaligen Hüttenpächter sind jetzt nicht mehr auf der Hütte.)

Der Salzkofel, fast 2500 m hoch, ist dank seiner isolierten Lage ein schöner Aussichtsbalkon. Durch eine gute Steiganlage erschlossen, ist er jedem Bergwanderer als „sehr lohnend und leicht“ zu empfehlen. Er hat alle Attribute eines echten Tauernberges: Vorköpfe und Aufschwünge, hinter denen es „noch und nöcher“ in die Höhe geht, indes man doch glaubte, schon am Gipfel zu sein; flechtenraue Felsstreifen, grobes Blockwerk, kleine Seen dazwischengestreut. Viel Grünes, viel Wasser, viele Beeren auf haushohen bewachsenen Blöcken und kraftvolle „Kampfbäume“. Eine Gefährtin stieg sogar zweimal auf den Salzkofel, so gut hat er ihr gefallen. Wir anderen saßen lieber in den Heidelbeeren. Wir hatten genug zu tun, die reifen unter ihnen herauszufinden.

Am nächsten Morgen schleppten wir uns und unsere Lasten wieder weiter, in die Grä, das Kar am Fuße des Großen Grakofels. Wir schleppten uns, denn es war schon am frühen Morgen brutheiß. Der Kletterberg der Kreuzeckgruppe hat wüste Schluchten und Rippen und einen interessanten Gipfelgrat. Schade – wir müssen weiter. Wir schnaufen in die Goldgrubenscharte hinauf, steil, steiler, am steilsten – und mit einem

Schritt ist das zweite Gesicht der Tauern da: der noch steilere Nordabsturz, gefrorenes Wasser, bereiftes Gras und junger Schnee, scharfer Wind und bittere Kälte. Ein ca. 100 m langes Drahtseil versichert dort eine ausgesetzte Stelle. Wir ziehen alles Warme an, was wir mit uns tragen, und frieren noch immer, obwohl wir nur auf 2400 m Seehöhe sind. Die geplante Ersteigung des nahen Kleinen Kreuzecks, 2550 m, muß „wegen Kälte“ ausfallen. Dafür laufen wir rasch in wärmere Almenzonen hinab, wo die Lebensgeister wieder erwachen. Im nächsten Kar, unter dem Nappbacher Törl, treffen wir einen Hirten, der eine Brille trägt. Er wird von uns sofort „der intellektuelle Schafebewacher“ genannt. Daß er wohl Schafebewacher, aber nicht intellektuell war, ersahen wir an der Beschreibung, die er von sich gab, als ihn jemand von uns unvorsichtigerweise nach dem nahen Stawipfl fragte. „Da is nix als wira groaße Wiesn obn, da brauchens nur hinaufspazieren!“ hat er gesagt. Ich bezweifelte das gleich, denn mir war schon die dunkle Zackenkrone des Berges aufgefallen. Solche Tauerntürme kenne ich; sie können einem, wenn man sie nicht umgehen oder sich nicht länger mit ihnen beschäftigen kann, so manche Tour verleiden oder gar unmöglich machen.

Doch vorerst ging es noch in vielen Kehren einen Riegel hinauf. An einigen Stellen war der „Heinrich-Hecht-Weg“ (1974 wieder in Ordnung) durch Muren abgerissen und nur mehr „imaginär“. Aber mit diesem Tauerngelände bin ich recht vertraut, und wir fanden immer wieder weiter. Dann kamen wir in eine breite Scharte, die „Annaruhe“, die Rucksäcke polterten zu Boden, und da war auch der Stawipfl: ein Bergschopf aus schwarzem Gefels, mit zerklüfteten Türmen, die Senke nur wenig überragend. Der Stawipfl, der auf hochdeutsch „Steinwipfel“ heißt, ist 2514 m hoch. Ich kenne einige Berge, die den Familiennamen „Wipfel“ tragen. Soviel ich weiß, kommen sie nur über dem Drautal und dem Gailtal in Kärnten vor. Der Hochwipfel in den Karnischen Alpen war einer der ersten Berge, die ich selbständig bestiegen habe. Es ist eine hübsche Vorstellung, sich eine Bergspitze sozusagen als einen Wipfel, das oberste Stück eines Baumes, zu denken.

Der Stawipfl war nach einem halben Jahrzehnt bergsteigerischer Entbehnungen der erste höhere Berg, den ich ersteigen wollte. Ohne zu denken, lief ich blindlings den Kamm entlang, auf diesen

Gipfel zu. Der Kamm verschmälert sich, wird zum Grat – ich rannte einfach weiter, über Steine, Blöcke, Felsen, Türme, rutschte in eine Scharte hinab, durch einen kleinen Kamin – und hing plötzlich, am ganzen Körper zitternd und unsinnig aufgeregt, an einem jener kleinen Türme aus messerscharfem pechschwarzem Gestein, die den Zugang zum Gipfel verwehren. Irgendetwas hatte plötzlich meinen Lauf gehemmt, als sei mir etwas in den Weg getreten. Der Wind wehte mir wirres Haar ins Gesicht, ich hörte ungestüme Atemzüge. Ich sah Hände vor mir im scharfkantigen Fels. Ich spürte den Dunstkreis eines Menschen – und dann bemerkte ich erst, daß ich das selber war. Wie schon so oft am Berg, war ich „außer mir“ gewesen. Nun war ich mir selbst begegnet, hatte mich wiedergefunden – der Stawipfl war das Symbol auch für meine Wiederkehr in die Berge nach langer Abwesenheit. Der Weiterweg war trotz einer kleinen Kletterei keine Hexerei mehr. Ja, richtig, eine Wiese war auch oben am Gipfel. Also hatte unser „Intellektueller“ doch irgendwie recht gehabt. Nur das mit dem Hinaufspazieren . . .

Wir wanderten den schier endlosen aber nun etwas bequemeren Heinrich-Hecht-Weg weiter zur Feldnerhütte am Glanzsee; von der Annaruhe über die Bratleitenalm ins Seetal und zum Seebach, zuletzt noch etwas bergauf zur Hütte. Im ganzen waren wir – mit dem Stawipfl – wieder sechs Stunden unterwegs gewesen. Auf der Feldnerhütte erlebten wir eine sehr nette Kameradschaft zwischen einigen wenigen Gästen und der lieben alten Hüttenwirtin. Wir brauchten diese „Bindung“ auch, denn wir wurden eingeschneit. Zwei Tage lang heulte der Sturm um die Hütte, wirbelte durch alle Fugen herein, und der Proviant ging aus. Aber wir waren findig: als das Brot ausging, kochten wir einen guten steirischen Sterz aus vorhandenen Resten von Polentamehl, der alle Anwesenden begeisterte. Und ich bemühte mich mit Erfolg, aus Speckschwarten, Wurstzipfeln und -häuten, etlichen Zwiebschalen, Grieß und einem Restchen Butter eine gute Suppe zu zaubern.

Abends kam immer ein alter Halter von der nahen Alm zur Hütte, schmauchte ein Pfeiferl bei uns, erzählte ein bißchen und stapfte dann wieder in seinen Gummistiefeln davon. Er war 78 Jahre alt, und 40 Stück Vieh waren ihm anvertraut. Er betreute sie bei jedem Wetter, mußte ein Rind oft stundenlang suchen gehen, hinauf auf den Berg, in den Schrofen und Karen, in Eis

und in Schnee. Mit achtundsiebzig Jahren! Er berichtete, daß er beim Bau der Prager Hütte am Venediger mitgeholfen hatte. Er trug in elfmaligem Gehen – jedesmal acht Stunden – jeweils etwa 70 kg Holz vom Matreier Tauernhaus, 1500 m, zum Bauplatz auf 2700 m Seehöhe und bekam dafür – es war im Jahr 1908 – ganze 3 Gulden und 50 Kreuzer Lohn!

In einer Atempause des Sturmes gelingt uns gerade noch eine Ersteigung des Kreuzecks. Eine wunderschöne Steiganlage ist da hinaufgezogen. Es war ein stiller Gang durch den Nebel, abgeschieden von der Welt, geschützt und bewahrt. Das Gras auf dem Gipfel war mit Rahreif verziert und der Nebel gewährte uns, wie durch ein Fenster, einen ganz kurzen Ausblick auf unzählige kleine Seen. Im Abstieg brach das Unwetter vollends über uns herein mit Donner und Blitz, Schnee und Eisregen. Am anderen Morgen mußten wir zu Tale wandern, Trauer im Herzen, denn wir wären so gerne noch weitergezogen zur Gerbers-Hütte und zum Hochziethen. Hoch über uns erhob sich, strahlend im rosigen Weiß, das Hochkreuz. Es wäre ein schlechter Gang gewesen dort oben, bei dem Neuschnee – das war unser Trost. Und wenig später saßen wir auf einem riesigen Felsblock hoch über dem großen Wasserfall der Gnoppnitz, schmausten Himbeeren und waren wieder zufrieden mit der Welt und den Bergen. Was ist diese Gnoppnitz aber auch für ein wunderschönes Hochtal – der Wasserfall wie gebettet in blühende Felder von Alpenrosen und langmähiges Gras –, mir war, als hätte ich noch nie so schönes Wasser gesehen. Vielleicht, weil wir ihn ganz für uns und noch nie etwas von ihm gehört hatten? Weiter unten sprossen Herrenpilze gleich neben dem Güterweg, wir sammelten eifrig und überlegten uns, ob wir nicht die seltsamen „Geisterkasern“, leerstehende Almhäuser am Weg, beziehen sollten. Dann ließen wirs aber doch sein und quartierten uns bei einer netten Bäuerin in Gnoppnitz ein. Am nächsten Tag wanderten wir über Sonnenhänge ins belebte Greifenburg hinunter und drüben wieder hinauf, in einem Zuge zur Comptonhütte, und spätnachmittags gleich auch noch auf den Reißkofel. Da sah ich die tiefverschneite Kreuzeckgruppe in ihrer vollen Pracht vor mir und wußte, ich würde wiederkehren.

*„Der liebe, gute Polinik  
ist oben dünn und unten dick;  
doch wär er unten dünner,  
oben dicker,  
dann wär er nicht der Poliniker!  
(Spruch im Gipfelbuch am Polinik,  
mitgeteilt von Rudolf Gritsch)*

## AUF DEN GEWALTIGEN GRATEN DES POLINIK

Es gibt Bergsteiger, die weigern sich, im Juli in die Berge zu gehen. Die Hitze wäre zu groß, es gäbe zu viele Gewitter und so weiter. An jenem 5. Juli, als man in Obervellach 30 ° C im Schatten maß, hätte ich mich auch gerne geweigert, eine Bergtour zu machen! Aber ich muß die Bergfeste so feiern, wie sie fallen – wer geht einem denn schon mit auf den Polinik! So folge ich der Einladung Helmfried Knolls und seiner Mannen zu einer Wochenendtour. Ich fahre allein aus Graz an, die anderen kommen aus Wien und Salzburg, jeder zu einer anderen Zeit. Um vierzehn Uhr, in glühender Hitze, krieche ich am Bahnhof Obervellach aus dem Tauernexpress. Die Abfahrt mit der Seilbahn ins Tal, jedesmal ein kleiner Spaß, verfehlt auch diesmal ihre aufmunternde Wirkung nicht. Aber dann . . . am Talboden! Noch nie bin ich mir so klein vorgekommen: dort oben, hinter endlosen Wäldern, der Polinik, um 2100 Meter höher als mein Standpunkt! Bis zur Hütte allein schon zwölfhundert Höhenmeter zu überwinden. Neben mir das Schwimmbad von Obervellach, fröhliches Gespritz und Geplätscher – ich kämpfe einen harten Kampf. Doch wie immer siegt der Berg. Mein Kopf erscheint mir so groß wie ein Wasserschaff, wie ich da langsam einen Güterweg bergan zottle. Mein alter Professor Leodegar Piringer von der Grazer Handelsakademie fällt mir ein: „Nun, Buchenauer, haben wir heute Gehirnerferien?“ Ja, das ist das Wort: Ich habe heute Gehirnerferien. Doch habe ich immer schon behauptet, daß man auch ohne Hirn wandern kann, und daß meine Beine automatisch immer weiter gehn, bis sie am Ziel sind. So finde ich mich denn mit einem Male schon weit droben im hohen Wald, auf einem moosigen, schattigen Steig. Die Hitze ist auch im Wälderndunkel noch zu spüren, doch da sprudelt Wasser. Eine Quelle ist über ihre Ufer getreten – im Nu habe ich mich ausgezogen und

liege bis zum Hals in der kühlen Flut. Im Nu bin ich auch wieder draußen, scheppernd vor Kälte und gerade zur rechten Zeit, um absteigenden Wanderern wieder salonfähig und mit einem „gekühlten“ Lächeln zu begegnen. Höher oben quere ich wieder den Güterweg, er ist bis in etwa 1400 m Höhe befahrbar. Steil geht es weiter durch Wald, und nach drei Stunden sitze ich wohlbetreut im lieben Polinikhütterl. „Hoch über Tälern und Menschen“, wie Walther Flaig einmal an anderer Stelle gesagt hat. Nur wenige Besucher bleiben auf der Hütte, und die Nacht ist kühl und unbeschreiblich still. Früh am Morgen treffen – nach einer durchfahrenen Nacht – Helmfried und seine Gefährten ein, und da schäme ich mich fast meines gestrigen Hitzejammers. Es ist Sonntag und Almrosenblüte, mit uns ziehen noch ein paar einheimische Bergwanderer, aber der Polinik ist im Vergleich zu anderen Bergen noch „Entwicklungsland“! Auf breitem, grasigem Almweg geht es anfangs gemächlich um ein „Eck“ im Nordostausläufer des Berges herum, der Gipfel ist nicht sichtbar, was Spannung erzeugt. Zwischen prachtvollen hohen Lärchen sehen wir immer wieder die Gamskar Spitze, eine pyramidenförmige bedeutende Erhebung in einem Seitenarm, der „Hohen Leiten“. Gleich schmieden wir neue Pläne – dort müßte man auch einmal hinauf, oder auf das nahe Ebeneck, 2122 m, wohin sogar eine Markierung abzweigt. Hoch darüber der Grat der Mörningköpfe, steile Kletterzacken. Was dieser Riese Polinik doch für Riesengrate hat; mir erscheint er wie ein dunkler Seestern, der auf gewaltigem Sockel die Arme spreitet. Wir queren an der Berglehne, das Steigl zieht etwas ausgesetzt über dem Kar. Und da zeigt sich zum ersten Mal der Gipfel, ein dunkles Haupt auf hohen Felsschultern, weit entfernt noch und hoch über uns. Der Polinik zeigt große Ähnlichkeit mit der Hohen Wildstelle, dem höchsten Berg der Steiermark. Auf Geröll und über Rasen kommen wir zur Begrenzungswand des Gamskars, und dort wird „greifbare“ Wirklichkeit, was ich schon aus der Ferne gesehen habe: Die ganze Steilmulde ist noch mit Schnee gefüllt! Fast eine Schneewand erhebt sich vor uns, zur Linken von einer wüsten Firnrinne begrenzt. Helmut, unser „Elitebergsteiger“, steigt dort hinauf, was meine schwachen Nerven nicht wenig strapaziert. Alleingehend wäre ich hier umgekehrt – aber Karl und Helmfried betreuen mich so fürsorglich, daß an so etwas

nicht zu denken ist. Der riesengroße „Bärenlackl“ vor mir behauptet, Schuhgröße fünfzig zu haben (ich hab's nicht nachgeprüft!) und ganz herrliche Wändeln treten zu können. Ja, das sind sie wirklich – meine Arme verschwinden fast bis zum Ellbogen darin, ich fühle mich sicher und steige wie auf einer Leiter empor. Unter mir grinst Helmfried herauf und boteuert: „Wannst fliegst, fang ich dich auf!“ Nun, es war nicht nötig! Von den vorhandenen Versicherungen ist im Schnee kaum etwas zu sehen, doch ist nahe dem Gipfel das Steiglein schon ausgeapert und wieder gut zu begehen. Auf der zerklüfteten Gipfelschneide gibt's ein lustiges Turnen hinauf und hinab und wie auf einer Stiege zum Gipfelblock, den ein großes Kreuz krönt. Wie glücklich bin ich, als ersten größeren Gipfel dieses Sommers gleich einen von solchem Format – und mit solchen Gefährten – erstiegen zu haben!

Wir halten ausgiebig Rast auf dieser „bekanntesten Aussichtswarte des Mölltales“; der Horizont ist schon etwas verhangen, man spürt die nahenden Gewitter. Über Geröllhänge steigen wir zur Teuchlscharte, 2468 m, ab und weiter auf wenig begangnem Pfad in Richtung Ragga-Alm. Der nahe Poliniksee muß erkundet werden. Wir anderen kühlen uns nur etwas ab. Helmut aber springt mit einem „Köpfler“ hinein und schwimmt sogar in dem dunkelgrünen, von Gletscherschliffen und Wetterbäumen umgebenen Gewässer. Die Frage des Nachtquartiers beschäftigt uns schon seit geraumer Zeit. Absteigend kommen wir in ein altes Bergbaugebiet. Helle Marmorsteine liegen herum, sie sehen aus wie Speckseiten, sind auch alle so flachgepreßt. Und plötzlich stehen wir vor einem großen Busch mit weißblühendem Almrausch. So muß dem Jäger zumute sein, wenn er den Weißen Hirsch oder die Weiße Gams vor sich auftauchen sieht! Man sagt, es gibt Silber in Gegenden, wo weißer Almrausch vorkommt. Der Busch wird fotografiert, dann suchen wir weiter nach einem Quartier. Beim verfallenen „Berghaus“, sichtlich eine Stätte ehemaligen Erzbergbaues, sehen wir auch eine kleine Blockhütte. Längere Zeit bemühen wir uns, ohne Gewalt Zutritt zu bekommen, aber vergeblich. Sogar meine schon gelegentlich bewiesene Findigkeit, mit sicherem Instinkt das Versteck des Schlüssels aufzuspüren, versagt heute. Doch auf der 1600 m hoch gelegenen Ragga-Alm mit mehreren Hütten wird uns ein Heulager zu-

gewiesen, und warme Milch gibt's auch – was wollen wir mehr? Gerade rechtzeitig vor dem aufziehenden Unwetter schlüpfen wir in den Heustadel. Und dann tobt ein Gewitter daher, daß man meinen möchte, der Riese Polinik zertrümmere die ganze Welt.

Anderntags ist der Himmel wieder frisch und reingewaschen. Wir suchen uns den verwachsenen Steig zum Striedensee, 2113 m, längs des tobenden Striedenbaches, und bleiben lange – fast zu lange! – an seinen Ufern, die mit einer merkwürdig geradlinigen Böschung abschließen, sichtlich eine künstliche Anlage. Dahinter stehen Böseck, Ankogel und andere vertraute Tauerngipfel – aus dieser Sicht sind sie wie eine neue Welt für uns. Und dann müssen wir das Raggatal fast hinauslaufen, in Mittagshitze gebadet wie in heißem Wasser. Die Raggaklamm ist von Unwettern beschädigt und nicht begehbar. So nehmen wir Hohlweg und Güterweg in Kauf; und denken mit etwas Neid an Helmut, der schon Ferien hat und uns am Striedensee verließ, um über den Striedenkopf, der sich breit und ernst hinter dem See aufbaut, weglos zur Feldnerhütte zu steigen (was ihm gut gelungen ist, wie er uns später berichtete).

In Flattach steht der wichtige Autobus schon an der Haltestelle, wir erreichen ihn im letzten Augenblick, fahren dann mit der Seilbahn zum Bahnhof Obervellach; dort trennen sich unsere Wege, und jeder hat auf der langen Heimfahrt nach Wien oder Graz Zeit genug, an die unvergeßlichen Stunden auf den gewaligen Graten des Polinik zu denken.

## BEGEGNUNGEN AM HÖHENWEG

Entgegen allen Absichten hatte ich mein sommerliches Pflichtprogramm „Tauern“ umgestoßen und war in den Wilden Kaiser gefahren. So großartig er mir auch erschien – die Damen im rosa Unterkleid am Weg zum Stripsenjoch und manches andere mehr machten mir den Abschied leicht. Die anschließende Fahrt in meine kühlen, dunklen und doch so lebensvollen, wasserdurchrauschten Tauern war danach wie eine Heimkehr. Zudem zog schon im Mölltal das erste Gewitter auf, es wurde neblig-feucht – und ich war zu Hause. Ich bin kein „Sonnenkind“, sondern eher eine Tochter des Nebels. Im Kaiser fühlte ich mich wie ein Bade-

schwamm, der zu lange ohne Wasser gewesen war. In den Tauern blühte ich wieder auf!

Am Iselsberg, wo wir aus dem Autobus steigen, scheint schon wieder die Sonne, der gewaltige Hochstadel und die fünf Finger der Spitzkofeltürme stehen im letzten Abendschein vor uns. Wir machen einen kleinen Umweg über Zwischenbergen, sind zu früh ausgestiegen (beim Wirtshaus „Auf der Wacht“; „Dolomitenblick“ ist der bessere Ausgangspunkt). Auf dem steilen Weg und Steig zum Anna-Schutzhaus wird es schon dämmerig. Ein Nachthimmel voller Wunder wölbt sich über uns: ohne Mond, doch mit dem Gefunkel unzähliger Sterne. Wo wir aus dem Wald ins Freie treten, geben die Lichter von Lienz eine schwachen Schein. Schloß Bruck ist hell beleuchtet, am Rauchkofel glüht ein rotes Licht am Sender, und mitten in der Glocknergruppe funkelt ein Licht wie ein herabgefallener Stern. Wir zerbrechen uns den Kopf darüber, später erfahren wir, daß es vom Wallackhaus beim Hochtor an der Glocknerstraße kam. Die Nacht duftet nach Erlen, Schwarzbeeren, Sand und den Blumen des Urgebirges. Am Anna-Schutzhaus sind die Lichter schon gelöscht, doch wir werden bald eingeklammert, bekommen noch etwas zu essen und ein gutes Lager.

Bei Sonnenaufgang – ganz gegen meine Gewohnheit – bin ich schon auf und steige die paar Schritte zum Kreuz am Gipfel des Ederplans. Da liegen sie vor mir, meine Tauern, von der eisigen Rötspitze mit ihren ebenmäßigen Gletschern und Graten bis zur Schobergruppe, wo die elegante Nadel der Alkuser Rötspitze auffällt, der stolze Glödis beherrschend im Mittelpunkt steht und Friedrich und Irgi, die geheimnisvollen, kaum besuchten Dreitausender, in den Himmel stechen. Auch das Biegebirge, die Lienzer Dolomiten sind aufgeschlüsselt da, von höherem Standort aus sieht man noch die Drei-Schuster-Spitze und den großen Julierberg Montasch.

Im ersten Ansturm verlassen wir den Pfad und überrennen gleich alle Vorgipfel und Köpfe, die sich uns am Weg zum Ziethenkopf in die Quere stellen. Und das war schlecht, denn wir vertaten eine Stunde damit, mußten dann doch vom felsigen Kamm in die grasigen, rutschigen Flanken abweichen. Sehr brav schleichen wir dann weiter am wiedergefundenen Steig, und über drei Zweitausender und zwei Törln erreichen wir endlich den Ziethen, 2484 m. „Zie-

then kommt daher, weil sich der Weg so zieht!“ meint die Kameradin. Ja, der Weg zur Hugo-Gerbers-Hütte ist lang – in der Luftlinie allein 15 Kilometer, in natura mindestens zwanzig. Das wäre an und für sich keine große Leistung für einen Bergsteiger, aber das ständige Auf und Ab, die vielen Querungen von Rinnen und Rippen „verlängern“ die Sache beträchtlich. Lang ist der Höhenweg, aber niemals langweilig! Immer wieder begegnen wir Seen und Seelcin, immer wieder ändert sich das Bild. Schafe beäugen uns neugierig, auf den weit entfernten Almen weiden Pferde und Rinder. Einmal geht es auf Grat und Kamm dahin, dann wieder auf weichen Graswegen, gelegentlich ist der Pfad auch an Schutthängen verschüttet. Vom Ziethen gibt es einen langwierigen Abstieg zum Wildsee, wo wir das erste Wasser finden. Nebel zieht auf; am Kegelstattkegele, einem noch zahmen Berg vorbei, sehen wir schon den stattlichen Kesslkogel. Das einsame Sandfeldkar mit dem Sandfeldsee, begrenzt von den düsteren Zacken von Moritzhorn und Wildhorn. In meinem Tourenbuch fand ich karge Notizen über den langen Weg: wenig Schnee und viele Blumen, ständig wechselndes Gestein, oft rötlich oder silbrig schimmernd. Einzelheiten entgehen einem auf so langen Wanderungen. Die Erinnerung an die Strecke zwischen Ochsenalmtörl und Klingentörl wird für mich immer von Donnerschlägen begleitet sein. Wir „legen noch einen Schritt zu“, brauchen aber trotzdem im Regen eine Stunde bis zur Gerbers-Hütte. Der Steig, manchenmal schmal und im Steilgelände angelegt, verlangt Achtsamkeit. Wir haben etwa sieben Stunden ab Anna-Schutzhaus gebraucht. Einsam steht die schon lange unbewirtschaftete Gerbers-Hütte im Kar, wir sind erstaunt, wie groß sie ist und wie gut sie (von außen) noch aussieht. Von innen gesehen, ist dieser erste Eindruck weggewischt, es ist alles verwahrlost. Matratzen- und Deckenreste hängen in Fetzen herum, überall liegt Gerümpel\*. Zwei martialisch aussehende Gestalten treffen gleich danach ein, wir fürchteten uns ein bißchen („das sind sicher Räuber!“ flüstert mir Gerti zu). Die beiden können sich unser unstillbares Gelächter nicht erklären, als sich herausstellt, daß es zwei Gendarmen aus dem Mölltal sind! Von der Obrigkeit gut betreut, verbringen wir den Abend

\* Unser Besuch war knapp bevor P. A. Tallantire die Betreuung der Hütte übernahm.

und die Nacht. Morgens wandern die beiden zum Anna-Schutzhaus weiter, und ein junges Bergsteigerpaar aus Bremen kommt an. Da der Regen weiterpritschelt, beschließen wir, noch einen Tag und eine Nacht auf der Hütte zu bleiben. Zu heizen gibt's noch ein bißchen altes Holz. Mit den Bremern sitzen wir am Feuer und plaudern. Im Gespräch erwähnt der Mann, wie gut ihm die Kreuzeckgruppe gefiele, und . . . „da würde unsere Lisl sicher was Schönes drüber schreiben!“ Wieder einmal muß ich so heftig lachen, daß nur eine schleunige Flucht vor die Hüttentüre hilft. Doch bald muß ich mich zu erkennen geben, und es stellt sich heraus, daß Bruno und Maria-Barbara eifrige Leser meiner Berggeschichten sind. Aus dieser netten Begegnung wurde eine ebenso nette langjährige Bergkameradschaft.

Nachmittags reißen die Wolken kurzfristig auseinander, und ich steige in einer halben Stunde auf den Roten Peil, 2535 m. Von der Kammhöhe könnte man unter anderem vom Hochgall bis zum Malteiner Sonnblick sehen, wenn man kann – heute ist nur Nahsicht. Doch die ist auch nicht zu verachten: ein paar Seen, die Dürre Lacke, ein Kar, das wunderbar zum Schifahren geeignet sein müßte. Und vor mir auf den großen Platten des Gipfels bewegt sich etwas. Ich schleiche mich vorsichtig an – und sehe einen riesigen Hasen! Die Tier- und Pflanzenwelt der Kreuzeckgruppe hat ja gute Lebensbedingungen. Rudolf Gritsch, einer der besten Kenner dieser Berge, erwähnt: „Auf und bei der Mittagsspitze sah ich die größten und schönsten Murmeltiere, die ich je gesehen habe, und ich sah schon viele.“ Helmfried Knoll, auch ein gutbewandertes Mitglied des Kreuzecks, schrieb einmal von den Arnikawiesen auf den südseitigen Almen, „mit einer Pracht, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen habe“.

Der Gipfelhase vom Roten Peil war entschieden auch das prächtigste Exemplar, das mir je vor die Augen gekommen war: groß, dick und pelzig sprang er in den Felsen herum, hatte mich auch eräugt, ließ sich aber in seinen dringenden Geschäften nicht stören. Immer wieder rannte er an, sprang auf die steilen Steinplatten und raste wieder zurück. Ich hatte den Eindruck, er betreibe ein regelrechtes Training, vielleicht fürs Klettern oder eine Hasen-Olympiade! Ich sah ihm eine gute halbe Stunde zu und stieg dann – wieder im Regen – ab.

Die erste Nacht auf der Gerbers-Hütte hatten

wir am mageren Matratzenlager im Biwaksack halbwegs gut verbracht. In der zweiten Nacht bildeten wir uns unglücklicherweise ein, in der Küche wäre es wärmer. Wir froren genauso wie Bruno und Maria-Barbara, die nebenan ein matratzenloses Bett bezogen hatten. Wir legten uns – sicher ist sicher – auf den Küchentisch und taten kein Auge zu. Durch die zerschlagenen, von uns notdürftig abgedichteten Fensterscheiben kam ständig feiner Zug, alle Augenblicke klapperte etwas Loses an der Außenwand im Wind. Alle fünf Minuten drehten wir uns um, da uns bald jeder Knochen weh tat, zogen einander den Biwaksack weg und jammerten uns abwechselnd an: „Mein Kreuz!“ „Mein Kopf!“ „Meine Knie!“ So gerne bin ich noch nie auf einer Hütte aufgestanden! Wir tranken nur etwas kalten Kaffee und gingen schnell weg. Die „Bremer Stadtmusikanten“, wie wir sie nannten, schlossen sich uns auf dem Steig zur Feldnerhütte an. Es nebelte und nieselte, von der berühmten Kreuzeck-Aussicht sahen wir nichts, dafür aber erschien mir der Weg selbst sehr reich an Abwechslung; viel reicher etwa als im nahen Reißbeck, wo die Gipfel zwar höher, die Steige aber eintöniger sind. Mir fällt sofort auf, daß grobes Geröll fast fehlt, nur feines ist gelegentlich zu sehen. Der Steig ist gut ausgetreten und sehr gut markiert, was auch sehr nötig ist. Er ist sichtlich nach der Trasse eines alten Schaf- oder Gamssteiges angelegt und führt an manchen Stellen hoch über Wände hinaus. Felsbänder sind zu begehen, wilde Schluchten zu queren, die unseren deutschen Kameraden Eindruck machen, obwohl kein Schnee liegt. An Felsstufen sind teilweise Tritte gehackt oder gesprengt worden. Viele, viele ermüdende Querungen, aber auch hohe Wanderungen über freie Kämme und Grate mit rotem Gestein oder entzückende Grasweglein mit Enzian, zartem Hahnenfuß und riesigen, pelzigen Bergvergißmeinnicht. Am Kleinen Hochkreuz, vor dem Glenktörl, wird es zu unserer Freude noch „toll alpin“ mit richtigen Kletterstellen auf großen Blöcken. Nach sechs Stunden reiner Gehzeit haben wir die Feldnerhütte erreicht, haben uns aber von Gewitterangst in der letzten Stunde sehr antreiben lassen.

Die Bremer blieben auf der Feldnerhütte, wir aber wollten noch am selben Tag ins Tal absteigen und wählten den Weg durch die Teuchl. Das Kaltsee-(Goldsee-)Törl, 2481 m, über dem dunklen, fast kreisförmigen See hatten wir in

$\frac{3}{4}$  Stunden in Nebel und Regen auf einem Steig schnell erreicht. Abwärts ging es wieder auf einem ausgeprägten, schönen Felsgrat, doch weiter unten wurden die Markierungszeichen spärlich, und eine kurze Strecke stolperten wir weglos über nasses, unter Gras verborgenes Geröll\*. Bei der Penker Gemeindealm erreichten wir in etwa 2100 m Seehöhe endlich den Talboden. Ein ernstes Tauerntal umging uns. Große Zirben standen im Nebel wie Kulissen zu einer Wagner-Oper. Steig und Markierung waren in „pitschertem Moos und Plotschen“, wie wir schimpften, kaum zu erkennen und ertasten. Auf einer halbverfallenen Alm, bei der Plotschtrattenhütte (nomen est omen) sprang uns noch dazu ein erbärmlich stinkender Geißbock an. Ich warf ihm einige Male meinen Rucksack hin und konnte ihn so verblüffen, doch er kam immer wieder. Bis schließlich Gerti einen noch

mehr verblüffenden Einfall hatte: Sie bückte sich, hielt ihre Hände wie Hörner an die Stirn und hüpfte dem Bock entgegen, der daraufhin entsetzt das Weite suchte! Gleich darauf kam uns der Hirte von der Plotschtrattenalm nach, allerhand Unverständliches murmelnd und mit einer langen „Goaßel“ schnalzend. Worauf wir uns mit ähnlicher Geschwindigkeit wie der Bock davonmachten!

An Talsperren vorbei und wüsten Wildbächen, über Geröllmassen, die den Talgrund mit Bergen von Schutt verlegt hatten, wanderten wir langsam talaus, bereits etwas „angeknackt“ von der langen Gehzeit, waren wir doch schon fast zehn Stunden unterwegs. Ein Überfall von Bergwespen, die mich so heftig in die Kniekehle stachen, daß ich zu Boden fiel, erschreckte die Gefährtin fast noch mehr als mich, und „demoralisierte“ uns völlig. Wir hatten geplant, im einschichtig gelegenen Gasthof „Alpenheim“

\* Markierungen 1974 bestens in Ordnung!

*In der stillen wundersamen Kreuzeckgruppe in Kärnten: Vom Plattackkopf, 2502 m, sieht man gegenüber das Kreuzeck, 2702 m, rechts darunter der Glanzsee und die ÖAV-Feldnerhütte, 2182 m. Darüber das Kaltsetörl, 2481 m, welches auf den Polinik, 2784 m (höchste Spitze der Gruppe), und in die Teuchl führt.*  
R. Gritsch





Unterkunft zu suchen, gingen aber dann in der beginnenden Dämmerung doch noch die sieben Kilometer bis Napplach im Mölltal. Mir erschien das Teuchlital als das wildeste aller Tauerntäler, die ich kenne. Vor allem von der Nordseite her ergoß sich alle paar Schritte ein Wasserfall auf die aufgeweichte Straße, über glatte Schieferplatten hinauschießend. Auch die südlichen Steilhänge waren von Schutttriesen durchsetzt, durch die rauschend die Wasser geschossen kamen und den gischenden Teuchlbach noch verstärkten. Im Bach lagen haushohe blaue Felsblöcke. Das Dorf Teuchl befindet sich höher oben am Hang. Im Tal sahen wir auf einem Weg von fast zwei Stunden kein einziges Haus. Zum erschreckenden Abschluß kamen noch drei Straßentunnels, die wir in völliger Finsternis durchtappten und – durchzitterten. Und dann – nach dreizehnhündiger Wanderung – stolperten wir aus der Finsternis des letzten Stollens und standen unvermutet in einer Flut von Licht! Es war kaum zu fassen, daß es soviel Licht geben konnte, nach der tobenden Nacht, aus der wir gekommen . . . und es waren doch nur ein paar Straßenlaternen vor einem Gasthof! Wir bekamen ein großes Abendessen und ein Zimmer, in dem wir traumlos fast ebensolange schliefen, wie wir am Vortag gewandert waren. Immer, wenn ich vom Kreuzeck erzähle, fällt mir als erstes das Teuchlital ein, ich bekomme glänzende Augen, und der Seufzer: „Napplach – der schönste Ort der Welt!“ hat schon manchen Zuhörer auf den Gedanken gebracht, ich hätte dort weiß Gott was erlebt. Aber vielleicht ist es wirklich ein großes Erlebnis gewesen, größer als mancher Bergsieg, aus Nacht und Nebel nach solchen Strapazen Licht und Geborgenheit zu erreichen!

#### LITERATUR:

„Der Hochtourist in den Ostalpen“, Band V, 1928  
 „Grakofel-Nordostgrat“, Dr. Franz Fritsch, Österreichische Touristenzeitung 1938, S. 69  
 „Stawipfl“, Liselotte Buchenauer, „Der Bergsteiger“, Oktober 1967  
 Bergbücher „Von meinen Wanderpfaden“ und „Erwanderte Heimat erlebte Fremde“, Helmfried Knoll, Verlag Das Berglandbuch Salzburg  
 „Gelegen zwischen Möll und Drau“, P. A. Tallantire, „Mitteilungen“ des ÖAV, Heft 5–6/1973

*Anschrift der Verfasserin:*

*Liselotte Buchenauer  
 Eichendorffgasse 1/17  
 8010 Graz*

## Erlebnisse in der Kreuzeckgruppe

RUDOLF GRITSCH

Die im Schauen ihrer berühmten Nachbarn (Lienzer Dolomiten, Schober-, Glockner-, Sonnblick- und Ankogelgruppe) liegende Kreuzeckgruppe ist so recht geeignet für besinnliche Wanderer, die Ruhe wünschen, auch Frau und Kinder mitnehmen wollen; für ältere und auch alte Bergsteiger, die nicht mehr die Wände, Grate und Gletscher der Drei- und Viertausender meistern können; für Berg- und Kletterlehrlinge; verbissene Kletterer gehen zur „Erholung“ zwischenhinein gerne in die Kreuzeckgruppe – zum Üben und zu Eingehetouren sind hier auch Kletterfahrten reichlich vorhanden. Sie alle kommen reichlich auf ihre Rechnung, ziehen gesundet an Herz und Seele, reich beschenkt und dankbar von dannen, den Wunsch im Herzen: Kreuzeckgruppe, auf Wiedersehen!

IM WÖLLATAL. –

ALLEIN IN DER STALLER ALM

Von zwei Alleingängen in die Einsamkeit will ich erzählen. Am 28. 7. 1965 – ich erwähne das Datum aus einem bestimmten Grunde – fuhr ich von Pußtratten, Gemeinde Stall im Oberen Mölltal, mit dem Motorrad auf einem neuen, etwas groben Wald- und Almerschließungsweg in den Wöllagraben. Weit kam ich nicht, aber drei Kilometer sind doch etwas, noch dazu bergauf. Die Maschine wird abgestellt, und zu Fuß wandere ich weiter, einen miserablen Steig durch Gebüsch und Wasser. Hinter der Gößnitzalm wird das Steiglein besser, ich gelange zur Staller Alm, 2021 m, und quartiere mich in einer Almhütte ein. Hole Wasser, pflücke „Gopritz“ (die heilsame Mutterwurz), aus deren wohlriechenden Blüten ich Tee siede. Zucker und Schnaps habe ich mit. Das prasselnde, offene Feuer auf der niederen, steingefügten, holzgefäkten Herdstelle bildet einen hellblauen, feinen, aromatisch duftenden Rauch, der durch die Dachschindeln ins Freie zieht. Den Duft gibt das trockene, verknoepelte Wacholderholz.

Es wird Nacht, ich bin allein, kein Mensch auf Gottes Erdboden weiß, wo ich bin. Kein Mensch weit und breit, denn auf diese Hoch-



*Ganz einsame Kreuzeckgruppe: Eine malerische „Luckn“: Sandfeldalmtal zum Glanzsee. V. links: Sandfeldkopf, 2555 m, Mitte: Kesselkogel, 2535 m, rechts: Urbichl, 2270 m.  
Wundersam stille, kristallblaue Spätherbsttage!*

*R. Gritsch*

alm wird das Vieh erst spät aufgetrieben. In diesem Jahr reicht der Schnee noch bis fast zur Alm herab. Mit der Mundharmonika spiele ich mir selbst etwas vor – Melodien, wie sie mir gerade einfallen. Ich lasse das duftende Herdfeuer verglimmen und sinne in die Glut: Was wird der morgige Tag mir bringen?

#### ZUM HOCHKREUZ, 2708 m

Beim allerersten Morgengrauen bin ich schon unterwegs, gelange bald auf Schnee und verliere damit die Markierung. Die Richtung, in welcher das Bergziel liegt, habe ich im Kopf, steige weiter und finde mich in einer richtigen Winterlandschaft, und das am 29. Juli! Darum erwähnte ich das Datum am Beginn meines Be-

richtes. In diesem Jahr 1965 meinte jeder Almhirt, Jäger und Bergwanderer, daß diese Schneemassen heuer nicht mehr wegapern. Und dann? Man erinnert sich, was kam: die sintflutartigen Regenfälle vom 1., 2. und 3. September, die sämtlichen Schnee zum Schmelzen brachten und noch das Eis der Gletscher anfraßen. Eine schwere Hochwasserkatastrophe im Raume Osttirol und Oberkärnten waren die schreckliche Folge. Aber an so etwas dachte vorher wohl kaum ein Mensch.

Nun sah ich den Hochkreuzgipfel vor mir. Linker Hand gewahrte ich fast kreisrunde Trichter, darunter Lacken, wie sie in dieser Berggruppe so oft vorkommen. Wohlweislich wich ich ihnen aus, hatte keine Lust, im Schnee einzubrechen und ein eiskaltes Bad zu nehmen. In solchen Lacken könnte man besonders bei

Nacht und Nebel spurlos verschwinden. Das mahnt immer wieder zu größter Vorsicht.

Wie auf einem Gletscherfeld quere ich im Zickzack eine sehr steile Schneefläche, halte zu einer Scharte links des Schwarzwandkopfes, wühle mich bis zur Brust im Schnee über die Randspalte in den Fels, steige auf zum Schwarzwandkopf, 2682 m, wieder etwas hinab und hinüber zum Hochkreuz, 2708 m. Eine unendlich weite Sicht ist mir gegönnt: Julische und Karnische Alpen, Lienzer Dolomiten, Venediger, Schobergruppe, Glockner-, Sonnblick- und Ankogelgruppe, Reißeck, Villacher Alpe, Hochobir, Steinalpen. Kann man mehr verlangen? Zwei schwer bepäckte Studenten keuchten zum Gipfel. Es war erst das zweite Mal, daß ich auf einem der vielen Gipfel der Kreuzcckgruppe, die ich bisher bestieg, Bergsteiger getroffen habe.

## HEIMWÄRTS ÜBER DIE TRESSDORFER WÖLLA

Nach Gipfelschau, Rast und Stärkung gingen wir ein Stück gemeinsam, wieder über den Schwarzwandkopf, weiter über die Koten 2598, 2561, 2576 und 2614. Markierung und Steig lagen fast überall unterm Schnee, also turnten wir über die Grate. Nach der Kote 2614 schwenkte ich allein weiter nach Norden ein, wo der lange, vielgipfelige, nicht markierte Griedlbergzug beginnt und überstieg noch die Koten 2532, 2511 und 2561. Die Sonne stand schon im Westen, und so stieg ich in der Scharte nach dem letzten unbenannten Gipfel in die Tressdorfer Wölla ab. Schafherden begegneten mir, Erzhäufen ehemaliger Eisenbergwerke gewahrte ich, die Stollen noch im Schnee begraben. Ich wanderte den ebenen Hochalmboden hinaus und sah mir eine alte, winzige Hütte an, seinerzeit für einen Ochsen- und Schafhalter bestimmt. Seit Jahren steht sie leer, und ich nahm mir vor, wieder einmal hierher zu kommen, in meine heutige Abstiegscharte aufzusteigen und den Griedlkamm, den ich von Winklern aus, von meinem Arbeitsplatz im Sekretariat der Bezirksbauernkammer, ständig vor Augen hatte, zu überklettern. Nun aber trachtete ich weiter, stieg neben dem einen Wasserfall bildenden Bächlein über einen Steilhang zum Boden der Bäreneben. Hier soll einmal ein See und der Sage nach eine Bärenhöhle gewesen sein. Eine saubere Jägerhütte steht dort; das Dach aber war defekt, und ich meldete dies am selben Abend noch im Tal,

damit der Schaden behoben oder weiterer verhindert würde. Aus der Schnee- und Felseneinöde kommend, erscheint mir die leuchtende Blumenpracht hier wie ein Paradies: silberngischtendes, kristallklares Wasser, rotleuchtender Almrausch, das verschiedene Grün der Matten, Lärchen und Zirben, darüber seidenblauer Himmel mit weißen Wölkchen. Strecke mich lang in eine Mulde, blicke mit glücklichen Augen umher. Dann aber heimzu wieder über einen Steilhang hinab, durch den langen Wöllagraben hinaus. Welche Wohltat, sich mit müden Gliedern auf die brave Maschine setzen zu können und bald daheim zu sein. Soviel Schönes in nur eineinhalb Sommertagen erleben zu dürfen, ist ein großes Geschenk – mir erschien es wie eine Kristallschale voll Sonnenschein!

*Anschrift des Verfassers:*

*Rudolf Gritsch*

*Lengberg 24, A-9782 Nikolsdorf*

## Der Reiting

HERMANN SCHARFETTER

So beiläufig im geographisch zentralen Raum des Obersteirischen Berglandes dehnt sich ein eher kleines aber umso merkwürdigeres Gebirge in fast strengem Ost-West-Zug aus. Es sind dies die Eisenerzer Alpen zwischen Enns und Mur, im Südwesten von der Palten-Liesing-Furche, im Osten vom Erzbach- und Vordernberger Tal begrenzt. Merkwürdig schon ist die geologische Beschaffenheit, zählen doch diese Berge im Hauptteil zur Grauwackenzone, wobei die meist höheren Randerhebungen zum Teil aus Devonkalken aufgebaut sind. Im Grauwackenbereich liegt ja auch der berühmteste Berg der Eisenerzer Alpen, nämlich der Steirische Erzberg.

Im Gegensatz zu den wohl steilen, im großen und ganzen aber doch weicheren Formen des zentralen Teiles dieser Gebirgsgruppe, ist deren höchster Berg ein gar eigenwilliger, felsiger Geselle. Zum ersten besteht er hauptsächlich aus Devonkalken, nur der im Südosten vorgelagerte Schleichberg und die Westhänge etwa unter der Sechzehnhundertmeter-Schichtenlinie sind aus

Grauwackenschiefern aufgebaut. So prägt er in der unmittelbaren Nachbarschaft von Grasbergen und waldreichen Hängen eher harte Landschaftskonturen. Zum zweiten ist er vom Hauptmassiv deutlich abgetrennt und wie ein Riff an den äußersten, südlichen Rand der Eisenerzer Alpen vorgeschoben und so fast als eigener Bergstock anzusehen. Seine Bindung zum Hauptmassiv besteht lediglich im nur 1382 Meter hohen Hoheneck, einem von Wildwechselln und Jägerpfaden berührten Waldsattel. Die landschaftsbetonende und herrschende Natur findet schon darin ihren Ausdruck, daß er wie ein Gebirge für seine vier Gipfel, zwanzig zum Teil wüsten Gräben und die steilen Waldleiten einen Sammelnamen führt, nämlich „Reiting“.

Dieser Reiting ist vom Landschaftsbetrachter aus gesehen eine dominierende Berggestalt in der Steiermark. Seine Wirkung beruht ähnlich wie beim Grimming im Ennstal darin, daß seine Flanken direkt und steil aus den Talböden zur Gipfelregion aufsteigen. Außerdem pflegen fürstliche Hauptgipfel von Massiven sich gerne mit niedrigeren, von den Tälern aus sogar sichtverdeckenden Trabanten zu umgeben. Das Gösseck, wie die mit 2214 Metern höchste und zugleich nördlichste Erhebung des Reiting heißt, verzichtet darauf beinahe gänzlich.

Dieser optisch so eindrucksvolle Berg hat jedem etwas zu bieten. Kommt ein fahrender Gast auf der Suche nach schöner alpiner Landschaft etwa nach Trofaiach oder in das diesem alten Markt nahegelegene Edling, so wird er bestimmt den Bergkranz im Norden und Westen bewundern. Vorne dehnt sich die fruchtbare, leicht gewellte und von stillen Wasserlein zermuldeten Hochebene des Gaibodens als echtes, uraltes Bauernland. Von der Kante dieses Bodens zu den steilen Osthängen des Reiting und ein gutes Stück über sie hinauf rauf der Wald mit den Felsen, Lawinen, Steinstrürzen und Fallwinden. Freilich hat sich da der Wald kein freundliches Gebiet erwählt, denn er hat es nur zu Stückwerk gebracht, unterbrochen von den durch Lawinen leergefegten Gräben des Kaisertales, Fallgrabens und Pechölgrabens. Darüber aber grenzt ein schmaler, nach Westen in mürbe Felswände abbrechender Grat die Bergwiesen und grünen Planen des Reiting gegen das Firmament ab. So gibt der Reiting durchaus herrische Art zum besten. Die geologische Beschaffenheit dieses Berges bringt es mit sich, daß seine Flora sehr bunt und reichhaltig ist, auch die seltenen Eiben

und die fremdländische Spirke sind hier beheimatet, sodaß für die Lust und Liebe des Botanikers gesorgt ist. Der Entomologe wird im Schloßgraben bei Kammern den Apollofalter finden und der jagdlich Interessierte vielleicht sogar einen der starken Reitinghirsche in Anblick bekommen. Als hervorragende, allerdings nicht immer leicht zu befischende Gewässer umgeben diesen Bergstock die Fischereireviere des Gössebaches im Norden und Nordosten, des Reitingaubaches im Westen und der Liesing im Süden. Wir aber wollen uns jenen Fakten zuwenden, welche den Wanderer, Bergsteiger, Schitouristen und Landschaftsliebhaber interessieren.

Es ist eigentlich als sonderbar zu betrachten, daß dieser Berg wohl vielen auffällt, vorwiegend aber doch nur von den Einheimischen besucht und bestiegen wird und in der alpinen Literatur über den Nachweis seines Vorhandenseins nicht viel hinausgekommen ist. Dieses Unrecht gutzumachen dürfte allmählich doch an der Zeit sein. Woher kommt eigentlich der etwas eigenartig klingende Name des Reiting?

Wenn man ihn von der Ostseite her betrachtet, so fällt einem die hier fast fremdartig wirkende, mugelige Kuppe des 2150 m hohen Grieskogels, der zweithöchsten Erhebung des Bergstockes, auf, welche bei der Namengebung offenbar Pate gestanden haben dürfte. Die 1320 erstmals genannte Bezeichnung „Reydan“ dürfte germanischen Ursprungs sein und bedeutet soviel wie etwa „Der Gedrehte“. Wenn man nun den Grieskogel, der sich südlich des Gössecks deutlich aus den Gräben abhebt, betrachtet, dann wird man unschwer feststellen können, daß dessen Gipfel wirklich rund, also gedreht, aussieht. Ab dem 15. Jahrhundert heißt er dann schon Reiting. Diese Änderung der Endsilbe auf „ing“ hat in einer geschichtlich nachweisbaren Mode ihren Ursprung, nach der verschiedene Namen in der Endsilbe gebräuchlichen Bezeichnungen angepaßt wurden (z. B. Liesing, Jassing usw.). Wohl hat der Reiting noch die Eigenheit, daß sein Kammverlauf nicht wie beim Hauptstock der Eisenerzer Alpen von Ost nach West verläuft, sondern von Nord nach Süd, also ziemlich genau im rechten Winkel vom Hauptstock abgedreht streicht. Dies dürfte aber die Namengebung sicher nicht beeinflußt haben, denn eine geographische Denk- und Ordnungsweise hat es ja in solchem Maße noch nicht gegeben.

Erst mag man sich den Reiting von den Tälern aus so richtig betrachten. Manchem sind ja die Bilder bekannt, auf denen der frisch ausgeschnittene Reiting den Hintergrund für die Werks- und Schlotlandschaft des Hüttenwerkes Leoben-Donawitz der *VOEST-ALPINE* abgibt. Hier im Leobner Industrieraum lebt und arbeitet ja auch der Großteil jener Bergfreunde, welche dem Reiting im Jahreslauf immer wieder ihre Besuche abstatten. Manchem von ihnen mag sein Anblick den Tag und das Ausharren an seiner Arbeitsstätte erleichtern. Fährt man von Donawitz weiter über St. Peter am Freienstein auf die sogenannte Russenhöhe, so hat man von dort diesen wuchtigen Bergstock samt seinem Rahmen in aller Schönheit vor sich. Schaut man ihn dann von der Verbindungsstraße von Edling zur Schoberpaß-Bundesstraße bei Seiz an, so gewährt er guten Einblick in die steilen Lawinengräben des Kaisertales. Bei Kammern im Liesingtal sind bloß die felsigen Waldrücken des Kienberges und der „Klauen“ sichtbar. Im Schloßgraben unweit von Kammern verfallen die Ruinen der Burgen Ehrenfels und Kammerstein. Von Mautern im Liesingtal ist der Eindruck ein völlig anderer. Brüchiges Gewand und darunter ausgedehnte Schuttfelder gebieten dem im Aufwärtstreben nimmermüden Wald Respekt vor der harten, herrschenden Natur dieses steinigen Gesellen. Wenn man auf der gegenüberliegenden Seite mit dem Alpsteiglifft zum Mauterner Wildpark hinauffährt, verstärkt sich noch dieser Eindruck.

Von Trofaiach, also von Osten her, wirkt der Reiting klotzig und eckig wie eine Mähre, wandert man aber in den landschaftlich prachtvollen Gössgraben hinein, so lernt man seine wilde Seite kennen. Zwischen der Klausenhube (heute Försterhaus) und der Löscherhube streckt er seine Felswände bis zum Gössbach herunter. Wildes, zerrissenes, von Gräben und Tobeln zerfurchtes, alles Leben außer Latschen und Gams abweisendes Gewand umgürtet hier den Gösseckgipfel. Die Namen dieser Gräben verraten schon dem Betrachter der Karte, daß dieses Stück Gebirge einen gewalttätigen Eindruck vermitteln kann. So gibt es zwei Bärentäler, ein Finstertal und einen Wilden Graben.

Am Mayr-Melnhofschen Jagdhaus Löscherhube vorüber erreicht man nach dem Jägerhause Gragl den Aufstieg zur genau nördlich dem Reiting gegenüberliegenden Moosalm. Von dort hat man in die fast geschlossene Nordwand mit

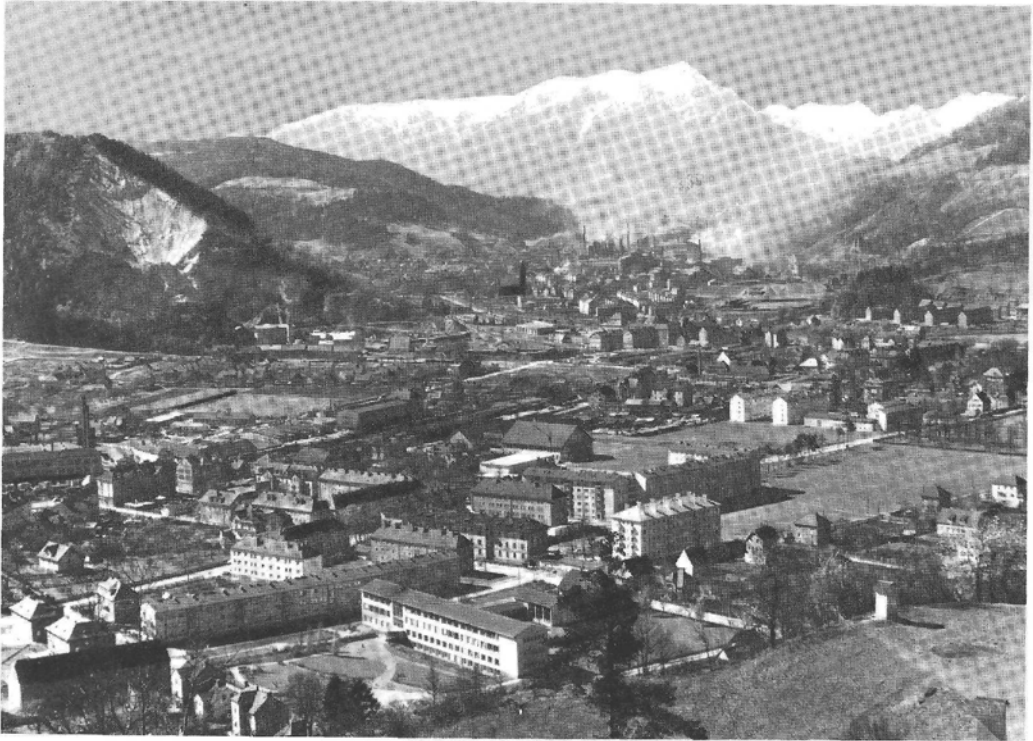
dem schön ausgeprägtem Gösseck-Nordgrat den besten Einblick.

Dieser Gössgraben hat mit Sicherheit vom ehemaligen Nonnenstift Göss, übrigens dem ältesten Kloster auf steirischem Boden überhaupt und heute zu Leoben gehörend, seinen Namen erhalten. Da auch das Damenkloster Traunkirchen in Oberösterreich hier in der Gegend um Trofaiach Güter besaß, wurde dieser Graben als den Gössern zugehörig schon im Jahre 1375 „In der Goezz“ genannt. Heute gehört bis auf kleine Teile auf dem vorgelagerten Schleichberg und in der Reitingau der ganze Berg der Gutsberrschaft Franz Mayr-Melnhof. Diese jahrhundertelange Innehabung des Gebietes durch klösterliche und weltliche Herrschaften ist ja auch die Ursache, daß der Reiting von altersher ein Jagd- und Wildberg ist. Noch vor zweihundert Jahren waren die Radmeister von Vorderberg die Besitzer, welche zur Versorgung ihrer Hochöfen mit Holzkohle riesige Waldgebiete benötigten und auch erworben hatten.

Auf dem Reiting und auf den benachbarten Bergen ziehen heute die besten Gebirgshirsche Österreichs als Erfolg einer jahrzehntelangen, konsequent betriebenen hegerischen Aufbauarbeit ihre Fahrte. Freilich haben dadurch aber auch die Wälder schwere Zeiten überstehen müssen, denn die Wildschäden haben zeitweise ein untragbares Maß erreicht. Man wird aber aus diesem Grunde unter Umständen als Bergwanderer das Glück haben können, einem Sechzehn- oder auch Achtzehner zu begegnen, wenn man nicht wahllos durch die Gegend läuft und Lärm schlägt, sondern dort bleibt, wo das Wild an menschliche Bewegung gewöhnt ist.

Die erste Besteigung des Reiting bzw. seines höchsten Punktes, des Gössecks, war sicherlich kein touristisches Unternehmen, sie hat ursprünglich nicht dem Kennenlernen des Gipfels gegolten, sondern dem Gamswild, welches auf den sanften Rasenhängen des Grieskogels und im oberen Teil des Kaisertales seine Äsungsplätze gehabt hat und heute noch hat. Später, als Weideplätze für die Sömmerung des Viehs gesucht wurden, hat man den Reiting auch entdeckt, obwohl er dazu wegen seiner Wasserarmut nicht allzu geeignet war. Deshalb ist ja die Beweidung des Reiting wieder eingestellt worden und sind die beiden Almhütten, die Mochler- und die Dirnsdorfer Halterhütte, verfallen.

Der kürzeste Anstieg auf das 2214 m hohe Göss-



Der Reiting

Fürst-Fotografie

eck führt von Schardorf, einem kleinen Dörfchen am Südostfuß des Berges zwischen Trofaiach und Kammern, durch den sogenannten Pechölgraben auf das „hasne“ Wildfeld und das Göss-eck. Sowohl in der Österreichischen Wanderkarte 1:50.000, herausgegeben vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, als auch in der Wanderkarte von Freytag & Berndt ist die Bezeichnung Bechelgraben angeführt. Wenn man aber in der Gegend um den Reiting in das Volk hineinhorcht, so wird man niemals die Bezeichnung dieses Grabens als Bechelgraben ausgesprochen hören, sondern eher wie „Pöchö-grobm“, was als Dialektform für Pechölgraben gelten kann. Tatsächlich ist mir auch einmal eine sehr alte forstliche Bestandekarte in die Hände geraten, in der der Name „Pechölgraben“ eindeutig festgehalten ist. Dies mag wohl mit dem sehr starken Vorkommen der Latschen bis in Talnähe und der Föhren und der deshalb hier einmal betriebenen Pechölgewinnung zusammenhängen.

Schon bei etwa 1000 m Seehöhe wird des Grabens Sohle steil und von wildem Geschröf und

Felswänden eingefasst. In der Gehrichtung zum Berg begleiten einen auf der rechten Seite die schrofigen Abhänge des 1651 m hohen Haarkogels, eines eigenwilligen Felszapfens, und des nach Norden steil abbrechenden Geierkogels. Links stürzt ein hoher, felsdurchsetzter und latschenbewachsener Hang vom Rannerriedl und Rumpelack herunter. Hier kann man sehr leicht Gamswild in Anblick bekommen, welches auf dem markierten Weg bleibende Menschen durchaus akzeptiert und sich bewundern läßt. Weicht man jedoch vom Graben ab, so verschwindet es sofort in schier unzugängliche Schrofen- und Latschenwildnisse. Vom Wege abzuweichen, um etwa blühende Petergstamm zu pflücken, ist gar nicht ratsam, da das äußerst brüchige Geschröf und Latschenfallen unangenehme Situationen heraufbeschwören können. Außerdem soll man sich als Gast auf einem Wild- und Blumenberg wie ein solcher benehmen und den Lebensrhythmus der freilebenden Tiere nicht mehr als notwendig stören.

Hat man endlich nach gut zweieinhalbstündigem Aufstieg von Schardorf auf dem vielgewundenen

Steig die Rannacherebene, eine weite, kurzrasige und felslose Wanne zwischen dem Grieskogel und dem Gösseck erreicht, so wird aus dem scharfen Anstieg ein gemüthliches Wandern. Die oberste, grasreichere Mulde ist bevorzugtes Winteräszungsgebiet der Gams, da diese flachen Hänge meist vom Schnee freigeweht sind. Dieser Umstand mag wohl die Ursache für die Benennung als „Wildfeld“ sein. Solche Wild- oder Hirschfelder gibt es in der Steiermark sehr häufig.

Ein ganz bestimmt schönes Erlebnis ist die Überschreitung des Reitingmassivs. Als Ausgangspunkt kann man sowohl das alte Dorf Kammern am Südfuß des Reiting oder aber auch den zum Fremdenverkehrszentrum des Liesingtales avancierten Markt Mautern wählen. Von Kammern führt die Markierung durch den Kammererwald mit seinen Föhrenbeständen und über die Dirnsdorfer Halterhütte auf den „Ruprechtin“ genannten Almbuckel zwischen dem Schloßgraben und dem Kaisertal. Hier tun sich die ersten schönen Ausblicke auf. Nach Südwesten fallen felsdurchsetzte Waldhänge in den Schloßgraben, der seinen Namen von den beiden Burgruinen Ehrenfels und Kammerstein bezogen hat. Über dem Liesingtal drüben stehen in ihrer dunklen Eigenart die Seckauer Tauerngipfel Premstein, Schwaigerhöhe, Seckauer Zinken und Hochreichart mit ihren riesigen hohlen Karen und Zirbenhängen. Der Blick nach Norden erfaßt die Weite des oberen Kaisertales mit seinen vielen Lawinengängen und den weiten, steilen Mulden des Barentales und der Wiesmahd. Dahinter ist das Gösseck und der Grieskogel sichtbar. Man tastet hier gleichsam mit den Augen den Riesenleib des Reiting ab.

Dem, der die Steiermark kennt, ist bekannt, daß es in ihrer Landschaft allenthalben „kaisert“! Meist hängen die Kaisernamen entweder mit Maximilian I. oder Franz Joseph I. zusammen, welche in der langen Ahnenreihe der Habsburger als die großen Jäger hervorstechen. Sie haben ja den Ländern Tirol, Oberösterreich und Steiermark zu den unzähligen kaiserlichen Flurnamen verholfen, weil sie dort mit Vorliebe gejagt haben. Das Kaisertal auf dem Reiting macht in bezug auf die Person eine seltene Ausnahme. Im Jahre 1728 hat der damalige Landeshauptmann der Steiermark Graf Brucner eine riesige Jagd zugunsten Kaiser Karls VI. veranstaltet, wobei die ansässigen Bauern das Wild schon vierzehn Tage vorher in das Gebiet des

Kaisertales eintreiben mußten. Seit dieser Jagd heißt dieser Graben Kaisertal, wie er früher wohl geheißen haben mag, ist nicht mehr bekannt. Der benachbarte Fürstriedl ist allerdings nicht adeliger, sondern rein bäuerlicher Herkunft und ist als Flurname vom darunterliegenden Gehöft, vgl. Fürst, aufgewandert. Von der Ruprechtin wandert man schließlich über den Kamm auf einen felsigen, 1849 m hohen Gipfel, von dem sich dann auch der Blick in die Reitingau und auf das westliche Felsgemäuer des Reiting mit seinen großen Schutthalden auftut. Jenseits des tiefen Tales der Reitingau ist der Hauptkamm der Eisenerzer Alpen, besonders sein schönster Schiberg, das Wildfeld, zu sehen.

Hier auf der Klauen, wie dieses Felsgebilde heißt, trifft der eben beschriebene Weg mit jenem von Mautern durch den walddunklen Ziedritzgraben und über den Kaiseranger herauf zusammen. Dieser Anstieg zur Klauen hat einen ungeheuren Vorteil, so man ihn in der Früh oder vormittags benützt. Er bietet die Annehmlichkeit eines schattigen Anstieges, und dies wenigstens bis zum Wiesenrücken der Kaiseralm, das sind von Mautern herauf immerhin an die achthundert Seehöhenmeter.

Der Weg gipfelwärts führt nun eher bequem über den genau nach Norden ansteigenden Kamm. Dieses Wegstück zwischen Klauen und Rauchenscharte, einer kleinen Einsattelung, wird von den Einheimischen die Altstraße genannt, wiewohl der Pfad natürlich mit einer Straße nichts gemein hat. Auch wenn der Reitingwanderer die Bezeichnung Kalwang vernimmt, so ist im Zusammenhang mit diesem Berg nicht der von Mautern liesingtalauflwärts gelegene Markt Kalwang gemeint, sondern die „Kahlwand“, welche in die Reitingau in Schrofen abfällt, nach Osten aber felslos und steil in den obersten Trog des Barentales einhängt. Über die 2090 m hohe Kahlwandspitze und dann östlich etwas vom Rücken abweichend wird sowohl der vom Hauptkamm etwas nach Osten vorgeschobene Grieskogel als auch der Hauptgipfel des Reiting, das 2214 m hohe Gösseck, erreicht.

Der jähe Tiefblick vom Gipfel in den etwa 1300 m tiefer liegenden Gössgraben über die Fels- und Schrofenwildnis der Kellermauern, Eilfe Mautern und Gamsmutter, ist wild und schaurig. Das Gösseck ist ja auch ein hervorragender Aussichtsgipfel, von dem aus bei klarem Wetter die Julischen Alpen, die Tauernfürstin Hochalm Spitze und ihr Gespons, der

Ankogel, mit dem Auge erfaßt werden können. Am eindrucksvollsten ist aber wohl der Blick auf das ungemein lebendige Industrieland zu seinen Füßen. Gedankenverbindungen von der Industrie zu Landschaft und Erholung bilden sich von selbst, wenn man von diesem schönen Berggipfel auf eine rauchgeschwängerte Schlot- und Hallenstadt hinuntersieht. Der Reiting ist ein echter Industrieberg: Er hat für die Eisenindustrie schon sehr früh Holz geliefert, er ist heute Freizeitbereich für die in der Industrie tätigen Menschen, er bildet den landschaftlichen Kontrast zur Industriestadt Leoben-Donawitz. Aus diesem Grunde könnte der Reiting mit dem nahen Industriezentrum Leoben geradezu das Sinnbild für das Motto des Alpenvereins und seiner Arbeit im Jahre 1974 sein: Gesundheit durch Erholung und bergsteigerische Aktivität in unseren Alpen.

Wenn nun der Kletterfex auch vom Reiting etwas erwarten kann, so ist es wohl nicht viel und vor allem wegen der Brüchigkeit nichts Ideales. Eine hervorstechende Führe, nämlich jene über den Nordgrat, verdient aber doch erwähnt zu werden. Sie wurde im Oktober 1941 von Hermann Hofer und seinen beiden Neffen Kurt und Norbert Hofer erstmals, zum Teil sogar bei Mondschein begangen und hat natürlich seine Wiederholer und Spezialisten gefunden. Hermann Hofer ist ja zusammen mit seiner Frau Regina als Erschließer des wunderschönen Katerloches im Weizer Bergland bekanntgeworden. Kurt Hofer, heute in Knittelfeld ansässig, Landesleiter der HG Steiermark, ist ohnehin ein Begriff, sein Bruder Norbert ist 1944 gefallen.

Der Einstieg wird sowohl vom Mayr-Melnhof-schen Jagdhaus Löscherhube im Gössgraben, allerdings sehr mühsam, auf jeden Fall aber besser vom Gösseckgipfel auf einer die Nordabstürze querenden Riesenrampe erreicht. Die Begehung der Kante ist schwierig (IV), zum Teil brüchig, aber landschaftlich sehr eindrucksvoll. Für diese Felsfahrt ist unbedingt gute Kondition und die entsprechende Einstellung zu Führen solcher Art notwendig. Der Gösseck-Nordgrat ist eine einsame Felsführe geblieben, die allerdings auch schon ihre Opfer gefordert hat. Obwohl Wände, Kamine und Grate vorhanden sind, ist der Reiting wegen seiner Brüchigkeit niemals zu einem vielbesuchten Klettergerüst geworden; die kurzen Routen auf der jenseits des Gössgrabens stehenden

Rauchkoppe sind wesentlich bekannter und beliebter.

Jenen Schifahrern, welche Lift und Leute entbehren können, bedeutet der Reiting schon einiges. Zwar sind Kaisertal und Fallgraben Lawinenfallen und im oberen Teil beliebte Wintererastungsplätze des Wildes und deshalb nicht gerade empfehlenswert, der Pechölgraben (Bechelgraben i. d. Karten) ist ganz gut mit Schiern befahrbar. Auch so manche Steilrinne für die Firngleiter hält dieser Berg parat.

Auf eine Besonderheit möge auch nicht vergessen werden, welche ganz bestimmt geschichtlich interessierte Wanderer ansprechen wird. Im nach ihnen benannten Schloßgraben westlich von Kammern befinden sich die zwei schon erwähnten Ruinen Ehrenfels und Kammerstein, welche in manchen Teilen recht gut erhalten bleiben könnten, da sie wegen ihrer Talferne nie als „Steinbruch“ herhalten mußten. Die beiden Burgen waren auch Sitz von Raubrittern, wurden aber wegen der Unwirtlichkeit des Gebietes sehr früh wieder verlassen. Die rund 500 m über der Talsohle liegende Burg Ehrenfels heißt eigentlich Oberkammern, wird aber nach den letzten Besitzern im Volksmund Ehrenfels genannt. Kammerstein liegt ca. 120 m tiefer, wurde zu Ende des 12. Jahrhunderts erstmals genannt, aber im 16. Jahrhundert schon wieder verlassen. Beide Ruinen sind auf recht romantischen Steigen erreichbar.

So rundet sich das Bild eines interessanten, in allen Einzelheiten eigenwilligen Berges zu einem ganzen Begriff, in dem Gegensätze, ja Bocksprünge im geologischen Aufbau, in geographischer Hinsicht und in der Landschaft zur Regel werden. Auf jeden Fall ist dieser wasser- und unterkunftslose Berg einen Besuch wert.

Alle geschichtlichen Hinweise verdanke ich dem Leiter des Stadtmuseums Leoben, Herrn Dr. Günther Jontes.

*Karten:*

Wanderkarte, Österreichische Karte 1:50.000  
Nr. 132, Trofaiach  
Herausgegeben vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen  
Freytag & Berndt Touristenkarten 1:100.000  
Blatt Nr. 6

*Anschrift des Verfassers:*

Hermann Scharfetter, Bezirksförster  
Mayr-Melnhof-Straße 29/252  
A-8707 Leoben



# Die Cimonega-Gruppe

FRANZ HAULEITNER

Im AV-Jahrbuch 1970 habe ich eine besonders auf die Ersteigungsgeschichte eingehende Monographie des Sass de Mura veröffentlicht. Da diese Abhandlung reges Interesse gefunden hat und außerdem der Wunsch nach einigen mehr praktischen, dem tätigen Bergsteiger dienenden Hinweisen wach wurde, soll diesmal die gesamte Cimonegagruppe einer mehr vom touristischen Standpunkt ausgehenden Betrachtung unterzogen werden.

Im Gegensatz zu den übrigen Gruppen der Feltriner Alpen, die meist hochflächenartigen und weniger dolomitischen Charakter tragen, besitzt die Cimonegagruppe eine gewisse Ähnlichkeit mit der benachbarten Palagruppe. Unser Gebiet weist jedoch eine Reihe von Besonderheiten auf, die sie von den übrigen Dolomitengruppen unterscheidet. So haben wir trotz verhältnismäßig niedriger Gipffluren große relative Höhenunterschiede. Auffallend ist ferner das entweder extrem feste oder brüchige Gestein, welches zur Bildung von besonders eindrucksvollen Bergformen geführt hat. Hinzu kommt die südliche Vegetation bedingt durch die Lage und das maritime Klima. In der Hochregion der Cimonega gibt es heute neben dem Bivacco Feltre (seit 1959) nur eine bewirtschaftete Unterkunft, das Rifugio Bruno Boz (seit 1971). Dies hat zu einer gewissen Vernachlässigung der Gruppe, weniger seitens einiger der Erschließer, als vielmehr seitens der großen Masse bergsteigender Menschen geführt. Viele Anstiege, die vor 30 Jahren und mehr erstbegangen wurden, weisen bis heute noch keine Wiederholung auf, ferner sind eine ganze Reihe von Wänden, Kanten und Pfeilern aber auch ganze Felsbastionen, Türme und Zacken noch unbenannt und unbestiegen. Die Weganlagen sind im gesamten Bereich der Feltriner Alpen großteils stark verfallen und von Gras überwuchert.

Die Cimonegagruppe liegt im Grenzgebiet der Provinzen Trient und Belluno. Somit sind zwei Sektionen des CAI (Sektion Feltre und Sektion Primiero) für den Zustand der Wege und für die Instandhaltung der Hütten verantwortlich. Da

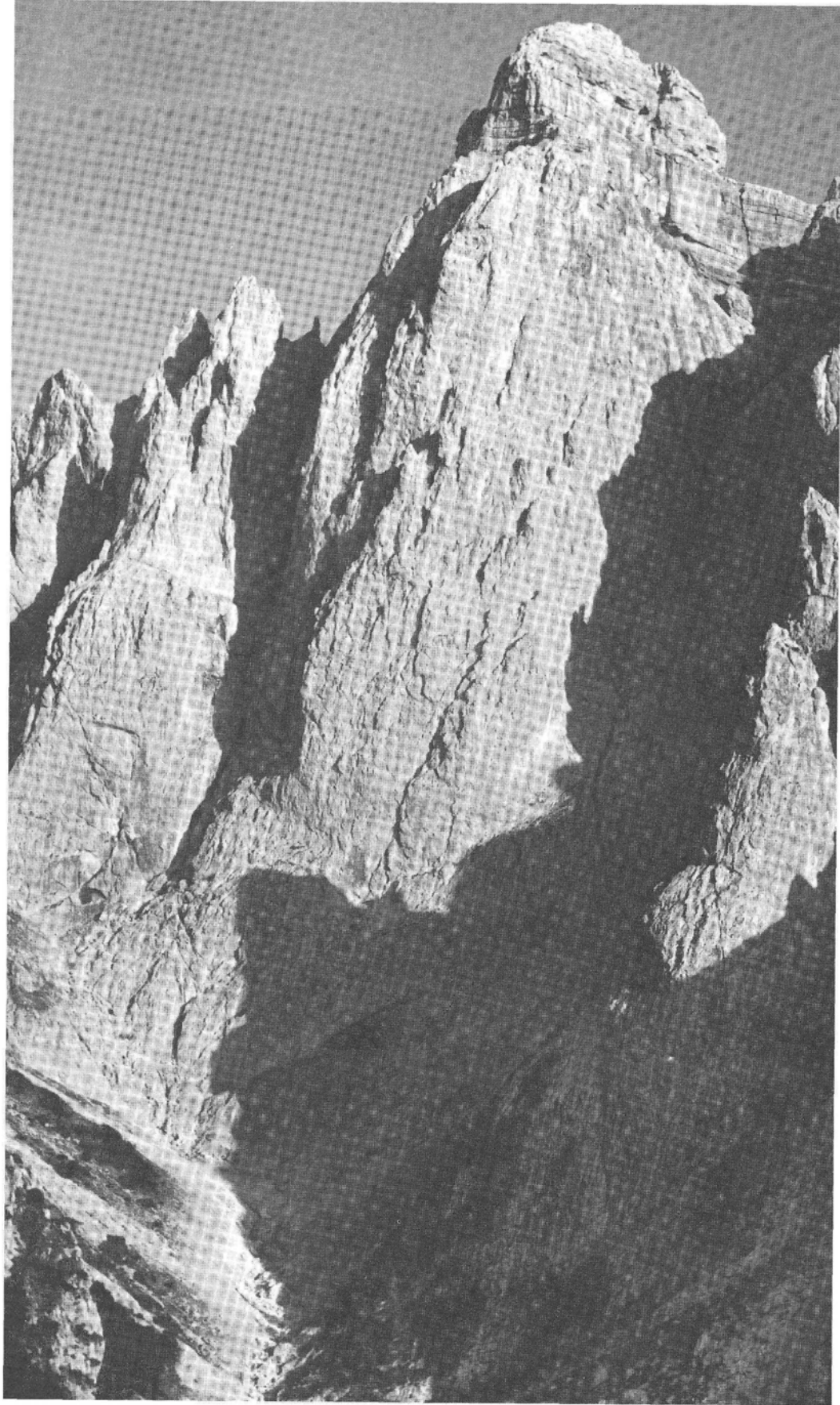
der Großteil der Feltriner Alpen auf bellunesischem Boden liegt, arbeitet besonders die CAI-Sektion-Feltre seit 1966 an einer systematischen Verbesserung und Markierung der Wege.

Unsere Gruppe besitzt eine ganze Reihe von hervorragenden Aussichtsbergen, allen voran der Sass de Mura (2547 m), der durch seine Höhe und Lage vor allem nach Süden den Blick ungehindert schweifen läßt. So gewahrt man an klaren Tagen von seinem Scheitel die Adria, die Lagunenstadt sowie die Euganeischen Hügel bei Padua. Im Westen schimmern über den Höhen der Vicentiner und Fleimstaler Alpen die Gletscher der Ortlergruppe, während sich im Osten ein schier unübersehbares Heer von Türmen und Zacken bis gegen die Julischen Alpen hin ausbreitet. Die Cimonegagruppe ist kein ausgesprochenes Klettergebiet. Wohl liegen im zentralen Teil eine ganze Reihe von herrlichen Kletterbergen mit weit über hundert Führen aller Schwierigkeitsgrade, aber an den sanften Abhängen des Gebirges finden wir eine ausgedehnte und ungemein liebliche Wiesenlandschaft. So kann man etwa an der Sella della Caltena oder an der Schulter von Cenguel-Stiozze-Fossetta Wanderungen durch Lärchenwälder und blumenreiche, von den Felskolossen der Pala umstandene Wiesen unternehmen, die zu den unbekanntesten aber schönsten in den Dolomiten zählen.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß die Cimonegagruppe, die heute zum Großteil im Bereich des im Entstehen begriffenen „Parco Nazionale delle Dolomiti“ liegt, noch eine wahre „Oase der Stille“ inmitten der sehr überlaufenen Dolomitenwelt darstellt. Ihre landschaftliche Vielfalt macht sie nicht nur für den Bergsteiger schärferer Richtung, sondern auch für den sogenannten Normalverbraucher und den einfachen Wanderer interessant. Sie alle werden in diesen einsamen Bergfeldern echtes Abenteuer und Bergerleben finden.

## LAGE UND BEGRENZUNG

Die Feltriner Alpen stellen die südlichste Gruppe der westlichen Dolomiten dar und werden durch den Ceredapass (1361 m) von der nördlich gelegenen Palagruppe getrennt. Das gesamte Gebirge breitet sich zwischen den Tal des Cistron im Westen, der Piave im Süden und der Mis im Osten aus (die Gruppe der Monti



del Sole darf nach orographischen Gesichtspunkten nicht zu den Feltriner Alpen gezählt werden). Die Cimonegagruppe, selbst im Herzen der Feltriner Alpen gelegen, bildet in ihr einen wichtigen Verzweigungspunkt. Die Untergruppen der Feltriner Alpen sind:

1. Westliche Feltriner Alpen
  - a) Vette Feltrine
  - b) Cimonega
2. Östliche Feltriner Alpen
  - a) Brandol
  - b) Pizzocco
  - c) Tre Pietre

Von den soeben erwähnten Nachbargruppen wird die Cimonega wie folgt getrennt:

Ceredapaß (gegen die Palagruppe) – Rio Bastia – Torrente Mis – Val delle Moneghe – Forcella dell'Omo (gegen Brandol) – Val Slavinaz – Val Caorame – Val d'Alvis – Passo de Mura (gegen Vette Feltrine) – Val Fonda – Val Nagaoni – Val Noana – Val Cison bis Fiera di Primiero – Val Cereda – Ceredapaß.

#### KURZE TOPOGRAPHISCHE GLIEDERUNG DER GRUPPE

Die Hauptgrate der Cimonegagruppe formen ein nach Süden offenes V. Am Vereinigungspunkt dieser Grate steht der Piz di Sagron (2486 m), die topographisch wie orographisch wichtigste Berggestalt nicht nur der Cimonegagruppe, sondern überhaupt der Feltriner Alpen. Von ihm weg ziehen drei größere Gratzüge. Ein steiler gerümter Nordgrat fällt gegen die Forcella di Sagron (1961 m) ab, wo er sich nochmals aufbäumt und den eleganten Piz del Palughet (2150 m) formt. Hier wendet sich der Grat scharf nach Westen (fällt also nur mit seiner Nordflanke gegen den Ceredapaß ab) und erreicht über die Punta Cereda (2110 m) den Passo Palughet (1910 m). Punta Cereda, Piz del Palughet und die Türme an ihrer Nordseite scheinen in Karten und Literatur auch unter dem Sammelbegriff „Pale del Garofolo“ auf. Von der begrünten Einsenkung des Passo Palughet zieht der Grat der Pale alte Palughet stark bewachsen südwestlich gegen den Cimon Fradusta (1867 m) und den mehrgipfeligen Sasso Padella, der letzten felsigen

aber touristisch unbedeutenden Erhebung dieses Gratzuges. Im Südwesten des Sasso Padella breitet sich die Sella della Caltena aus, eine weite von Lärchenbäumen bestandene Wiesen-schulter. Auch die Nordseite der Pale alte Palughet birgt eine solche Schulter, welche gegen Val Cereda abfällt.

Ein mächtiger Felskamm zieht vom Piz di Sagron nach Südosten. Aus ihm ragen als Gipfel der Sasso Largo (2300 m) und der Sasso delle Undici (2310 m) hervor. An der Forcella del Comedon (2067 m) steilt sich dieser Grat nochmals mächtig auf und bildet die schöne Felspyramide der Punta del Comedon (2325 m). Diese fällt nach Osten über den Corno del Comedon (ca. 2180 m) gegen die Forcella dell'Omo (1963 m) ab.

Der vom Piz di Sagron südwärts ziehende Gratzug wirft als erste Erhebung den kühnen Piz de Mez (2440 m) auf, der nach Süden steil gegen die Forcella di Cimonega (2145 m) abfällt. Südwestlich derselben ragt der Sasso de Mura (2547 m) als höchster Berg der Gruppe in beispielloser Gestalt auf. Er fällt mit langem Südgrat gegen den begrünten Passo de Mura (1867 m) ab. Sein Westgrat führt hingegen zur Forcella di Neva (2148 m), wo ein nach Südwesten ziehender Sekundärgrat ansetzt und sich sogleich zu den drei kühnen Torri Neva (2286 m, 2252 m, 2240 m) und den runden Felsbuckel des Monte Neva (2228 m) aufschwingt. Dann wird der Grat zahmer und fällt begrünt und bewaldet über den Col San Pietro (1954 m), die Cima Spizoti (1915 m) und den Col Fierech (1739 m) gegen die Val Noana ab. Im Süden und Norden dieses Grates liegen die zwei großen westwärts ziehenden Täler der Gruppe, die Val Giasinozza, und die Val Fonda-Nagaoni. Die nördlich gelegene Val Giasinozza, die vom Rio Noana durchflossen wird, ist ein waldreiches und langgestrecktes Tal, das im oberen Teil neben der Val Giasinozza alta (zwischen Piz di Sagron und Pale del Garofolo) als Seitental die Val Cimonega (zwischen Piz di Sagron und Sasso de Mura) aufweist. Die vom Rio Neva durchflossene, weite und wiesige Val Fonda zieht zunächst gegen Süden, biegt aber dann westwärts um (Val Nagaoni) und vereinigt sich schließlich mit der Val Giasinozza zu jener großartigen, von steilen Wänden eingefassten Noanaschlucht, die bei Imer in das Becken von Primiero mündet.

Zwischen den oben besprochenen Gratzügen

*Der Piz di Sagron mit den Torri Walter links vom Passo Palughet aus gesehen* F. Hauleitner

nach Süden und Südosten ist die große Busa di Cimonega eingebettet, ein riesiges Hochkar, das durch den Südsporn des Piz de Mez (Col del Mul, 2114 m) zweigeteilt wird. Die westliche Hälfte wird Pian del Re, die östliche Pian della Regina genannt. Das Hochkar entwässert nach Süden durch die Val Caorame gegen Val Canzoi. Die Felsbauten der Cimonega bestehen vorwiegend aus Schlerndolomit. Nur der Felskoloß des Sass de Mura und der Gipfel des Piz di Sagron werden aus Dachsteindolomit gebildet. Am Südrand unseres Gebirges verläuft in ostwestlicher Richtung die sogenannte Valsugana-Störungzone, etwa in der Linie: Passo de Mura-Forcella dell'Omo-Val delle Moneghe-Valle Mis. Das Gebiet entlang dieser Linie ist zum Teil erzfindig (Transaqua, California).

## KLIMA

Die Feltriner Alpen liegen am Südrand der Dolomiten. Bei Südsrömungen wird warme und feuchte Meeresluft auch bei allgemeiner Schönwetterlage gegen den Südalpenrand geführt und dort zum Aufsteigen gezwungen. Die Folge davon ist eine ungewöhnlich starke Nebelbildung in den Hochlagen. Dieser Sommernebel löst sich manchmal wochenlang nicht auf und erweckt dann, wenn man sich in der Nebelzone befindet, den Anschein von Schlechtwetter, da er mit starkem Nieselregen auftritt. Die günstigste Jahreszeit für Touren in den südlichen Dolomiten ist daher neben dem Frühjahr (Mai, Juni) in erster Linie der Herbst (September, Oktober).

## ANREISEWEGE

In unserem Gebiet ist der Besucher mit eigenem Kraftfahrzeug im Vorteil gegenüber den auf Bus oder Bahn angewiesenen. Die meisten Talstützpunkte innerhalb der Gruppe können nämlich nur mit eigenem Auto oder Taxierreicht werden, Busverbindungen bestehen nur an der Peripherie des Gebirges. Die vier Städte: Feltre, Agordo, Belluno und Fiera di Primiero spannen ein Viereck auf, innerhalb dessen die Feltriner Alpen liegen. Zwischen diesen Orten besteht mit Ausnahme der Strecke Fiera di Primiero-

Ceredapaß-Agordo (Busverbindung nur im Hochsommer) ein reger Busverkehr. Bahnstationen befinden sich in Feltre, S. Giustina und Belluno; sie sind in erster Linie für Besucher aus dem Süden (Venedig, Treviso, Padua) von Interesse. Der aus den nördlichen Dolomiten anreisende Bergsteiger erreicht oben genannte Städte mittels der Buslinien: Bozen-Agordo-Belluno-S. Martino di Castrozza-Fiera di Primiero-Feltre und Cortina-Longarone-Belluno. Von der Hauptstrecke Bozen Trento-Verona erreicht man Feltre am besten durch die Valsugana (Bahn) und ab Primolano per Bus. Zwischen Feltre und Belluno gibt es neben der Bahn noch eine Buslinie über Villabruna-Soranzan-Cesiomaggiore-S. Gregorio nelle Alpi nach S. Giustina. Sie ist für alle jene interessant, die von Süden in unser Gebiet eindringen wollen.

## STÜTZPUNKTE

Mit einer einzigen Ausnahme (Rifugio Dal Piaz in den Vette Feltrine) liegen die größten und bewirtschafteten Stützpunkte der Feltriner Alpen in der Talregion. Diese Unterkünfte können durchwegs mit eigenem Auto oder Taxi erreicht werden.

Auf der Südseite der Cimonegagruppe befindet sich das in der Val Canzoi gelegene *Albergo Alpino* (660 m). Man erreicht es aus dem Piavetal von Soranzan (8 km). Das Haus liegt zu Füßen der Staumauer des Lago della Stua und ist in den Karten meist unter der Bezeichnung „Osteria Boz“ zu finden. Es wird nur an Sonn- und Feiertagen stärker besucht und ist Ausgangspunkt für verschiedene und meist ziemlich anstrengende Übergänge in die westlichen und östlichen Feltriner Alpen, sowie für die Zugänge zum Bivacco Feltre und zum Bivacco Bruno Boz.

Auf der Westseite liegt in unmittelbarer Nähe des Noana-Stausees des *Rifugio Fonteghi* (1100 m). Man erreicht es mit dem Auto von Imer (9 km). Das idyllisch gelegene Haus ist Ausgangspunkt für Zugänge zum Bivacco Bruno Boz und Bivacco Feltre sowie für Übergänge zum Rifugio Caltena und in das Gebiet der Vette Feltrine.

Auf der Schulter der Sella della Caltena liegt inmitten malerischer Lärchenwiesen das aus-

sichtsreiche neue *Rifugio Caltena* (ca. 1265 m). Das Haus cignet sich in erster Linie als Standort für die zahlreichen Wanderungen an der Sella della Caltena aber auch für Bergtouren am Sasso Padella, Cimón di Fradusta, Pale alte Palughet, Pale del Garofolo, Piz di Sagron, Piz de Mez, Sass de Mura und Monte Neva. Ferner lassen sich Übergänge zum Rifugio Fonteghi, Rifugio Cereda, Baita del Vecio, Fiera di Primiero, Sagron und Bivacco Feltre unternehmen. Man erreicht das Rifugio Caltena am schönsten zu Fuß auf einen der Wege, die von Primiero auf die Sella della Caltena führen: von Mezzano über Copperra, Melai, Tasedi, Falasorni und S. Giovanni nach Caltena (2½ St.); von Mezzano über Copperra, Pralong, Irines, Fedai nach Caltena (1½ St.); von Fiera über Nogarili, Mason, Longo und Gatolin nach Caltena (1½ St.); von Fiera über Nogarili, Mason, Cantarei, Boie, Fedai nach Caltena (1½ St.) und von Fiera über die Baita Bellavista, Noali, Lac Sant, Prati Sicone, S. Antonio nach Caltena (1½ St.). Der letztgenannte Zugang wurde 1968 zu einer Straße ausgebaut, die mit geländegängigem Wagen bis zum Rifugio Caltena befahren werden kann (5 km).

Auf der Nordseite der Gruppe haben wir das am Ceredapaß gelegene *Rifugio Cereda* (1361 m). Das Haus wird am besten mit eigenem Auto oder Taxi von Fiera di Primiero (9 km), von Gosaldo (8 km) oder von Agordo (21 km) erreicht. Es stellt den wichtigsten Stützpunkt für die nördliche Cimonegagruppe (Pale del Garofolo, Pale alte Palughet, Piz di Sagron) dar und bietet eine Fülle von Übergängen nach Sagron, Fiera di Primiero, zum Rifugio Caltena, Bivacco Bruno Boz, Bivacco Feltre und Albergó Alpino.

An der Straße von Fiera di Primiero zum Ceredapaß liegt in der Val Cereda die *Baita del Vecio* (1114 m). Auch hier findet man Unterkunft, allerdings ist das Haus für Touren in die nördliche Cimonegagruppe weniger günstig gelegen. Hervorragend cignet es sich hingegen für Ausflüge auf die aussichtsreiche Wiesenschulter von Cenguei-Stiozze-Fossetta (einmalige Palablicke!). Übergänge sind möglich zum Rifugio Caltena, Sagron und Bivacco Feltre. Die Baita erreicht man mit Auto von Fiera di Primiero (6 km) oder vom Ceredapaß (3 km).

Nicht unerwähnt darf das überaus reizende Bergdörfchen *Sagron* (1062 m) am Nordstrand

der Cimonegagruppe bleiben. Zu Füßen des gewaltigen Piz di Sagron und hoch über der Val Mis gelegen, kann sich dieses „Soglio der Feltriner Alpen“ nur mit dem bekannten Santa Lucia (Val Fiorentina) messen. Das Dorf besitzt ein kleines Albergó und ist als Ausgangspunkt für Zugänge zum Bivacco Feltre und Rifugio Cereda sowie für Übergänge zum Rifugio Caltena, Bivacco Feltre, Albergó Alpino von Bedeutung. Bergfahrten können am Piz di Sagron, Piz Palughet, Sasso Largo, Sasso delle Undici, Punta del Comedon usw. unternommen werden. Man erreicht den Ort von Mis (an der Straße Gosaldo-Ceredapaß gelegen) auf schöner Naturstraße (4 km).

Das *Bivacco Feltre* (1930 m) liegt innerhalb der Busa di Cimonega auf dem Pian della Regina und zwar am Abbruchrand desselben gegen das untere Cimonegakar. Die Lage der Biwakschachtel ist ungewöhnlich günstig und großartig. Die für acht Mann Platz bietende Wellblech-Biwakschachtel, deren Vergrößerung geplant ist, erweist sich als idealer Stützpunkt für die zentrale Cimonegagruppe. Sie ist Eigentum der CAI-Sektion-Feltre und das ganze Jahr hindurch offen. Wasser findet man südwestlich unterhalb der Hütte. Man erreicht die Unterkunft auf vier verschiedenen Wegen: Vom Albergó Alpino durch Val Caorame (2½-3 Stunden), vom Ceredapaß über Mattiuzzi und die Forcella del Comedon (4-5 Stunden), vom Rifugio Fonteghi über das Rifugio Bruno Boz, Passo de Mura und Col dei Becchi (4-5 Stunden) und vom Rifugio Caltena durch Val Giasinozza, Val Cimonega, Forcella di Cimonega (5 Stunden). Übergänge sind gegen das Rifugio Bivacco Boz, Rifugio Caltena und den Ceredapaß sowie gegen die Pizzocogruppe (Bivacco Palia) möglich. Das Biwak cignet sich als Stützpunkt für Bergfahrten am Sass de Mura, Piz de Mez, Piz di Sagron, Sasso Largo, Sasso delle Undici und Punta del Comedon.

Das *Rifugio Bivacco Bruno Boz* (1718 m) der CAI-Sektion-Feltre liegt an der Stelle der im Herbst 1966 durch heftigen Sturm zerstörten Malga Nevetta auf einer begrünten Schulter östlich des Talgrundes der Val Fonda. Das gemauerte Haus bietet auf zwei Zimmern verteilt Platz für 24 Personen. Seit 1971 wird es den Sommer über (Anfang Juli bis Ende September) wie ein richtiges Rifugio bewirtschaftet. In übriger Zeit ist es ein stets geöffnetes Bivacco. Wasser findet man westlich,

am Oberrand des gegen Val Fonda abfallenden Hanges. Das Rifugio Boz erreicht man entweder vom Rif. Fonteghi über El Belo (mit Auto bis hierher 1/2 Stunde Ersparnis) und Val Nagaoni in 2 1/2 Stunden oder vom Albergo Alpino über den Passo Finestra oder Passo d'Alvis in 3 Stunden. Übergänge ergeben sich gegen das Bivacco Feltre, Rif. Caltena, Rif. Fonteghi und Rif. Dal Piaz (Vette Feltrine). Das Haus ist Ausgangspunkt für Touren am Monte Neva, Sass de Mura, Col S. Pietro und den Vette Feltrine.

## ÜBERGÄNGE

In der Folge werden die wichtigsten Übergänge im Bereich der Cimonegagruppe angeführt. Sie verlaufen größtenteils in weglosem Gelände und erfordern durchwegs erfahrene, trittsichere Bergsteiger.

1. Vom *Albergo Alpino* (660 m)
  - a) Albergo Alpino-Cansech (750 m) – Passo di Finestra (1766 m) – Val Nagaoni – Rifugio Fonteghi (4 1/2 – 5 Stunden).
  - b) Albergo Alpino-Casera Tunitano (810 m) – Malga d'Alvis (1573 m) – Passo d'Alvis (1880 m) – Bivacco Bruno Boz (1718 m) – Val Nagaoni – Rifugio Fonteghi (5 – 5 1/2 Stunden).
2. Vom *Rifugio Fonteghi* (1100 m)
  - a) Rifugio Fonteghi-Col (1141 m) – Val Giasinozza-Ineri (1190 m) – Rifugio Caltena (1 – 1 1/4 Stunden).
  - b) Rifugio Fonteghi-El Belo (1188 m) – Val Nagaoni – Passo di Finestra (1766 m) – Cansech (750 m) – Albergo Alpino (3 1/2 – 4 Stunden).
  - c) Rifugio Fonteghi-El Belo (1188 m) – Val Nagaoni – Bivacco Bruno Boz (1718 m) – Passo d'Alvis (1880 m) – Malga d'Alvis (1573 m) – Casera Tunitano (810 m) – Albergo Alpino (4 Stunden).
  - d) Rifugio Fonteghi-Lus (1130 m) – Costabella-Scarin Col San Pietro (1954 m) – Val Fonda – Bivacco Bruno Boz (3 1/2 – 4 Stunden).
3. Vom *Rifugio Caltena* (ca. 1265 m)
  - a) Rifugio Caltena-Ineri (1190 m) – Val Giasinozza-Col (1141 m) – Rifugio Fonteghi (1 1/4 Stunden).
  - b) Rifugio Caltena – Val Giasinozza – Passo Palughet (1910 m) – Malga Fossetta (1556 m) – Ceredapass (3 1/2 – 4 Stunden).

c) Rifugio Caltena – Val Giasinozza – Forcella di Sagron (1961 m) – Mattiuzzi (1201 m) – Sagron (3 – 4 Stunden).

d) Rifugio Caltena – Val Giasinozza – Val Cimonega – Forcella di Cimonega (2145 m) – Forcella Col del Mul (ca. 2100 m) – Bivacco Feltre (4 – 4 1/2 Stunden).

e) Rifugio Caltena – Val Giasinozza – Val Cimonega-Forcella di Cimonega (2145 m) – Pian del Re – Casera Cimonega (1637 m) – Val Caorame – Albergo Alpino (5 1/2 – 6 Stunden).

f) Rifugio Caltena – Val Giasinozza – Val Cimonega – Forcella di Cimonega (2145 m) – Pian del Re – Col dei Becchi (ca. 1955 m) – Passo de Mura (1867 m) – Bivacco Bruno Boz (6 – 6 1/2 Stunden).

g) Rifugio Caltena – Val Giasinozza – Val Cimonega – Forcella di Cimonega (2145 m) – Banca Soliva oder Banca Posterna des Sass de Mura – Forcella di Neva (2148 m) – Busa di Neva – Val Fonda – Bivacco Bruno Boz (6 – 7 Stunden).

## 4. Vom *Rifugio Cereda* (1361 m)

a) Rifugio Cereda – Malga Fossetta (1556 m) – Passo Palughet (1910 m) – Val Giasinozza – Rifugio Caltena (3 – 3 1/2 Stunden).

b) Rifugio Cereda – Malga Fossetta (1556 m) – Passo Palughet (1910 m) – Val Giasinozza – Val Cimonega – Forcella di Cimonega (2145 m) – Pian del Re – Forcella Col del Mul (ca. 2100 m) – Bivacco Feltre (6 – 7 Stunden).

c) Rifugio Cereda – Malga Fossetta (1556 m) – Passo Palughet (1910 m) – Val Giasinozza – Val Cimonega – Forcella di Cimonega (2145 m) – Pian del Re – Casera Cimonega (1637 m) – Val Caorame – Albergo Alpino (7 1/2 – 9 Stunden).

d) Rifugio Cereda – Malga Fossetta (1556 m) – Passo Palughet (1910 m) – Val Giasinozza – Val Cimonega – Forcella di Cimonega (2145 m) – Banca Soliva oder Banca Posterna des Sass de Mura – Forcella di Neva (2148 m) – Busa di Neva – Val Fonda – Bivacco Bruno Boz (8 – 9 Stunden).

e) Rifugio Cereda – Malga Fossetta (1556 m) – Passo Palughet (1910 m) – Val Giasinozza alta – Forcella di Sagron (1961 m) – Mattiuzzi (1201 m) – Sagron (3 – 4 Stunden).

f) Rifugio Cereda – Malga Fossetta (1556 m) – Forcella Colspitz (ca. 1500 m) – Stiozze –

Cenguei – Fiera di Primiero (2 – 2½ Stunden).

g) Rifugio Cereda – Mattiuzzi (1201 m) – Intaiada alta – Forcella del Comedon (ca. 2100 m) – Bivacco Feltre (4 – 5 Stunden).

h) Rifugio Cereda – Mattiuzzi (1201 m) – Sagron (1¼ Stunden).

5. Von der *Baita del Vecio* (1114 m)

(siehe Rifugio Cereda)

6. Von *Sagron* (1062 m)

a) Sagron – Mattiuzzi (1201 m) – Rifugio Cereda (1¼ Stunden).

b) Sagron – Mattiuzzi (1201 m) – Forcella di Sagron (1961 m) – Passo Palughet (1910 m) – Malga Fossetta (1556 m) – Rifugio Cereda (3½ – 4 Stunden).

c) Sagron – Mattiuzzi (1201 m) – Forcella di Sagron (1961 m) – Val Giasinozza – Rifugio Caltena (3½ – 4 Stunden).

d) Sagron – Mattiuzzi (1201 m) – Forcella di Sagron (1961 m) – Val Giasinozza – Val Cimonega – Forcella di Cimonega (2145 m) – Banca Soliva und Banca Posterna des Sass de Mura – Forcella di Neva (2148 m) – Busa di Neva – Val Fonda – Bivacco Bruno Boz (8 – 10 Stunden).

e) Sagron – Mattiuzzi (1201 m) – Intaiada alta – Forcella dei Comedon (ca. 2100 m) – Bivacco Feltre (4–4½ Stunden); weiter zum Bivacco Bruno Boz über den Col dei Becchi (ca. 1955 m) und den Passo de Mura (1867 m) etwa 6–7 Stunden oder über die Casera Cimonega (1637 m) und die Val Caorame zum Albergo Alpino (insgesamt 5½–6½ Stunden).

f) Sagron – California (672 m) – Val delle Moneghe – Malga Ladesi – Forcella dell’Orno (1963 m) – Val Slavinaz – Albergo Alpino (5–7 Stunden).

7. Vom *Bivacco Feltre* (1930 m)

a) Bivacco Feltre – Col dei Becchi (ca. 1955 m) – Passo de Mura (1867 m) – Bivacco Bruno Boz (2 – 2½ Stunden).

b) Bivacco Feltre – Forcella Col del Mul (ca. 2100 m) – Forcella di Cimonega (2145 m) – Val Cimonega – Val Giasinozza – Rifugio Caltena (3 – 3½ Stunden).

c) Bivacco Feltre – Forcella Col del Mul (ca. 2100 m) – Forcella di Cimonega (2145 m) – Val Cimonega – Val Giasinozza – Passo Palughet (1910 m) – Malga Fossetta (1556 m) – Rifugio Cereda (4½ – 5½ Stunden).

d) Bivacco Feltre – Forcella Col del Mul (ca.

2100 m) – Forcella di Cimonega (2145 m) – Banca Soliva oder Banca Posterna des Sass de Mura – Forcella di Neva (2148 m) – Busa di Neva – Val Fonda – Bivacco Bruno Boz (3 – 3½ Stunden).

e) Bivacco Feltre – Forcella del Comedon (ca. 2100 m) – Intaiada alta – Mattiuzzi (1201 m) – Rifugio Cereda oder Sagron (3 – 3½ Stunden).

f) Bivacco Feltre – Casera Cimonega (1637 m) – Spallone Meridionale del Comedon – Busa del Frate – Forcella dell’Orno (1963 m) – California (672 m) oder Val Slavinaz – Albergo Alpino (jeweils 4 – 5 Stunden).

8. Vom *Bivacco Bruno Boz* (1718 m)

a) Bivacco Bruno Boz – Val Fonda – Busa di Neva – Forcella di Neva (2148 m) – Banca Soliva oder Banca Posterna des Sass de Mura – Forcella di Cimonega (2145 m) – Forcella Col del Mul (ca. 2100 m) – Bivacco Feltre (3½ Stunden).

b) Bivacco Bruno Boz – Val Fonda – Busa di Neva – Forcella di Neva (2148 m) – Banca Soliva oder Posterna des Sass de Mura – Forcella di Cimonega (2145 m) – Val Cimonega – Rifugio Caltena (ca. 1265 m) oder über den Passo Palughet (1910 m) zum Rifugio Cereda (5½ bzw. 8 Stunden).

c) Bivacco Bruno Boz – Passo de Mura (1867 m) – Col dei Becchi (ca. 1955 m) – Pian del Re – Bivacco Feltre (2 – 2½ Stunden).

d) Bivacco Bruno Boz – Col San Pietro (1954 m) – Scaorin – Costabella – Ius (1130 m) – Rifugio Fonteghi (2 Stunden).

## DIE WICHTIGSTEN BERGE DER GRUPPE UND IHRE LOHNENDSTEN ANSTIEGE

In der Umgebung des Bivacco Bruno Boz weist der *Monte Neva* (2228 m) als Ausichtsberg eine gesonderte Stellung auf. Obgleich er sich von Süden gesehen aus der Kette der Torri Neva (2240 m, 2252 m, 2286 m) nur wenig abhebt und mit seinen lauschendurchsetzten Flanken kaum zu einer Besteigung einlädt, ist diese wider Erwartung einfach und wird obendrein mit einer Prachtrundschau belohnt. Man besteigt den Berg vom *Col San Pietro* (1954 m) über den schroffigen Südwestgrat (1).

Sehr schön ist eine Überschreitung (I-II, Stellen III) des Monte Neva und der Torri Neva. Man muß allerdings wieder über den Grat oder die Nordwestflanke gegen den Col San Pietro zurückkehren, da der Torre Neva Settentriale (2286 m) mit überhängenden Wänden gegen die Forcella di Neva (2148 m) abfällt.

Der *Sass de Mura* wurde bereits im AV-Jahrbuch 1970 monographisch vorgestellt. Relativ häufig wird seine Überschreitung durchgeführt, wobei man für den Aufstieg die „Via dei Primierotti“ durch die Süd- und Ostwand wählt, dann den Grat vom Hauptgipfel (2547 m) gegen den Südwestgipfel (2522 m) überschreitet und schließlich über den Südgrat zur Banca Soliva und weiter zur Forcella di Neva (2148 m) absteigt (II, einige Stellen III). Weitere lohnende Kletterfahrten am *Sass de Mura* im III. und IV. Schwierigkeitsgrad sind die nördliche Ostwand („Via della Rampa“), der Südostgrat, die zentralen Nordwestwandkamme („Camini Castiglioni“), die Nordwestwand des Südwestgipfels und der herrliche Nordgrat (eine Stelle V). Äußerst schwierige Kletterei bietet eine Durchsteigung der Nordwestwand des Hauptgipfels (mindestens ein Biwak, noch keine Wiederholung) sowie die direkte Süd- wand des Hauptgipfels (ein Biwak, noch keine Wiederholung). Die landschaftlich lohnendste Tour am *Sass de Mura* ist die Umwanderung des Berges auf den Bändern der Banca Soliva und Banca Posterna – ein luftiger Gang „hoch über Tälern und Menschen“.

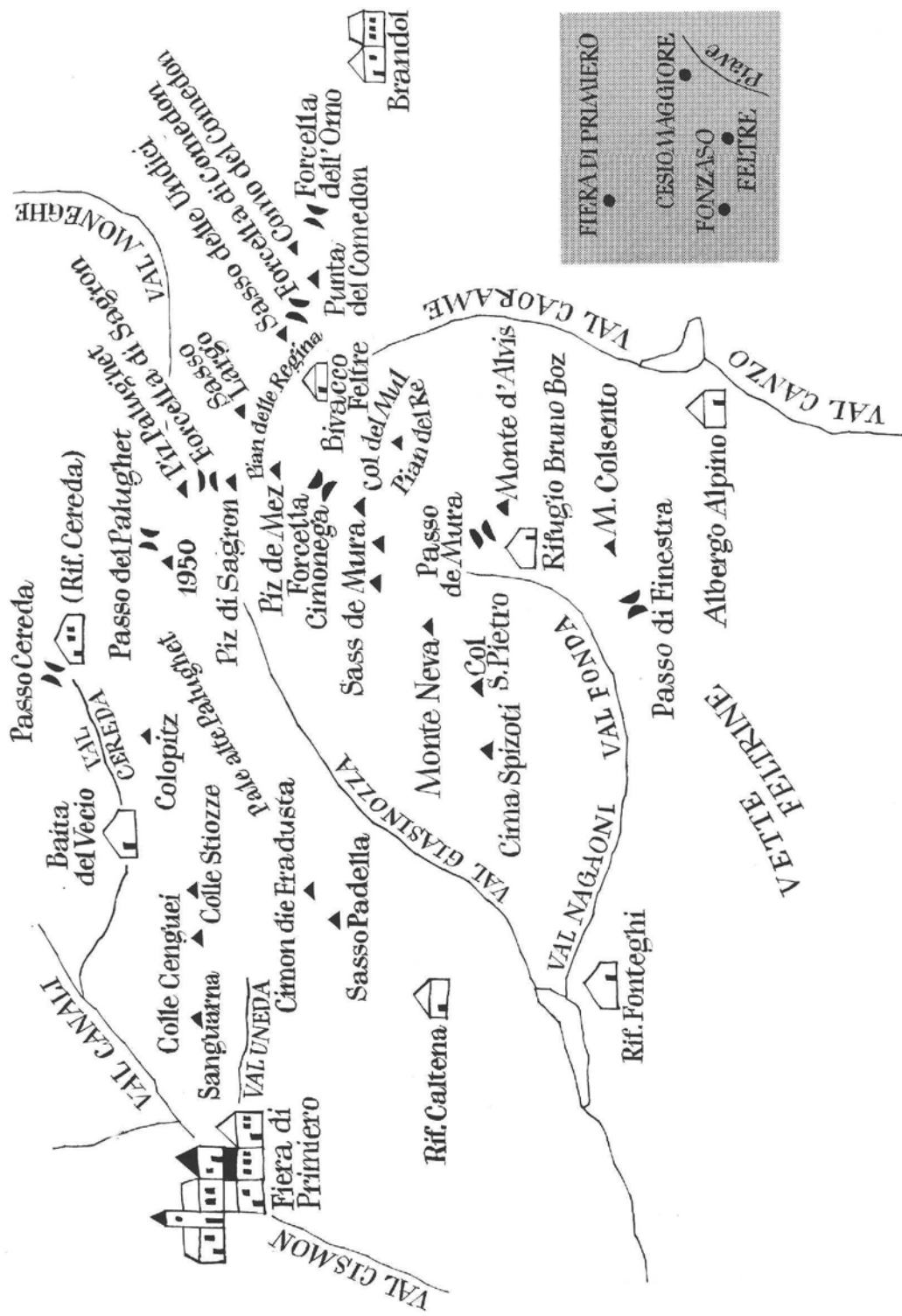
Nördlich des *Sass de Mura* erhebt sich der vierkantige, wuchtige Klotz des *Piz de Mez* (2440 m). Von seinem Gipfel genießt man den prächtigsten Anblick des *Sass de Mura* – ein Glanzpunkt in den Feltriner Alpen! Der leichteste Anstieg erfolgt durch die geröllige Nordflanke (I+) aus der Scharte zwischen dem *Piz de Mez* und dem *Piz di Sagron*. Klettertechnisch und landschaftlich schöner ist jedoch der Südgrat, der Schwierigkeiten des II. und III. Grades bietet. Die schönste Wand an diesem Berg ist neben der noch undurchstiegenen Westwand die 450 m hohe Ostwand. Sie weist bisher drei Durchstiege auf, die sich durch besonders guten Fels auszeichnen (III, IV und V). Sehr lohnend

ist ferner die Südostkante (III und IV) und der Anstieg auf die Südostschulter (IV und V). An die Südostkante lehnt sich der kühne Felsurm der *Punta della Regina* an. Dieser direkt über dem *Bivacco Feltre* aufragende, jedoch von dort nicht als selbständige Berggestalt auszunehmende Gipfel weist einige kurze aber sehr interessante Kletterfahrten in festem Fels auf. Ich erwähne hier nur den Südwestkamin (III+), die Südkante (III und IV) und die Ostwand (III und IV). Der Normalanstieg erfolgt über die Südwestseite (II).

Neben dem *Sass de Mura* ist der gewaltigste Berg der *Cimonegagruppe* der nach Westen, Norden und Osten mit riesigen Wänden, Pfeilern und Kanten abstürzende, keilförmige *Piz di Sagron* (2486 m). Während seine niedrige Süd- wand vom *Bivacco Feltre* aus gesehen kaum größeren Eindruck hinterläßt, ist sein Anblick von Norden, etwa vom *Passo Palughet* (1910 m), derart faszinierend, daß man ruhig Vergleiche mit dem *Sass Maor* oder dem *Cimone della Pala* ziehen kann. Es ist also verständlich, daß dieser schöne und kompliziert aufgebaute Berg als erster Gipfel der *Cimonega* bestiegen wurde. Seine Besteigung auf dem Normalweg (Ostgrat und Nordseite) weist nur Schwierigkeiten des I. und II. Grades auf. Anspruchsvoller ist der Südgrat (III und IV). Die großartigsten Anstiege findet man jedoch an der fast 700 m hohen Nordwestwand des Berges. Hier liegen einige Fahrten im IV. und V. Schwierigkeitsbereich vor, die großteils noch auf ihre Wiederholer warten. Ebenfalls sehr schwierige Kletterei bietet eine Durchsteigung der östlichen Nordschlucht (IV). Die westliche Schlucht ist hingegen nur mäßig schwierig und kann von geübten Bergsteigern auch als rascher und direkter Zugang zum *Bivacco Feltre* benutzt werden.

Im Südosten des *Piz di Sagron* erhebt sich der durch eine flache Gratsstrecke von ihm getrennte dreigipfelige *Sasso Largo* (2300 m). Er fällt nach Nordosten gegen *Valle Mis* mit einer ungegliederten, fast 600 m hohen Wand, nach Südwesten hingegen mit nur 200 m hohen Wänden gegen das große geneigte Plateau zu Füßen dieses Berges ab. Durch diese Südwestwände der drei Gipfel führen eine ganze Reihe von Anstiegen im mittleren Schwierigkeitsbereich. Am einfachsten er-



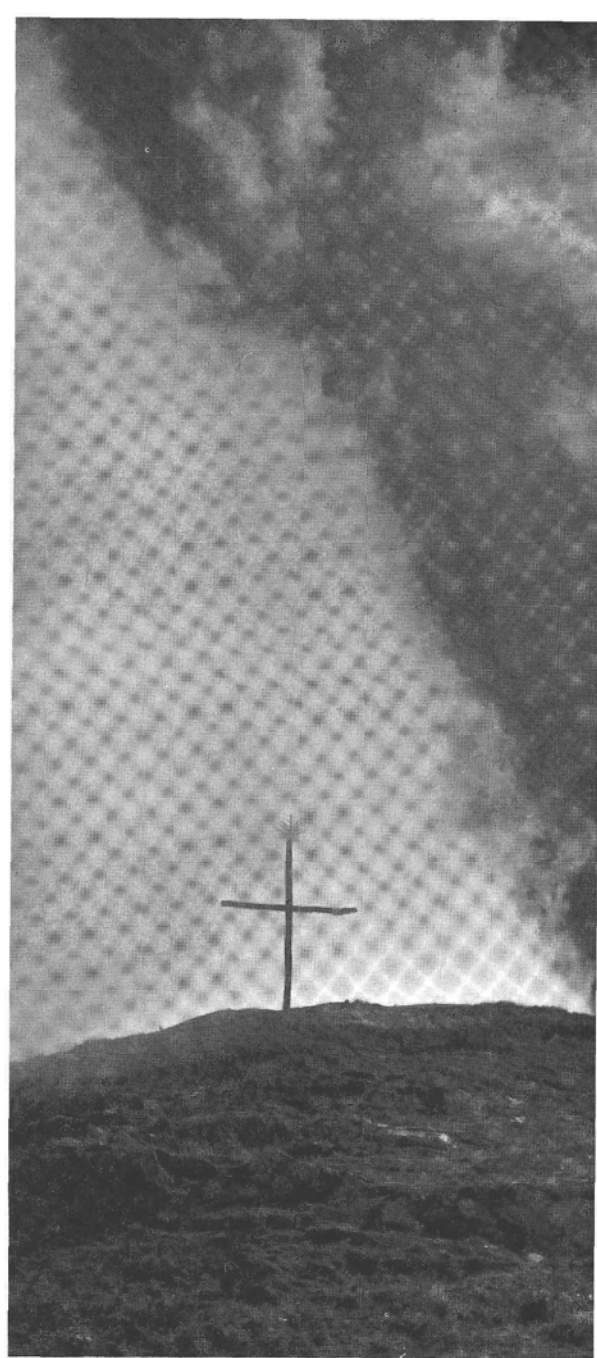


reicht man den helmartigen Hauptgipfel durch die im Norden und Süden desselben eingeschnittenen Westschluchten (I–II). Die gewaltige Nordostwand weist bisher nur einen Durchstieg auf, der Schwierigkeiten des IV. und V. Grades bietet. Sehr interessant ist eine Gesamtüberschreitung des Berges (II, einige Stellen III).

Nur durch eine ca. 120 m tief eingeschnittene Scharfe wird der Sasso Largo von dem südöstlich gelegenen *Sasso delle Undici* (2310 m) getrennt. Charakteristisch für diesen Berg ist sein langer gegen die Forcella del Comedon (2067 m) gleichmäßig abfallender Südostgrat. Gegen Valle Mis fällt der Sasso mit schöner Nordkante ab, während er gegen das Bivacco Feltre eine etwa 400 m hohe Südwestwand aufweist. Der leichte Normalanstieg (I) führt vom Bivacco Feltre durch die Rinne zwischen Sasso Largo und Sasso delle Undici, zuletzt aber über die obere Südwestflanke zum Gipfel. Schwieriger, aber wegen der Brüchigkeit des Gesteins sehr gefährlich, ist der Südostgrat (II). Weit lohnender und nicht allzu schwierig ist der Anstieg über die direkte Südwestwand (III). Die Nordkante (III) des Berges zählt zu den genußreichsten Kletterfahrten in der Cimonegagruppe.

In der Südwestseite des Sasso delle Undici ragen zwei turmartige Erhebungen auf, die *Punta Feltre* und der *Torre Feltre*. Beide können aus der Rinne zwischen Sasso Largo und Sasso delle Undici leicht oder mäßig schwierig erstiegen werden. Von den zahlreichen Anstiegen an diesen Türmen sei hier nur der sog. „Camino Anna“ erwähnt. Durch diesen Kamin, der eine herrliche Kletterei (III–) in eisenhartem Fels bietet, kann man sowohl den Torre wie die Punta Feltre erreichen.

Südöstlich der Forcella del Comedon ragt die schöne Pyramide der *Punta del Comedon* (2325 m) auf. Ihre drei Grate nach Nordwesten, Süden und Osten bieten leichte oder mäßig schwierige Anstiege. Für den Normalweg eignet sich der an der Forcella del Comedon ansetzende plattige Nordwestgrat (II). Einen sehr interessanten Anstieg in gutem Fels bietet die Südwestwand der Punta (III, eine Stelle IV). Der Ostgrat der Punta del Comedon fällt nicht direkt gegen die Forcella dell'Omo (1963 m) ab, sondern



wirft zuvor noch die besonders von Norden gesehen kühne Felsgestalt des *Corno del Comedon* (2180 m) auf. Der Gipfel wird wegen des umständlichen und langen Zu-



*Bei der Malga Neva Seconda. Abziehendes Gewitter über den Vette Feltrine*

*F. Hauleitner*

ganges zur Scharte zwischen ihm und der Punta del Comedon nur ganz selten aufgesucht. Während er aus dieser Scharte ganz leicht erreicht werden kann (I), bietet der

scharf geschnittene Nordgrat eine überraschend schöne Kletterei in festem griffigem Fels (III-IV).

Im Norden der Forcella di Sagron (1961 m)

steht inmitten einer Schar von Türmen der elegante spitze *Piz del Palughet* (2150 m). Der Gipfel ist nur schwierig erreichbar. Der Normalanstieg verläuft über die Südwestwand (II und III). Zwei schöne Kletterfahrten findet man an der Ostwand (III) und am Südostpfeiler (V).

Die in der Nähe des Ceredapasses aufragende *Punta Cereda* (2110 m) wird ziemlich oft aufgesucht, da der Normalanstieg vom Passo Palughet (1910 m) über den Westsüdwestgrat (I-II) relativ einfach ist. Neben dem Westgrat (III, Stellen IV und V), der noch undurchstiegenen Südwand, ist vor allem die Nordwand für den Kletterer von Interesse. Im Massiv der Punta Cereda wie des Piz del Palughet gibt es noch eine Reihe von Türmen mit interessanten aber kurzen Anstiegen. Sie alle anzuführen würde hier zu weit führen.

#### Die CIMONEGAGRUPPE IM WINTER

Die Gruppe ist kein Schigebiet, denn es fehlen größere Abfahrtsmöglichkeiten. Hingegen findet man an der Sella della Caltena, an der Schulter von Cenguei-Stiozze sowie in der Umgebung des Bivacco Bruno Boz Gelegenheit zu kleinen Schitouren. Der schönste Schiberg der Cimonegagruppe ist der Col San Pietro (1954 m) mit netter Abfahrt nach Süden bis in den Talgrund der Val Nagaoni (400 m Höhenunterschied). Vom Bivacco Bruno Boz können auch der Passo de Mura (1867 m), der Monte d'Alvis (1922 m) und der Passo d'Alvis (1880 m) mit Schier bestiegen werden. Nur bei ganz sicheren Schneeverhältnissen darf man vom Passo d'Alvis nach Osten über einen sehr steilen Hang gegen die Malga d'Alvis (1573 m) abfahren und von dort auf Weg weiter abwärts gegen das Albergo Alpino (660 m). Ein Besuch der Busa di Cimonega im Winter ist nur allerbesten Schibergsteigern zu empfehlen. Aufstieg von Fiera di Primiero (711 m) über das Rifugio Caltena (1265 m), Val Giasinozza, Val Cimonega, Forcella di Cimonega (2145 m) zum Bivacco Feltre. In der Umgebung des Bivacco Feltre gibt es keine Schiberge!

#### LITERATUR

Der vorliegende Artikel stützt sich auf das Studium der sehr verstreut liegenden Literatur sowie auf verschiedene Privatmitteilungen und eigene Erkundungen. Die folgende Zusammenstellung enthält die wichtigsten gebietsbeschreibenden Werke.

- a) E. Richter: „Die Erschließung der Ostalpen“ Berlin 1894, Band III; herausgegeben vom DuÖAV
- b) O. Brentari: „Guida del Trentino“ Bassano 1895
- c) H. Hess und L. Purtscheller: „Der Hochtourist“ 1911, Band III
- d) F. Castiglioni: „Pale di San Martino“ (Guida dei Monti d'Italia, herausgegeben vom CAI und TCI) 1935
- e) G. Franceschini: „Il Gruppo del Cimonega“ Monographie, erschienen in „Le Alpi Venete“ 1948, N. 2-4
- f) S. Soglio: „Dolomiti Occidentali“ 1953, S. 75-77
- g) E. Berlanda: „Guida di Primiero“ 1965, herausgegeben von den Sektionen Primiero und S. Martino des CAI und SAT
- h) S. Casara: „Le Dolomiti di Feltre“ Landschaftsbuch, erschienen bei Castaldi (Feltre) 1969
- i) F. Hauleitner: „Der Sass de Mura in den Feltriner Alpen“ Monographie, erschienen im AV-Jahrbuch 1970, S. 124-143 und „Storia alpinistica del Sass de Mura“ („Le Alpi Venete“ 1971 N. 2 und 1972 N. 1)
- k) E. Bertoldin, G. De Bortoli, S. Clant: „Le Alpi Feltrine“ Spezialführer in italienischer Sprache, erschienen bei Castaldi (Feltre) 1972

#### Karten:

(siehe AV-Jahrbuch 1970, Seite 143)

#### Anmerkung:

Über das Gebiet der Cimonegagruppe bzw. der gesamten Feltriner Alpen ist ein weiteres Führerwerk in Vorbereitung, das in den nächsten Jahren erscheinen soll.

Ein Kletterführer „Pale di San Martino meridionale e Cimonega“, bearbeitet von Bepi Pellegrinon und Gabriele Franceschini, wird in der Führerreihe „Itinerari Alpini“ bei Tamari, Bologna, erscheinen.

#### Anschrift des Verfassers:

Dr. Franz Hauleitner

Mariahilfer Straße 117, A-1060 Wien

# Die Anfänge des Wintersporttourismus in Val d'Isère (Hochtarentaise) und die dabei wirksamen Einflüsse aus Österreich

CHRISTIAN HANNSS

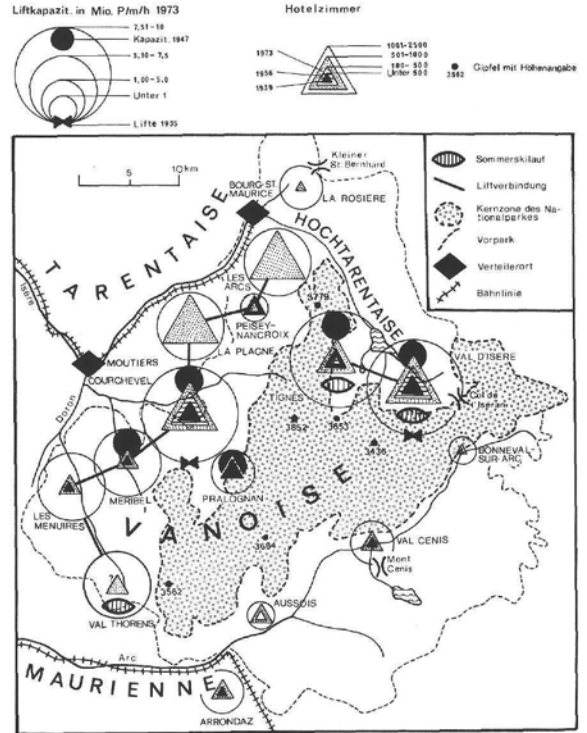
Im Winter 1972/73 jährte sich zum 40. Male die Aufnahme des Wintersporttourismus in Val d'Isère, der diesen Ort in kurzer Zeit zu einem der renommiertesten Wintersportstationen der gesamten Alpen werden ließ. Aufgabe des vorliegenden Artikels soll es sein, durch die Aufhellung einiger grundlegender Sachverhalte, welche die erste Phase des Wintersporttourismus in Val d'Isère kennzeichneten, nachträglich die Bedeutung dieses Jubiläums für Val d'Isère zu würdigen.

## 1. DER VERFALL DES BERGBAUERN-TUMS IN VAL D'ISERE IM 19. JAHRHUNDERT

Das im obersten Hochtarentaise zwischen dem Gran-Paradiso-Massiv im O und der in der 3852 m hohen Pointe de la Grande Casse kulminierenden Vanoise im W liegende Val d'Isère besteht aus dem Hauptort und den drei größeren Weilern von La Daille, Le Joseray und Le Fornet. Bis zum Bau einiger neuer Schistationen aus der Retorte wie Super-Tignes, La Plagne, Val Thorens und Les Arcs stellte das mit seinem Weiler Le Fornet 1930 m hohe Val d'Isère die höchste Dauersiedlung von Savoyen und eine der höchsten der gesamten Alpen überhaupt dar. Mitbedingt durch diese extreme Höhenlage in unmittelbarer Nähe der Getreidebaugrenze und nur 300 m von der aus lichten Lärchenbeständen gebildeten oberen Waldgrenze entfernt, wo die Klimabrache<sup>1</sup> einen festen Bestandteil der bergbäuerlichen Landwirtschaft darstellte, kam es im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer katastrophalen Bevölkerungsentleerung, welche die tatsächliche Einwohnerzahl zwischen 1858 und 1931 von 297 auf 150 absinken ließ. Die endgültige Abwanderung wurde in Val d'Isère noch dadurch erleichtert, daß ein hoher Prozentsatz

<sup>1</sup> Unter Klimabrache versteht man das Nichtbebauen eines Ackers, wenn im Laufe eines Jahres der Zeitpunkt der Ernte später liegt als der letztmögliche Termin der erneuten Aussaat. In Anlehnung an ein aus Valloire stammendes Sprichwort pflegte man daher in Val d'Isère zu sagen: „Im August wird gesät, im September geerntet.“

## DIE WINTERSPORTSTATIONEN DER VANOISE



der einheimischen Bevölkerung als Hausierer, Möbelpacker, Industriehilfsarbeiter, Bahnarbeiter, Brotausträger, Kellner und Taxichauffeure einer winterlichen Nebenbeschäftigung im Piemont, in Barcelona, an der Côte d'Azur und im Languedoc-Roussillon sowie in Paris nachgegangen ist.

Die katastrophale Not der einheimischen Bevölkerung Val d'Isères äußerte sich unter anderem in einer hohen Bettlerquote von 1:30 und einer Vielzahl besonders weiblicher Unverheirateter, denen für eine Eheschließung die fundamentalsten wirtschaftlichen Voraussetzungen fehlten. Die Lebensverhältnisse waren überdies ganz allgemein recht kärglich. Besonders im Winter mußten die Nahrungsmittel eisern rationiert werden. Der Sommer brachte härteste Feldarbeit. Treffend charakterisierte ein Sprichwort das entbehrensreiche Leben der Bergbauern: A Val d'Isère, neuf mois d'hiver, trois mois d'enfer (= in Val d'Isère folgen auf neun Wintermonate drei Höllenmonate). Aus Brennstoffmangel lebte man überdies seit Jahrhunderten meist sogar in der Form der „Cohabitation

permanente“, also sommers wie winters in einem Wohnstall, in dem die menschlichen Bewohner von dem Vieh nur durch eine Balustrade getrennt waren.

Bedingt durch die weitverbreitete saisonale und endgültige Auswanderung zeigte der Bevölkerungsaufbau in Val d'Isère im Laufe des 19. Jahrhunderts ein immer ungesünderes Aussehen, waren doch besonders die männlichen Jahrgänge der 20- bis 40jährigen stark dezimiert, während bei den über 50jährigen ein anormales Übergewicht auftrat.

## 2. DIE ÄLTESTEN FORMEN DES TOURISMUS IN VAL D'ISERE

Die saisonale Auswanderung, die dann zu der bereits erwähnten endgültigen Aufgabe der alten Heimat führte, war in Val d'Isère auch deshalb so verbreitet, weil noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Nebenerwerb am Ort kaum möglich war, sieht man von einer 1735 hier heimisch gewordenen bescheidenen Spitzenküppelei einmal ab.

Der Fremdenverkehr, der beispielsweise in Chamonix bereits 1789 im Sommer 1500 Gäste an den Fuß des Montblanc geführt hatte, setzte in Val d'Isère in ganz bescheidenen Ansätzen erst am Ende des 19. Jahrhunderts ein. Nur Wallfahrer besuchten von alters her alljährlich Val d'Isère, wenn am 15. Juni der Schutzpatron dieses Ortes, der heilige Bernhard von Menthon, und am 21. Juli das Gedenken an den heiligen Innozenz gefeiert wurde. Von letzterem werden in der Kirche Val d'Isères in einem vergoldeten Schrein wertvolle Reliquien aufbewahrt.

Die zwei einfachen Herbergen, die in Val d'Isère bereits 1822 existiert haben sollen, dürften in erster Linie dem lokalen Saumpfadverkehr über den Col de l'Iséran gedient haben. Daß in ihnen hin und wieder auch Engländer übernachtet haben, die im Laufe des 19. Jahrhunderts intensiv den fälschlicherweise auf einer Karte von Borgonia aus dem Jahr 1683 abgebildeten Viertausender „Mont Iséran“ suchten, wäre durchaus denkbar. Auf alle Fälle sind sie es gewesen, die 1848 von Val d'Isère aus erstmalig die 3605 m hohe Tsanteleina bestiegen haben. Wahrscheinlich spielten die Herbergen nach 1860, als Val d'Isère mit dem gesamten Savoyen von dem sardisch-piemontaischen Königreich zu Frankreich kam, überdies eine bedeutsame Rolle im

Schmuggel über die nahegelegene Grenze nach Italien.

Ein bescheidener Sommertourismus, noch ohne allzugroße wirtschaftliche Bedeutung, setzte in Val d'Isère 1885 mit der Eröffnung eines kleinen, aber sauberen Hotels, des „J. B. Moris“ ein, das rechts der Isère in unmittelbarer Nähe des Hauptortes erbaut wurde. Geöffnet war es anfangs nur im Sommer. In ihm boten die Brüder Mangard aus dem Weiler Le Fornet ihre Dienste als Gamsenjäger und Bergführer an. Bereits 1905/06 blieb es dann auch im Winter geöffnet, so daß zu diesem Zeitpunkt schon mit den ersten Wintersporttouristen in Val d'Isère gerechnet werden kann. 1907 verbuchte Val d'Isère überdies seinen ersten großen Schierfolg, als der auch als Wilderer berühmte Louis Bonnevie aus La Daille am Montgenèvre französischer Schimeister wurde. Die weitere Verbreitung des Schisportes soll zwischen 1907 und 1914 dadurch gefördert worden sein, daß sich im Winter Militärschüpatrouillen bis nach Val d'Isère heraufwagten.

## 3. DIE VERKEHRSSCHLIESSUNG DES HOCHTARENTEISE ZU BEGINN DES 20. JAHRHUNDERTS

Spätestens 1906 eröffnete ein zweites, das ganz im NW des alten Kerns gelegene Hotel „Parisien“ seine Pforten. Nur wenige Jahre später, 1913, erreichte die Tarentaisebahn Bourg-St. Maurice. Für den endgültigen Durchbruch des Wintersporttourismus im Hochtarentaise und den Dorontälern spielte die Fertigstellung dieser Bahnlinie eine entscheidende Rolle, war doch damit eine Verbindung nach Paris hergestellt, dem Hauptgästereservoir dieser Erholungslandschaften.

Speziell für den Aufschwung auch des Wintertourismus in Val d'Isère gewann daneben noch der Ausbau des Col de l'Iséran zu einem Straßenpaß eine kaum zu unterschätzende Bedeutung. Obwohl man ihn von vornherein im Zuge der Genf mit Nizza verbindenden „Route des Grandes Alpes“ nur als eine im Sommer offene Paßverbindung konzipiert hatte, war seiner Fertigstellung ein erster solider Ausbau der im Winter meist offenen Zufahrtsstrecke von Bourg-St. Maurice nach Val d'Isère vorausgegangen. Als mit 2770 m damals höchster Paß der Alpen, wurde er am 9./10. 7. 1937 unter Anwe-

senheit des französischen Staatspräsidenten Albert Lebrun feierlich eingeweiht. Aus diesem Anlaß wurden am Col de l'Iseran die ersten alpinen Sommerschirennen abgehalten, und zwar ein Slalom und eine Abfahrt, die beide Emile Allais gewann. Val d'Isère wurde durch den Ausbau des Col de l'Iseran zu einem Straßenpaß automatisch ein nicht unbedeutender Etappenort im sommerlichen Paßverkehr des Durchreisetourismus.

#### 4. DER DURCHBRUCH DES WINTER-SPORTTOURISMUS IN DEN DREISSIGER JAHREN

War Val d'Isère nach Inbetriebnahme der Tarentaisebahn 1913 bis Bourg-St. Maurice und der Einweihung der Col de l'Iseran-Paßstraße 1937 endgültig aus dem Verkehrsschatten des benachbarten Maurienne herausgetreten, existierte somit die wichtigsten Voraussetzungen, um den bisherigen bescheidenen Sommertourismus durch den größere Gewinne versprechenden Wintersport zu ergänzen.

Daß dafür in Val d'Isère auf Grund seiner außergewöhnlichen Höhenlage, der insgesamt gesehen vorteilhaften Reliefverhältnisse und der einmaligen landschaftlichen Schönheit hervorragende naturräumliche Voraussetzungen gegeben waren, erkannten zuerst zwei schisportbegeisterte Flachländer, der Elsässer Charles Diebold und der aus der Piccardie stammende, seit seiner Jugend jedoch in Paris tätige Jacques Mouffler.

Diebold hatte 1917/18 als Artilleriesoldat in Rußland erste Bekanntschaft mit dem Schilaul gemacht. Ins heimatliche Straßburg zurückgekehrt, wagte er sich an ausgedehnte Schitouren in den Vogesen und beteiligte sich als Mitglied des S. C. V. 69 Straßburg im Winter 1919/20 erstmalig an Schilanglaufrennen. Die entscheidenden Impulse für seine weitere schisportliche Entwicklung erhielt er jedoch Mitte der zwanziger Jahre am Arlberg. Hier besuchte er die von Hannes Schneider und Gomperz geleiteten Kurse im alpinen Schilaul. Von der Überlegenheit der Arlberger Schimethoden überzeugt, begann Ch. Diebold diese in der Form der Vogesenschischule (= Cours de ski vosgiens) in drei von ihm in den Vogesen gegründeten Schischulen zu lehren.

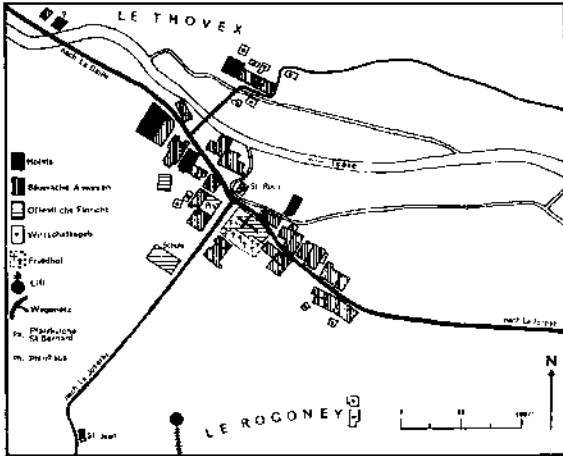
Im Mai 1932 kam Diebold dann zusammen mit einer Gruppe Pariser Architekten über den Lac

de Tignes erstmalig nach Val d'Isère. Blitzartig erkannte er die außergewöhnlich günstigen Voraussetzungen des Ortes für den Wintersport, in dem er bereits im nächsten Winter eine Schischule zu gründen gedachte. Wie geplant, geschah es, und so kann der Winter 1932/33 als erste richtiggehende Wintersaison Val d'Isères bezeichnet werden, während der alle vier damals bereits existierenden Hotels, teilweise mit neuen Namen als Bellevue, Galise, Glaciers und Parisien geöffnet blieben. Im folgenden Winter sollen zwischen Weihnachten und Neujahr bereits 350 Schifahrer in Val d'Isère logiert haben. Nur die Anfahrt der Wintersportgäste nach Val d'Isère bot anfangs noch gewisse Probleme, verkehrten doch die Busse bis 1934/35 nur nach Tignes, von wo die Hotelgäste mit Pferdeschlitzen nach Val d'Isère gebracht werden mußten. Erst seit der Wintersaison 1935/36 war dieser Verkehrsengpaß behoben, da die Busse von Bourg-St. Maurice nun ganzjährig Val d'Isère erreichten. Das Projekt, zwischen Tignes und Val d'Isère eine Verkehrsverbindung mit kettengetriebenen Fahrzeugen zu schaffen, brauchte aus diesem Grunde nicht weiterverfolgt werden. Wichtigstes Instrument, den Wintersport in Val d'Isère heimisch zu machen, war die von Diebold 1932 gegründete Schischule, die „Ecole française de ski“. Unterrichtet wurde in ihr natürlich nach den auf der Arlberger Schule beruhenden „Cours de ski vosgiens“. Mangel an diese Lehrmethode beherrschenden einheimischen Schilehrern sowie die länger anhaltenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die in Österreich im Anschluß an die Weltwirtschaftskrise aufgetreten waren, führten dazu, daß Diebold junge Österreicher als Lehrpersonal für seine neugegründete Schischule in Val d'Isère heranziehen konnte. So stand gleich zu Beginn ihrer Existenz der Schischule von Val d'Isère der Klagenfurter Journalist und Doktor der Jurisprudenz Dr. Marchhart vor, dem der aus der gleichen Stadt stammende Edwin Wurm sekundierte. Marchhart, der die österreichische und französische Schilehrerprüfung besaß, soll wie Wurm bei seinen französischen Schülern hervorragende Erfolge errungen haben.

Unter ihrer Anleitung wurden überdies junge Einheimische aus Val d'Isère zu Schilehrern ausgebildet. Unter ihnen war mit René Bazile, Rémy Mangard, Guy Moris und Marcel Bonnevie der Kern all jener, die in den vierziger Jahren die Schischule von Val d'Isère zur angese-

hensten von ganz Frankreich machen sollten. Ein Versuch der jungen einheimischen Schilhereranwärter, sich nach einer Auseinandersetzung mit Dr. Marchhart selbständig zu machen, mißlang. 1935 vergrößerte sich die von Ch. Diebold gegründete Schischule sogar noch dadurch, daß die zweite, ebenfalls von einem Elsässer, einem gewissen Hermann, geleitete Schischule sich mit ihr zusammenschloß.

DER HAUPTORT VON VAL D'ISERE IM JAHR 1935



Dr. Marchhart blieb bis 1936/37 an ihrer Spitze, ehe er wieder nach Tignes zurückkehrte, wo er bereits vor seiner Tätigkeit in Val d'Isère als Schilherer gewirkt haben soll. An seine Stelle trat wiederum ein Österreicher, Werner Neisser, der von zwei weiteren Landsleuten, Othmar Egger und Hermann Rainer, unterstützt wurde.

Wie in Val d'Isère und Tignes ist auch in dem unterhalb von Courchevel gelegenen St. Bonen-Tarentaise ein österreichischer Leiter der Schischule, Sepp Wieser, Mitte der dreißiger Jahre bezugt. Man kann also davon ausgehen, daß in den beiden Hauptzentren der Wintersportstationen der Vanoise, dem obersten Hochtarentaise und den Dorontälern, die Eingangsphase des Wintersports zwischen den beiden Weltkriegen entscheidend durch österreichische Schilherer geprägt worden ist.

Einige der von ihnen in Val d'Isère Tätigen wären gern für immer hier geblieben und hätten sogar die französische Staatsbürgerschaft angenommen. Mit dem Zwangsanschluß Öster-

reichs 1938 an Deutschland war jedoch eine weitere Tätigkeit in Frankreich nicht mehr möglich. Sie mußten alle das Land verlassen. Nur einige kehrten nach dem 2. Weltkrieg noch einmal im Urlaub für kurze Zeit an ihre frühere Wirkungsstätte im Hochtarentaise zurück.

Der Erfolg der von Österreichern geleiteten Schischule in Val d'Isère trug wesentlich dazu bei, daß die Beherbergungskapazität ständig gesteigert werden konnte und die Zahl der Hotels von vier im Jahre 1933 auf elf im Jahre 1939 anstieg. Der Komfort der Hotels soll jedoch damals noch recht bescheiden gewesen sein und keinen Vergleich mit den Schweizer und Tiroler Häusern ausgehalten haben. Trotzdem strömten die Wintergäste so zahlreich in den Ort, daß die zwischen 1934 und 1936 nach Davoser Vorbild organisierten verbilligten Frühjahrspauschalaufenthalte (= Meetings de printemps) nur relativ kurz angeboten werden brauchten.

Neben Diebold, der zwischen 1937 und 1942 Val d'Isère wieder verlassen hatte, um zeitweise der nationalen französischen Schischule (= Ecole nationale du ski francais) als Direktor vorzustehen – im Anschluß daran wirkte er bis 1967 als Präsident des Fremdenverkehrsvereines (= Syndicat d'initiative) und technischer Direktor der Schistation von Val d'Isère –, ist als zweite Persönlichkeit, die sich um die Entdeckung und frühe Entwicklung dieses Ortes als Wintersportzentrum verdient gemacht hat, Jacques Moufflier zu nennen.

Aus einem kleinen Dorf der Piccardie nahe Soissons stammend, hatte er sich in Paris früh zu einem wohlhabenden Holzimporteur heraufgearbeitet. Mit dem alpinen Schilaufer kam er wie Diebold im damaligen Schimodeland Österreich in näheren Kontakt, wo er Mitte der zwanziger Jahre in Obergurgl den Frühjahrsschilaufer praktiziert hatte. Von einem Arzt aus Lyon wurde er dann zufällig darauf verwiesen, daß diese Art der schifahrerischen Betätigung nicht nur in dem fernen österreichischen Ötztal, sondern ebensogut in dem heimischen Hochtarentaise, zum Beispiel in Val d'Isère, möglich sei. Auf Grund dieses Ratschlages kam Moufflier im Sommer 1929 erstmalig nach Val d'Isère, wo er mit seiner Familie die folgenden Sommerferien verbrachte.

Dies erlaubte ihm, erste Verbindungen mit dem damaligen Bürgermeister, Nicolas Bazile, anzuknüpfen, der, was für die damaligen Verhältnisse als typisch anzusehen ist, mehrere Jahre



seines Lebens in Paris als Metallstecher gearbeitet hatte. Beide beschlossen, aus dem aussterbenden Bergbauerdorf eine attraktive Winter-sportstation zu machen. Eine wesentliche Unterstützung in diesen Bemühungen fand Moufflier bei dem savoyischen Senator und zeitweiligen Minister Antoine Borrel, dessen Bekanntheit er 1932 gemacht hatte.

1935 baute Moufflier dann in unmittelbarer Orts-nähe am Rogoney den ersten, 300 m langen und eine Höhendifferenz von 60 m aufweisenden Lift von Val d'Isère. Nur acht weitere Winter-sportstationen der französischen Alpen, unter ihnen Chamonix, St. Gervais-les-Bains, La Clusaz, Morzine, Mégève und der Mont Revard besaßen zum damaligen Zeitpunkt bereits eigene Liftanlagen bzw. Bergbahnen. 1937 gründete J. Moufflier den Fremdenverkehrsverein von Val d'Isère, 1938 die Bergbahngesellschaft (S.T.V.I.) des Ortes, deren erster Präsident er überdies wurde. 1939 folgte die zweite Liftanlage, ebenfalls am NO-Fuß der Solaise, die eine Höhen-differenz von schon 170 m aufwies. Ihr Bau wurde wesentlich dadurch möglich, daß Val d'Isère 1937 in den Genuß eines allgemeinen Stromanschlusses gekommen war.

Mitten im Krieg, am 23. Dezember 1942, konnte dann sogar die erste Bergbahn Val d'Isères eingeweiht werden. Gebaut hatte man sie auf einen Vorgipfel der 2551 m hohen Tête de Solaise, die in der Hauptsache aus Phylliten der piemontaischen Schieferhülle besteht, die zu relativ weichen und so für den Schilaufl recht günstigen Oberflächenformen Anlaß geben. Mit dem Bau der 1880 m langen und eine Höhendifferenz von 700 m aufweisenden Seilbahn hatte man bereits im Mai 1939 unter Heranziehung mehrerer Maultiere begonnen. Die allgemeine Mobil-machung setzte diesen Bemühungen jedoch im September des gleichen Jahres ein frühes Ende. Bedingt durch die anschließenden Kriegs-wirren konnten die Bauarbeiten erst im Juli 1941 wieder aufgenommen werden. Die notwendigen Kabel vermochte man nur in letzter Minute in Bourg-en-Bresse vor der drohenden Requirierung durch das deutsche Militär zu retten und auf abenteuerlichen Schleichwegen nach Val d'Isère zu bringen.

Die zum damaligen Zeitpunkt mit 300 Personen/Stunde kapazitätsstärkste Seilbahn Frank-reichs beförderte während der ersten Saison bereits nahezu 30.000 Personen. Mit ihrer Fer-tigstellung war der erste Abschnitt im Ausbau

Val d'Isères zur später weltbekannteren Winter-sportstation abgeschlossen und gleichzeitig die Grundvoraussetzung für die weitere Aufwärts-entwicklung nach dem Ende des 2. Weltkrieges geschaffen worden, die Val d'Isère neben Cha-monix, Mégève, Morzine, Courchevel, Villard-de-Lans und Alpe-d'Huez zu den sieben ersten klassifizierten Wintersportstationen Frankreichs werden ließ, eine Auswahl, welche die nach dem 2. Weltkrieg gegründete Dachorganisation der französischen Wintersportorte, das Comité des stations de sports d'hiver, getroffen hatte. J. Moufflier stand ihr 15 Jahre als Präsident vor. Wenn die erste Entwicklungsphase Val d'Isères als Wintersportstation zu Beginn der vierziger Jahre als beendet angesehen werden muß, dann liegt das auch daran, daß im weiteren Verlauf der Ereignisse dem österreichischen Einfluß kei-nerlei entscheidende Bedeutung mehr zukam, und das nicht nur deshalb, weil aus politischen Gründen die österreichischen Schilehrer nach dem „Anschluß“ Val d'Isère verlassen hatten, sondern auch, weil die Arlberger Schimethoden Ende der dreißiger Jahre mehr und mehr durch die neue, von Emile Allais und Paul Gignoux begründete „Méthode française“ verdrängt wurde. Diese, nach den spektakulären Rennerfolgen E. Allais's in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre sich in Frankreich immer mehr durch-setzende Schitechnik fand gerade in Val d'Isère rasche Anerkennung, weil der Ort 1938 Sitz der zentralen Ausbildungsstätte der Schilehrer (= Ecole centrale de formation de moniteurs) geworden war. In einem alten Bauernhaus in dem Weiler Le Joseray konnten unter der Lei-tung von Edouard Frendo 20 Schüler unter-richtet werden. Val d'Isère wurde durch die Schilehrerschule zum französischen „Schi-Mekka“ und häufig als französische „Schi-akademie“ bezeichnet.

In Zusammenarbeit mit dem von dem Orts-geistlichen Abbé Gontheret bereits am 28. 1. 1935 gegründeten „Ski Club de Val d'Isère“ wurde durch die Schilehrerschule überdies der Grundstein für die spektakulären Rennerfolge der alpinen Schiläufer von Val d'Isère gelegt, die diese, angefangen von Henri Oreiller über die Geschwister Goitschel bis hin zu dem drei-maligen Olympiasieger Jean Claude Killy in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren, errangen und Val d'Isère zu dem Ort mit den meisten alpinen Olympiasiegern und der größ-ten Zahl alpiner Weltmeister gemacht hat.

Charakteristisch für die starke Zuwanderung nach Val d'Isère, die nach dem Einsetzen des Wintersports seinen Anfang nahm und die Einwohnerzahl zwischen 1931 und 1940 von 150 auf 201 Bewohner ansteigen ließ, ist die Herkunft der berühmtesten alpinen Schiläufer dieses Ortes. So wurde Henri Oreiller in Paris geboren, seine Familie stammte aus dem nördlich des Hochtarentaise gelegenen Val Rhêmes, deren „Valdotains“ genannte Bewohner einst über 3000 m hohe Pässe zur Hilfe bei der sommerlichen Heuernte nach Val d'Isère gezogen waren. Die Goitschels kamen dagegen aus dem in den südlichsten Teilen der französischen Alpen gelegenen Vartal. Die Killys schließlich stammen wie Ch. Diebold aus dem Elsaß. Geboren wurde Jean Claude Killy wie H. Oreiller in Paris.

Durch den Bau der Solaisebahn am Ende der ersten Entwicklungsphase von Val d'Isère als Wintersportstation war diesem Ort eindeutig der Weg als ein Zentrum des alpinen Pistenschlurfes gewiesen. Es verwundert so nicht, daß die von dem Leiter der Schilehrerschule E. Frendo in Zusammenarbeit mit dem Syndicat d'Initiative in der näheren Umgebung von Val d'Isère durchgeführten Geländestudien für eine „Haute route à ski“ vorerst keine baulichen Maßnahmen zur Folge hatten. Unter Einbeziehung der Col de l'Iseran-Hütte und durch den Neubau dreier weiterer Schutzhütten am 2578 m hohen Col de Fresse, im Bereich der Sources de l'Isère und der Pointe de la Sana (3436 m) war ursprünglich geplant gewesen, die Stützpunkte für eine Hochgebirgstour zu schaffen, die es innerhalb von vier Tagen erlaubt hätte, im Umkreis eines Radius' von nur 10 km um Val d'Isère eine der eindrucksvollsten alpinen Hochgebirgslandschaften auf den Schiern kennenzulernen. Erst nach der Schaffung des Nationalparks der Vanoise im Jahre 1963 griff man die alte Idee in Val d'Isère erneut auf und schuf durch die Errichtung einer Reihe neuer Hütten die Möglichkeit für eine in sechs Etappen zu bewältigende Schihochgebirgstour in den Bergen um Val d'Isère.

## 5. ZUSAMMENFASSUNG

Neben den günstigen naturräumlichen Gegebenheiten Val d'Isères, insbesondere seiner extremen Höhenlage, und der wirtschaftlichen Notlage der einheimischen Bevölkerung, die auf neue Erwerbszweige angewiesen war, entwickelte sich

nach der Weltwirtschaftskrise im Laufe der dreißiger Jahre durch den Weitblick und die Tatkraft zweier von auswärts ins Hochtarentaise gekommener Schipioniere das alte, vom Aussterben bedrohte Bergbauerdorf zu einem immer bedeutender werdenden Wintersportort. Die beiden Initiatoren, Ch. Diebold wie J. Moufler, hatten wichtigste schialpinistische Impulse in Österreich erhalten. Von hier kamen auch die ersten Schilehrer nach Val d'Isère, welche entscheidenden Anteil daran hatten, daß der einheimische Nachwuchs in diesem Beruf herangebildet wurde. Die erste Phase der Entwicklung Val d'Isères als Schisportstation endete mit dem Bau der Solaisebahn im Jahre 1942, zu einem Zeitpunkt, als auch der österreichische Einfluß auf die Entwicklung des Wintersporttourismus im Hochtarentaise bereits wieder erloschen war.

### Literaturverzeichnis

- Balsainte, R.: „Les stations de sports d'hiver en France“. *Revue de Géographie Alpine*, 46, 1958, S. 129 bis 181
- Billet, J.: „Le tourisme dans les principales stations des Alpes du Nord“. *Revue de Géographie Alpine*, 54, 1966, S. 621–629
- Blanchard, R.: „Les Alpes Occidentales. Les grandes Alpes françaises du Nord“. Bd. 3, Grenoble-Paris 1943
- Coolidge, W. A. B.: „Les grand sommets de la Tarentaise dans l'histoire“. *Revue Alpine du Club Alpin Français*, 17, 1911
- Diebold, Ch.: „Il y a quarante ans...“. *Val d'I*, *Revue officielle de la station de Val d'Isère*, 11 janvier 1973, S. 28–39
- Erny, L.: „Le club des sports de Val d'Isère“. *Allez-Val, revue municipale d'information*, 1, 1971, S. 10–11
- Gex, F.: „La plus haute commune de Savoie. Val d'Isère (1846 m) et la Haute Tarentaise“. Chambéry, 1922
- Les Guides Bleus „Savoie“. Paris, 1891–92, 1902–03, 1905–06, 1908–09, 1912, 1922, 1925, 1931, 1934, 1939
- Office du Tourisme, Val d'Isère: „Sammlung mehrerer Artikel aus verschiedensten, nicht zitierten Publikationen“. Ohne Jahr, ohne Ort
- Onde, H.: „L'équipement touristique de la Savoie vers l'achèvement de la route des Alpes. L'ouverture de l'Iseran (2770 m)“. *Revue de Géographie Alpine*, 22, 1934, S. 237–249
- Onde, H.: „Le malaise économique en Savoie au milieu du XIX<sup>e</sup> siècle. Le cas de la Tarentaise“. *Revue Savoisiennne*, 1934, S. 28–42
- Pascalin, E.: „Histoire de la Tarentaise jusqu'en 1972“. *Recueil des Mémoires et Documents publiés par l'Académie de la Val d'Isère*, Moûtiers, 7, 1897–1902, S. 291–299, S. 307–353, S. 379–489; 8, 1903–1909, S. 1–158

Raymann, A.: „Evolution de l'alpinisme dans les Alpes françaises“. Grenoble, 1912  
Rey, F.: „L'exploitation pastorale dans le département de la Savoie“. Chambéry, 1930  
Veyret-Verner, G.: „Le tourisme au secours de la montagne: L'exemple de Val d'Isère“. Revue de Géographie Alpine, 44, 1956, S. 37–55

*Anschrift des Verfassers:*  
Akad. Oberrat Dr. Christian Hamß  
Geographisches Institut der Universität  
D-74 Tübingen, Schloß

## Felsen aus dem Meer

HELGA UND RUDOLF LINDNER

### MINOSPFEILER

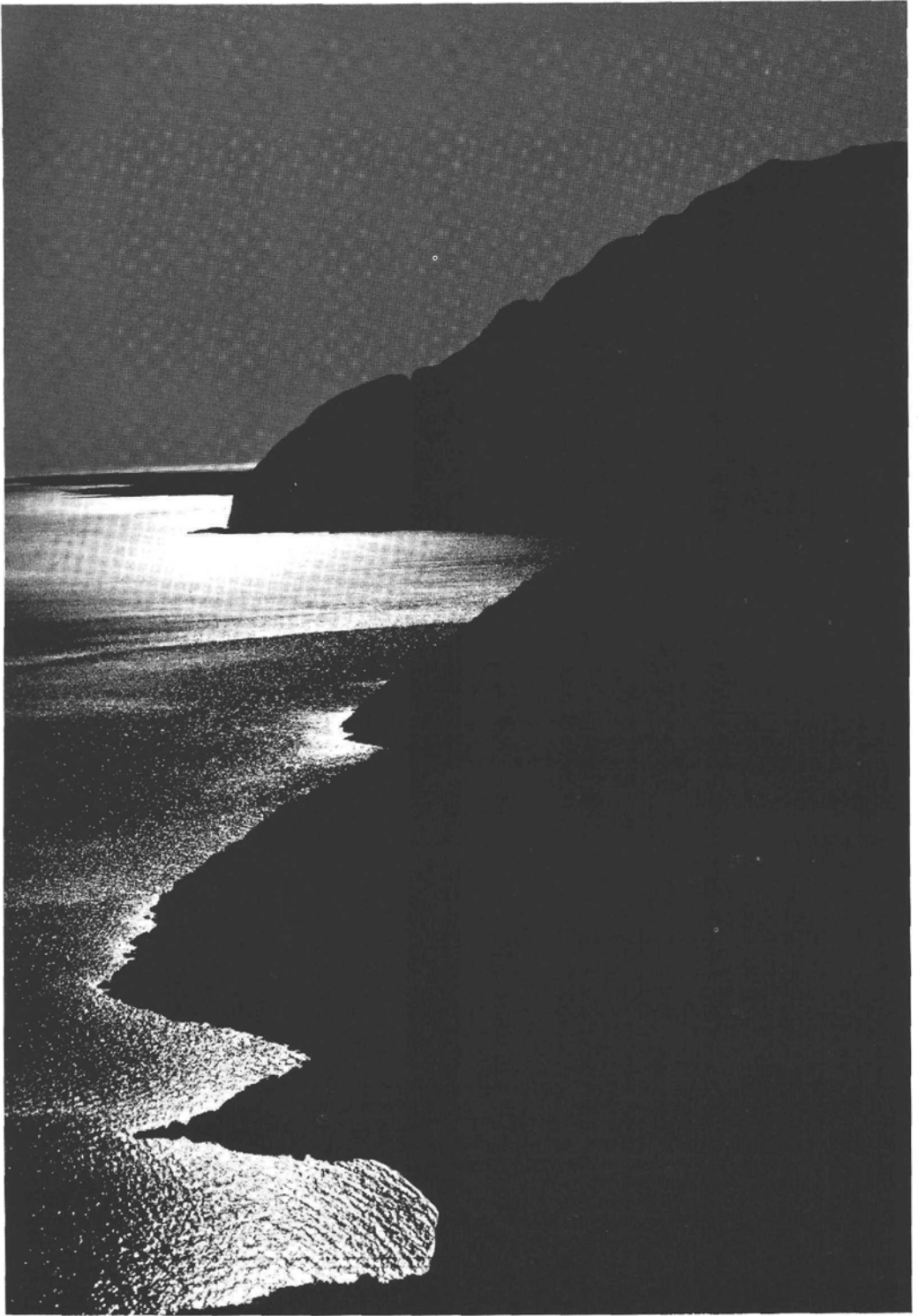
Wir saßen auf dem sandigen Wiesenboden, mit dem Rücken an die von der Sonne gewärmten Steinquadern gelehnt, und tief unter uns an den Felsen des Rifflandes rauschte in an- und abschwellendem Tosen das Meer. Vom Riff erstreckte sich ein flaches Plateau landeinwärts, dann stieg das Gelände steil an, dem Gebirge zu. Zum Meer hin fiel das Riff 50 m lotrecht ab. So erstreckte sich kilometerweit die Küste; eine Girlande von weit- und sanftgeschwungenen Bögen, ovalen Buchten und spitzen Landzungen. Dort, an jenem Riff, endete das flache Land. Jenseits der Bucht stiegen senkrechte, hohe Wände empor. Die Wand stand noch im Schatten, dunkel und in ihrer Struktur kaum zu erkennen. Das Wasser in der Bucht war schwarzgrün und bewegt und schlug heftig und weiß an die Felsen. Den obersten Teil der etwa 500 m hohen Wand streifte die Sonne. Man konnte drei Pfeiler erkennen.

„Sind das die Pfeiler?“ – „Ja.“ – „Und welchen willst du machen?“ – „Den linken.“ „Vielleicht“, dachte ich mir, „den linken Pfeiler“. Aber man konnte im Gegenlicht kaum Genaueres erkennen. Als dann später die Sonne kam, sah man besser. „Der linke Pfeiler“, sagte ich, „der linke Pfeiler ist am höchsten und steilsten und schönsten.“

Am Morgen waren wir herabgestiegen. Von der

Straße, die oben in den Bergen entlangführte, von Chersonisos nach Nikolaos. Wir stiegen hinab zur Küste, um zu jener Wand zu kommen. Sofern es sich überhaupt lohnte, sie zu erklettern. Wir folgten einem Pfad, der steil über einen Bergrücken hinabführte. In der Tiefe sah man das Meer, fahlgrau und schlafend im Morgenrauen. Dann wurde der Horizont im Osten hell und rötete sich dann, und die Sonne stieg aus dem Meer. Das Rot breitete sich über all den Himmel, das Meer und das Land aus. Der Pfad führte bergab, durch eine blühende und duftende Macchialandschaft: Ginster, Zistrosen, Rosmarin und Thymian. Der Morgen war klar und frisch und voll Vogelsingen, an diesem Frühlingstag, im Februar, auf Kreta.

„Bleib knapp hinter mir.“ – „Ja.“ – „Und laß dich nicht von den großen Wellen erschrecken.“ – „Nein“, sagte Helga, „ich weiß, sie machen nur Krach“, und mich beruhigend, „ich paß schon auf!“ Anseilen hatte keinen Sinn. Man querte nur, und auf und ab, und der Fels war nichts für Haken. Man begann von dem schmalen Uferstreifen erst schräg hinaufzuklettern und querte dann auf einem Band nach links. Man kletterte wieder abwärts, auf eine Leiste, die sich bald in der freien Wand verlor. Der Fels war uns ungewohnt, dieses Konglomerat von faustbis kopfgroßen glatten, runden Kieselsteinen. Jetzt kletterten wir etwa 20 m über der Wasseroberfläche. Den Rhythmus der großen Wogen hatten wir lange beobachtet. Als wir auf dem Riff saßen. Jetzt mußte eine Große kommen. Draußen in der Bucht sah man sie schon. Mit rundem langgezogenen Rücken, hinter sich glattgewalztes Grün, vor sich noch die kleinen Wellen, über die sie noch hinwegrollen würde. Dieses Element, das Meer, die großen Wogen erschreckten uns. Wir saßen auf einem meterbreiten Gesimse, einige Meter unter uns wölbte sich der Fels hinein zu einer Grotte. Die zehnminütige Woge krachte donnernd in die Kavernen, daß man glaubte, die Felsen zittern. Ein Schwall von Wasser und Gischt schoß unter dem Höhlendach hervor. In der Grotte weißkochend das Wasser. Ein Augenblick der Stille, hellgrün perlend das Wasser, ein tiefes Wassertal zwischen den Felsen und der zurück hinausrollenden Welle. Wir kletterten weiter. Den Steilabbruch querend, der den Zugang zur Wand sperrte. Auf einem Band, immer noch ausgesetzt, aber nicht mehr schwierig, gelangten wir nach einigen hundert Metern zum Pfeiler.



„Ich glaube, die Zeit reicht nicht mehr“, sagte Helga, „fünfhundert Meter, und sieh es dir an, wie steil es da hinauf geht. Ich bezweifle überhaupt“, und sie schaute mich an, „nein, ich glaub' nur, es wird nicht einfach sein. Mit den zehn Haken, die du nur mitnehmen wolltest.“

Wir sahen dem Meer zu, an diesem Nachmittag, und wir suchten einen Platz für die Nacht, und wir fanden eine Höhle, einen engen Gang, der sich zu einer Kammer erweiterte, trocken und warm, ein famoses Lager.

Der Pfeiler begann mit einer Platte, vom Seewind zerfurcht und zerfressen, an der man, um hinaufzuklettern, irgendwo hinaufste und irgendwo hintrat, einfach irgendwo, Griffe und Tritte waren überall. Nach einer Seillänge stellte sich der Pfeiler auf. Eine ansteigende Schichtfuge zog nach rechts hinauf. Eine unwahrscheinliche Kletterei. Ziegelartige Tafeln steckten, schräg von oben nach unten, im Fels. Man gebrauchte sie, diese Ziegel, erst mit sehr großer Vorsicht, nach fünfzehn Metern dann schon ohne Hillemungen, darauf begeistert, und die letzten Meter zum Stand (immer noch kein Haken), doch aufatmend, weil alles gut gegangen war. „Hast du dich daran angehalten?“ rief Helga herauf, als sie nachstieg, „an dem da!“ – „Warum nicht.“ – „Vermutlich bist du verrückt, vermute ich.“ Der Pfeiler über uns strebte weiter senkrecht hinauf. Dann, oberhalb konnte man einen Absatz vermuten. Weiter, wieder der steile Pfeiler, graublau im Schatten und darüber der blasser Himmel. Zweifel kamen mir da. Die paar Haken, die wir nur hatten. Rechts drüben die anderen Pfeiler. In der Gipfelzone schon von der Sonne beleuchtet. Über dem Gipfel schwebte wieder der große Vogel. Weite, breite Schwingen, kurzabgeschnittener Stoß, Kopf eingezogen, „ein Flugbild wie ein Teppich im Himmel“. Er schraubte sich tiefer, in unsere Höhe, aber vorsichtig auf Abstand bedacht. Zimtbraun die Oberseite, unterhalb hell. „Eh, Seil ein. Schlafst?“ Ein Gänsegeier. Die haben eine Spannweite von über zweieinhalb Metern. „Ja, ja. Schau dir einmal den Geier an.“ – „Selber ein Geier.“ Bevor man auf den ersten Pfeilerabsatz kam, war die Kletterei wieder großartig. Es begann damit, daß ich über Helgas Schultern zu einem Riß hinaufstieg. Diesen ging es hinauf, spreizend und plazend an herrlichen Griffen im senkrechten Fels. Ein Überhang drängte in die

Wand hinaus, in der man sich an Leisten und Zacken hinaufarbeitete. So kam man bis unter weit aus der Wand herausragende, überhängende Blöcke. Die Blöcke waren wider Erwarten sehr fest und sicher. Als ich so über die überhängende Pfeilerkante hinaufstieg, an dem scharfkantigen, dunkel- und hellgrau marmorierten Fels, gar nicht sooo schwierig, aber einfach einmalig, so ausgesetzt, und das Seil frei hinabhängend, ohne einen einzigen Haken, und als ich tief unten das Meer sah, auf das jetzt die Sonne schien, grünblau leuchtend war das Meer, da hatte ich keine Zweifel mehr über Sinn oder keinen Sinn, an dem, was ich tat.

Gestern waren wir, als wir zum Pfeiler wollten, einem Bauern begegnet. Wir hörten erst seine rauhen und kehligen Rufe. Dann sahen wir, wie er das Maultier, das vor den Pflug gespannt war, antrieb und lenkte. Das Gelände war hier flacher geworden, mit stützenden Mauern zu kleinen Terrassen geebnet. Die Terrassen waren mit Ölbäumen bepflanzt. Der Bauer pflügte die Baumscheiben. Als er uns sah, hielt er an. Er winkte. „Eh! Xenos!“ rief er herüber. „Cherete!“ Cherete ist der gebräuchlichste Gruß in Griechenland. Freut euch, heißt es wörtlich übersetzt. Die frischgepflügten, dunkelrotbraunen Schollen dampften in der Morgenfrische. Wie weiße Schleier lag der Dunst am Boden, von den zwischen den knorrigen Stämmen herfallenden Sonnenstrahlen beleuchtet. Der Bauer lehnte sich an seinen Pflug und wischte sich den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirn. „Cherete“, sagte er nochmals und lachte. Er wischte sich seine Hand an der Hose ab und reichte sie uns. Freundlich, hart und schwielig fühlte sie sich an. „Xenos“, sagte er wieder. Fremde, Gäste. Und er schüttelte den Kopf und lachte. An einem Ast hing ein weißes Bündel. Setzt euch, deutete er. Er breitete das Tuch am Boden aus und deutete auf dessen Inhalt: Oliven, Zwiebel, Käse und Röstbrot, und er lächelte und sagte, wir sollten essen. Wir aßen, das, was hier auf dieser Erde gewachsen war, das was dieser Mann erarbeitet hatte. Hier mit seinen Händen, die voller Schwielen und Erde waren. Ich sah mir meine Hände an. Was hatte ich bisher damit geleistet? Felsen angefaßt und auf Papier gedacht. Der Bauer ging wieder hinter seinem Pflug her. Wir zu einem Felsen.

Der Pfeiler war nun weniger schwierig. Zwar immer noch steil, aber außerordentlich gut gestuft. Eine solche Art von Fels und Schichtung

hatten wir noch nicht gesehen. Es war genauso, als ob man an der dunkelbraunen, rissigen Bohlenwand eines Holzhauses emporkletterte. In das weiche braune Gestein waren muschelförmige, graue, scharfkantige Steinkerne eingelagert. Das waren vielleicht Griffe! Der dritte Pfeileraufschwung schien der schwierigste zu werden. Helga saß in einer gelben höhlenartigen Nische und sicherte. Ich kletterte an der Schuppe hinauf, die hier an die Wand gelehnt war. An der griffigen Kante konnte man sich in Piaztechnik wunderbar hinaufarbeiten. Die Schuppe wurde dünner und dröhnte bei jeder Bewegung. Die Kletterei war nun sehr schwierig und heikel. Ganz oben erst bemerkte ich, daß die Schuppe sich nirgends an die Wand stützte. Der Pfeiler stand zerbrechlich schlank und zwölf Meter hoch nur auf der schmalen Basis seines Sockels, auf dem knapp meterbreiten Gesimse dort unten. Na, dachte ich mir, danke, jetzt schau, daß du weiterkommst. Schwer der Überstieg von der schwertdünnen Schuppe an die Wand. Sehr kleine Griffe, endlich größere Griffe. Wieder kleine Griffe und sehr steil noch. Mit Haken geht da nichts, dachte ich mir, sieh nur zu, daß du zügig weitergehst. Ohrenbetäubender Krach, vor Schreck ließ ich beinahe die Griffe aus. Ich fühle den Luftzug, von den Schwingen des Geiers, der sich keine zwei Meter entfernt aus seinem Horst schwingt. Der Gänsegeier zieht einen engen Kreis, ganz nah. Panik will mich überkommen. Ich finde keine Griffe zum Weiterklettern und kann mich hier nicht mehr halten, und der Geier macht noch einen Kreis. Ich sehe ganz deutlich seinen Kopf, weiß und glatt, den er zu mir dreht, den langen abgewinkelten Schnabel, seine Augen. Ich möchte den Hammer aus der Tasche ziehen, aber ich brauch die Hände zum Festhalten. Natürlich, ein Geier wird nie einen Menschen angreifen. Der Vogel entfernte sich, ich kletterte weiter, in leichteres Gelände. Zur Beruhigung einen Haken. Ich hielt mich daran fest und beruhigte mich erst einmal, und jetzt sah ich auch unter mir, links in einer Felsnische, den großen Horst. Ein großes, weißes Ei lag darin, wohl fast zehn Zentimeter groß. Und jetzt freute ich mich. Ein Gänsegeier, so ein Viech, und du hast beinahe seine Schwingen berührt. Helga ruft herauf, „ist was?“ – „Komm nach.“

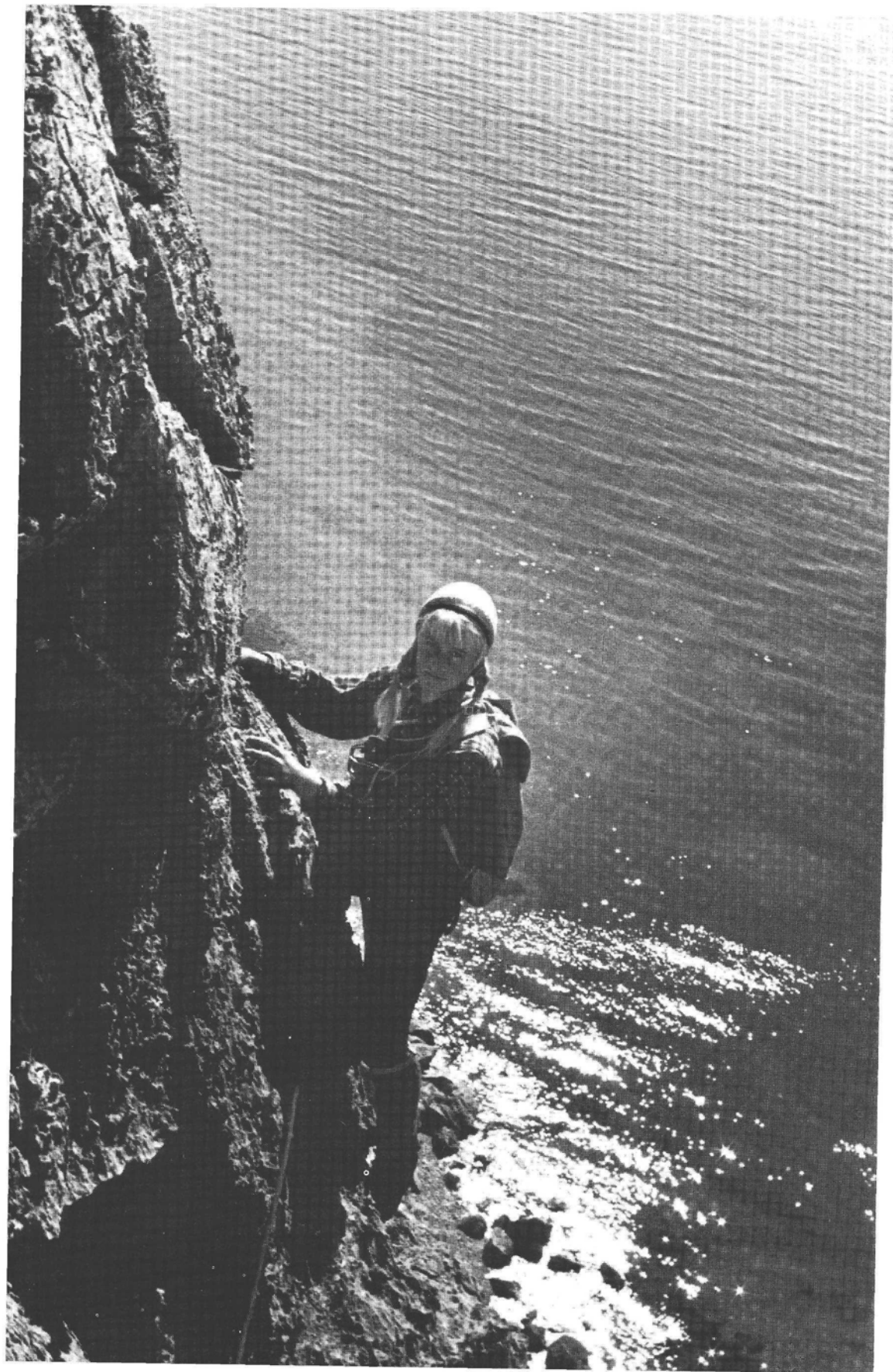
Zuletzt kletterten wir über einige Grattürme zum Gipfel. Dieser war eigentlich nur der höchste Punkt einer Hochfläche, die mit diesen Ab-

stürzen zum Meer abbrach. Als wir dann am Rand dieser Abstürze entlang gingen, sahen wir den Pfeiler im Profil. Wie er, nun hell von der Sonne beleuchtet, gelb und steil, tief bis zum Meer hinabzog. Unendlich breitete sich das Meer. „Dort ist das Riff“, und ich dachte dran, als wir dort zum Pfeiler heraufsahen. Voller Hoffnung und Zweifel. „Ja ich seh’ es.“ Diese Klippe, mit der Wiesenfläche auf ihrem Scheitel, wie eine Kanzel ins Meer gebaut. Blick auf die Weite des Meeres, Blick auf die Einhalt gebietende Masse Fels. Auf der Klippe gab es Mauerreste, antike minoische Mauerreste. „Die Alten, die wußten schon um die schönsten Plätze.“ – „Ja, aber es gibt nicht mehr viele.“ Wir gingen weiter am Rand der Abstürze entlang.

## NACHWORT

Wenn Sie vorhaben, in den Bergen Griechenlands Schiuchtouren zu machen, sollten Sie auch einige Klettertage an den Küstenfelsen einplanen. Erstens ist dies ein günstiges Ausweichziel bei anhaltendem Schlechtwetter im Hochgebirge, zweitens erlebt man die Gegensätze der mediterranen Bergwelt noch mannigfaltiger. In den vorhergegangenen Jahrbuchberichten versuchten wir, die Eigenart dieser alpenfernen Berge zu schildern. Berge, die nicht durch ihre Höhe und die Geschlossenheit so beeindruckend, sondern eben durch den Gegensatz. Milde Mittelmeerlandschaft hier, verschneite, sturmunstete Gipfel dort; sanfte Gestade am Meeresufer, wilde Steilabbrüche. Wer Griechenland kennt, weiß, daß diese Gegensätze nicht trennen, sie schaffen eine vollendete Harmonie. Frühling ist die schönste Zeit in Hellas. Schitour auf den Olymp, Blumen in Delphi, Orangen in Xilokastro, Klettern am Varasowa, das ist es!

Die Steilabstürze an Griechenlands Küsten und auf den Inseln sind größtenteils klettertechnisch nicht erschlossen. Es gibt nur einige Ausnahmen in Nähe der großen Städte. Man kann also noch sehr viel Neuland finden. Leider sind manche Küstenabschnitte nur sehr schwierig und zeitraubend erreichbar. Oft gibt es keine Straße, auch keinen Weg und niemand, der Auskunft geben kann. Und manchmal kann man Enttäuschungen erleben, wenn sich die aus der Ferne senkrecht erscheinende Steilwand, nach einem



Halbtagesmarsch als mittelsteiler Schrofenhang darbietet. Der Rückweg durch dornige Macchia ist dann doppelt so weit, und man flucht auf den Durst und die Idee, Erstbegehungen zu versuchen.

Einer der am besten erreichbaren Kletterberge ist der Varasowa. Er erhebt sich gegenüber von Parras unmittelbar aus dem Meer und ist 915 m hoch. Wenn man eine Schitour am Parnaß oder den Bergen des Peloponnes macht, liegt der Varasowa nahe. Der Südgrat beginnt unmittelbar aus dem Meer, ist 900 m hoch und an die 2 km lang. Einstiegsseillänge IV, weiter meist III, im obersten Teil nur mehr II und I. Der Fels ist sehr fest und ungemein griffig. Der salzige Seewind macht das. Die Kletterei ist abwechslungsreich. Der Tiefblick auf das Meer, die fruchtbaren Ebenen von Mesolongio, jenseits über dem Golf die verschneiten Gipfel des Pelops, dies alles macht den Berg Varasowa für den Bergsteiger aus den Alpen wohl zu einem einmaligen Erlebnis. An dem Berg gibt es noch genügend Neuland. Eine außergewöhnlich schöne Freikletterei IV-V ist der Kalidonische Pfeiler. Der Pfeiler erhebt sich direkt über der äußerst östlichen Fischerhütte von Krioneriou, ist etwa 300 m hoch und mit etwa sieben Haken zu erklettern, die wir alle im Fels belassen haben. Lohnend ist auch der Vassilikipfeiler, das ist der Parallelgrat des erstgenannten Südgrats ganz im Westen beim gleichnamigen Dorf. Der Varasowa ist ein riesiger Berg, es gibt und gäbe noch vieles!

Der Schiberg Taygetos ist das Rückgrat eines Gebirges, das die Halbinsel Mani bildet und bis zum Kap Tamaron hinauszieht, der südlichsten Spitze Festlandeuropas. Nach Gerolimni, über dem Maniotendorf Boulawoi erhebt sich ein 600 m hoher Berg. Zwar erhebt sich dieser Kletterfels nicht unmittelbar aus dem Meer, aber man besteigt ihn doch angesichts dessen. Die markante Gestalt dieses Gipfels und besonders die herrliche Kletterei, die düstere Mani-landschaft ringsum rechtfertigen den Besuch. Der Berg, der wie ein Felshaupt aussieht, hat zur Meerseite hin ein Gesicht. Eine senkrechte Wand, wie eine scharfgeschnittene Nase, fällt eine Gratkante herab. Die Nase des Leonidas. Die Kante ist etwa 350 m hoch, die Kletterei geht stets unmittelbar an ihrer scharfen Schneide, Schwierigkeit bis V, vier Haken, die belassen wurden. Möglichkeiten zu weiteren Erstbegehungen.

Auf Kreta gibt es an der Nord- und Südküste sehr viele Steilabstürze, auf den Halbinseln Akrotiri und Gramvoussa, beim antiken Pharsalla und den Felsen von Mirsini. Auf Euböa gibt es über 1000 m hohe Wände, direkt vom Meer. Auf Samothraki, auf all den anderen Inseln, am Peloponnes und dem Festland.

Während unserer fünf Griechenlandbesuche im Frühling, wo wir alle hohen Berggruppen mit Schiern bestiegen, konnten wir auch an die zwei Dutzend Erstbegehungen zwischen 150 und 1000 m Höhe durchführen. An sich wäre diese Feststellung nicht notwendig, es soll nur ein Hinweis sein. Daß noch vieles unberührt ist.

*Anschrift der Verfasser:*

*Helga und Rudolf Lindner, Bergführer*

*Heiglweber am Zwainerberg*

*A-8621 St. Ilgen/Hochschwab*

## Die Felsbilder der Val Camonica

EDITH EBERS (+)

Man erreicht das Tal, z. B. von Bozen herkommend, über den Mendel- und Tonale-Paß bis Edolo fahrend. Von hier aus benutzt man die Staatsstraße 42 nach Süden und erreicht nach 25 km die Ortschaft Capo di Ponte, die am Oglio gelegen ist und zur Provinz Brescia gehört. Das Tal erstreckt sich von Edolo bis zum oberen Seeufer des Iseo-Sees.

Seinen Namen hat es von dem Volksstamm der Camuner erhalten, einer Volksgruppe der Liguren, die am Mittelmeer siedelten. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte dieses Raumes läßt auch die Bedeutung des Tales für die bayerische Historie in der Frühzeit erkennen, weil es der Angelpunkt für die römische Invasion und Okkupation der nachmaligen Provinz Raetia prima und secunda war, in der u. a. die keltischen Volksstämme der Räter und Vindeliker lebten. Das war das Gebiet zwischen Alpen und Donau, in dem das nachmalige Bayern anzutreffen ist.



Von dem Wort Raetia hat sich im bayerischen Wortschatz das Wort Ries erhalten.

Das von den Rättern bewohnte Gebiet der Zentralalpen war aufgrund der geographischen Lage politisch zersplittert. Im Gegensatz zu den Vindelikern, bei denen ein überörtlich bestimmender Wille, Manching im Landkreis Ingolstadt soll hier als Beispiel angeführt werden, die Politik leitete, fehlte ein solcher bei den Rättern. So kam es zu rätischen Übergriffen auf römisches Gebiet, die, wie Strabo meldete, mit unvorstellbarer Grausamkeit praktiziert wurden. Die römischen Koloniestädte am Fuße der Alpen wie Como und Brescia (Brixia) hatten besonders unter dieser Gefahr zu leiden. Munatius Plancus wehrte zwar 44/43 v. Chr. einen rätischen Raubzug ab, trotzdem änderte sich militärisch vorerst nicht viel, weil sich Rom an die Keltenfrage politisch noch nicht angepaßt hatte. Ein Wandel trat erst ein, als Augustus seine ganze Aufmerksamkeit der Nordgrenze des römischen Reiches zuwendete. Auf seinen Befehl hin unterwarf Terentius Varro 25 v. Chr. die Salasser des Aostatales, wodurch der Große und Kleine St. Bernhard in römische Hand kamen. Alle nun folgenden Feldzüge der Römer an ihrer Nordgrenze dienten dem Ziel, ihr Einflußgebiet bis an Elbe und Donau vorzuschieben.

Der erste Schritt hierzu waren die Operationen des Publius Silius Nerva 16 v. Chr., der zuerst die Grenzgebiete gegen Noricum und Pannonien (das heutige Österreich und Westungarn) befriedete. Anschließend rückte er in Richtung der westlichen Zentralalpen vor, wie es Cassius Dio im 20. Buch geschrieben hat, um nun die Camuni in Val Comonica und die Truppilini in Val Trompia 16 v. Chr. zu unterwerfen. Nachdem er den Alpenhauptkamm überschritten hatte, erreichte er die Vennotes, die zu den Vindelikern gezählt wurden, im Alpenrheintal.

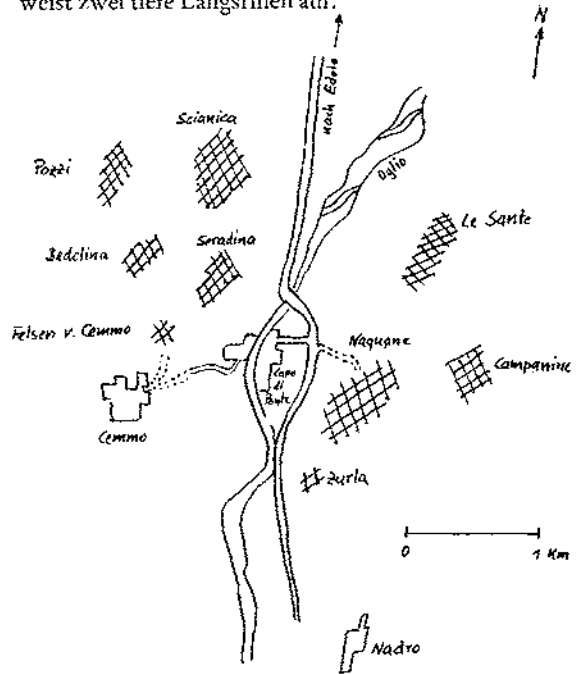
Nach diesen Siegen war eine Zangenoperation der Römer von Süden und Südwesten erst gegen das Alpenvorland möglich geworden. Die Erfolge Nervas ließen nun eine direkte Straßenverbindung zwischen den Legionen in Oberitalien und am Oberrhein zu. Die Siege über die keltischen Alpenvölker erwähnte Horaz an mehreren Stellen seiner Carmina, ebenso der Geograph Strabo in seinen Werken und der Historiker Cassius Dio. Das wichtigste Zeugnis jedoch stellt das Tropaeum Alpium in La Turbie in den französischen Seetalen dar, auf dem die

Namen von 45 Völkern aufgezählt werden, worunter sich auch die Camuni befinden.

Nun zu den Felsbildern:

An zahlreichen Stellen des Tales fand man seit 1914 bis heute ca. 60.000 Felsritzzeichnungen. Sie geben Auskunft über die Kulturepochen, beginnend beim Neolithikum bis zur römischen Invasion (ca. 2000–16 v. Chr.).

Oberhalb von Capo di Ponte liegt der italienische Nationalpark für Felsritzzeichnungen mit einer Ausdehnung von 400 × 700 m und ca. 100 Felsen (Abb. 1). Der größte unter ihnen ist der „Große Felsen“ von Naquane mit einer Fläche von 50 m Länge und 15 m Breite und fast 900 Gravuren. Er ist vom Gletscher glatt poliert und weist zwei tiefe Längsrillen auf.



Orte mit Felszeichnungen um Capo di Ponte im Val Comonica (Prov. Brescia).

Abb. 1

Die Felsbilder der Val Comonica befinden sich nicht in Höhlen wie beispielsweise im Tal der Dordogne in Südfrankreich, sondern auf freiliegenden Felsrücken oder auf erratischen Blöcken am Talboden. Nach der Aufschlüsselung der Felszeichnungen hat E. Anati 172 menschliche Darstellungen, 317 Tierfiguren, 16 Gebäude, 125 verschiedene Waffendarstellungen und Werkzeuge, 229 geometrische oder ab-

strakte Figuren wie z. B. Fußspuren, Sonnenscheiben, Altäre, Opfernäpfchen und Labyrinth entdeckt.

Wer waren die Camuner?

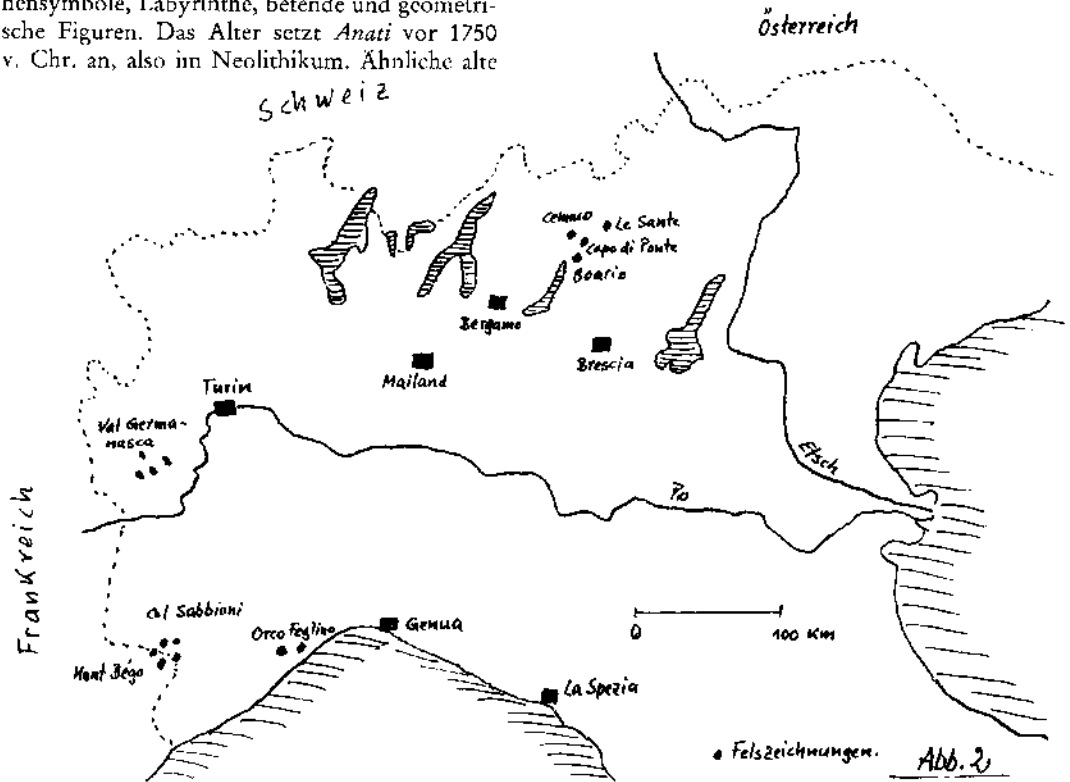
Als die Römer ihre Namen auf dem Tropaeum Alpium in Stein meißelten, waren die Camuner bereits etwa 2000 Jahre alt. Anati vermutet, daß sie, wie andere Alpenvölker auch, am Ende der Steinzeit aus den Ebenen durch hochzivilisierte Mittelmeervölker vertrieben wurden und ihre Kultur in den abgelegenen Alpentälern weiter pflegten. Andere Meinungen gehen sogar so weit, daß der Ursprung dieser Völker, die der Megalith-Kultur angehörten, in Nordafrika liegen sollte. Dies würde auch das Vorkommen gleichartiger, aber älterer Felsenzeichnungen in Nordafrika erklären. Fest steht jedenfalls, daß diese Völker aus dem Süden in die heutige Gegend über die französischen Seealpen eingewandert sind (Abb. 2). Im Gebiet des Mont Bégo, in der Nähe von Nizza, sind zahlreiche Felsenzeichnungen in linearer Manier gefunden worden, wobei ein erheblicher Mangel an Gestaltung der dargestellten Gegenstände auffällt. Bemerkenswert ist ferner, daß die Zeichnungen dort miteinander verbunden sind, so z. B. Sonnensymbole, Labyrinth, betende und geometrische Figuren. Das Alter setzt Anati vor 1750 v. Chr. an, also im Neolithikum. Ähnliche alte

Felsenzeichnungen existieren auch in der Val Camonica bei Nadro und Pozzi.

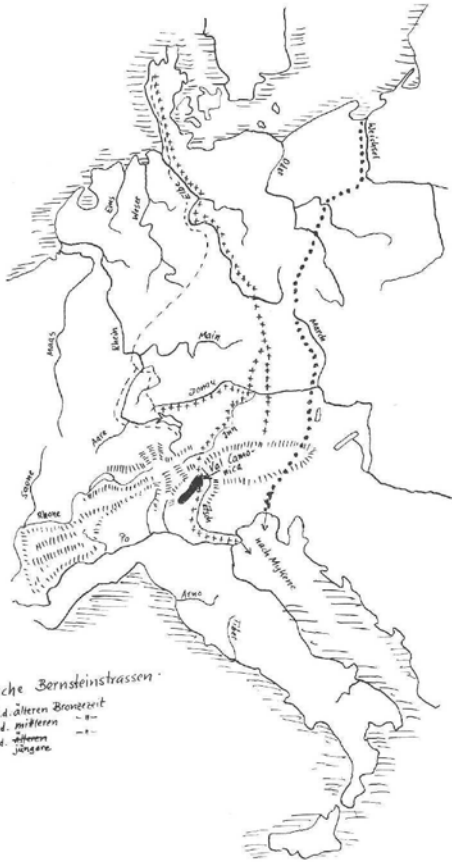
Bei der Vielfalt der Zeichnungen und dem unterschiedlichen Alter fallen verschiedene Stile und Techniken auf, deren sich die Camuni bedient haben. Aus der vorliegenden Übersicht, die nach E. Anati zusammengestellt wurde, ergeben sich vier Hauptstufen oder Perioden der Entwicklung:

*In der Periode I*, vor 1700 v. Chr., werden Sonnensymbole, Labyrinth, Betende, geometrische Symbole in verbindenden Linien wiedergegeben, deren Gestaltung noch mangelhaft ausgebildet ist. Äußere Einflüsse von der Mont-Bégo-Kultur sind unverkennbar.

*In der Periode II*, die in die Zeit von 1750 bis 1600 v. Chr. zu setzen ist, also ins ausgehende Neolithikum, werden Sonnensymbole, Labyrinth, Beter, Waffen und Paddel dargestellt. Letztere stellen wohl ein Zaubermittel für die Jagd dar. Sie sind teils auf dem „Großen Felsen von Naquane“, teils in Boario, Pozzi, Sonico und Le Sante zu sehen. Gelegentlich kommen sie allein vor, aber auch in menschenähnlichen Händen



werden sie gehalten. Ihre Form besteht aus einem drei- oder viereckigen schaufelähnlichen Anhang, der an einem verschieden langen Stiel anhängt, der oft einen Knauf als Abschluß zeigt. Diese Paddel treten häufig mit Sonnensymbolen und Jagdszenen auf (Abb. 3). In der Terramare-Kultur Norditaliens fand man des öfteren hölzerne Paddel, deren Bedeutung eindeutig war. In der Val Camonica haben diese Symbole auch nichts mit dem Wäscheschlagen, also der Reinigung von Geweben, zu tun.

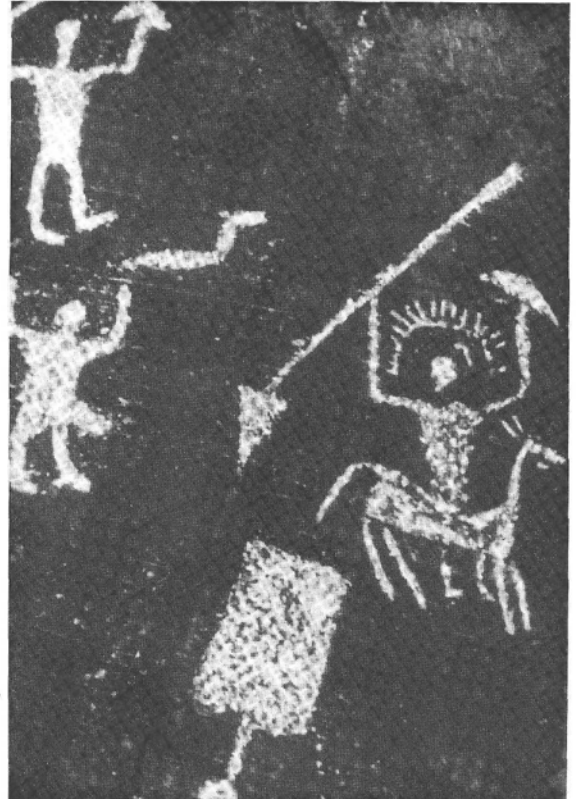


In der III. Periode, die von 1600 bis 800 v. Chr., also sich von der älteren Bronzezeit über die jüngere bis zum Übergang in die Eisenzeit hin-zog, beobachtet man in Naquane, Nadro, Borno und Cemmo stilistisch dargestellte Gruppen von Hirschen, Dolchen, Sonnen, Menschen, „Pläne“ von Feldern, die wohl aus einem Wasserlauf bewässert werden, eine große Anzahl von Häusern und Tempeln, Wagen mit vier Rädern, die von langgehörnten Rindern gezogen,

oder Pflüge, die von einem Rinderpaar bewegt werden. Ein Beginn der Monumentalkunst zeichnet sich daneben von 1600 bis 1500 v. Chr. ab. Woher die äußeren Einflüsse stammen, die diese Felsgravuren entstehen lassen konnten, ist noch nicht völlig geklärt.

Etwas eingehender soll hier auf die Felsbilder von Cemmo eingegangen werden, die sich etwa 500 m nördlich der Ortschaft Cemmo auf zwei erratischen Findlingen in einem Weingarten befinden. Die Blöcke bestehen aus Phyllit und sind nur an einer Seite vom ehemaligen Gletscher des Tales anpoliert. Die übrigen Seiten zeigen Abbruchstellen. Etwa 150 m westlich der zwei Felsen steht eine 150 m hohe Steilwand aus dem gleichen Material. Die Felsbilder von Cemmo unterscheiden sich in der Technik der Herstellung von denen auf dem „Großen Felsen von Naquane“ dadurch, daß sie nicht eingepunzt wurden, sondern aus dem Stein etwa 0,5 bis 0,9 mm stark erhaben dargestellt worden sind, d. h., man hat den Stein um das

Abb. 3 Großer Felsen von Naquane: „Große Prozession“ mit Anführer. Hält Lanze, Schild, traditionellen Helm, unten ein Paddel (magisches Zeichen). Links Betender (phallisch) eine Axt tragend. Ca. 600 v. Chr., Mittl. Eisenzeit, Stil 4



darzustellende Objekt konturenmäßig abgehoben, wie beim Linolschnitt etwa. Die Tierdarstellungen erinnern in ihrer langgestreckten stilisierten Form an bayerische Eisen-Votivtiere des 18. und 19. Jahrhunderts aus Inchenhofen bei Aichach in Oberbayern. Weiterhin ist zu bemerken, daß Personen nun in zwei Dimensionen ausgeführt werden, im Gegensatz zu früheren Entwicklungsperioden.

*Caminada* berichtet, daß prähistorische Kulturverbindungen zwischen der Val Camonica und Deutschland bestanden haben, die über die rätschen Alpen durch das Engadin, den Julierpaß über Chur, den Luziensteig, Schaan, den Bodensee nach Augsburg bis Passau führten, dem nördlichsten Punkt Rätiens. So wird es auch erklärlich, daß der keltische Hirschgott Cerunnos überall später auf rätschem Boden verehrt wurde. Es gibt Priesterdarstellungen mit einem Hirschgeweih auf dem Kopf, die im Nationalpark von Naquane zu sehen sind, die *Däniken* dazu veranlaßten, vom „Beweis der Existenz von Astronautengöttern“ zu sprechen. Eine Stellungnahme hierzu dürfte entfallen.

Auf dem Felsen Nr. 1 ist eine große Zahl von Hirschen abgebildet, die 1914 von Professor *Laeng* gefunden wurden. Nach diesen Tieren tragen das Tal und seine Bewohner auch den Namen „Hirschvolk“ bzw. „-tal“. So wurden die Entdeckungen von zehntausenden Felsbildern eingeleitet, die bis heute noch andauern, worum sich Prof. *Anati* seit 1954 große Verdienste erworben hat.

Auf dem Felsen Nr. 2 von Cemmo, der eine Höhe von ca. 4 m hat, erkennt man bei günstiger Beleuchtung auf seiner Nordseite rechts oben am Rand eine Axt mit langem Stiel, daneben links ein Sonnensymbol. Rechts neben der Axt ist eine „Hellebarde“ abgebildet. Darunter sind Menschen (Strichmännchen) und Tiere zu sehen (Rinder, Steinböcke). Verfolgt man die Felsseite in Richtung zum Boden, so fallen einem zehn Dolche mit dreieckigen Klingen und halbmondförmigen Griffabschlüssen auf. Die Klingen weisen eine Länge von 20 bis 25 Zentimetern auf. Rechts neben den Dolchen sind noch einmal zwei Personen zu erkennen. Diese Szene mag vielleicht ein Tauschgeschäft mit Tieren und Waffen veranschaulichen. In frühgeschichtlicher Zeit war das Tal wegen dieser Dolche berühmt, da sie eine wichtige Exportware darstellten, die auf den alten Bernsteinstraßen dem Inntal folgend über das Rie-



Abb. 4 val camonica, Felszeichnung: Wagen, Pflug, Stil 4 (mittl. Bronzezeit)

sengebirge, dann den Elbelauf entlang nach Jütland und Skandinavien gelangte (siehe Karte der Bernsteinstraßen). Aber auch in Mykene fand man diese Dolche. Praktisch am Felsenfuß ist links ein vierrädriger Wagen zu erkennen, der von zwei langgehornten Rindern durch ein auf die Nacken gelegtes Joch gezogen wird. Der Wagen ist mit einer Gabeldeichsel mit den Tieren verbunden. Darunter, fast am gewachsenen Boden, zieht ein Rindergespann, im Joch gehend, einen Hakenpflug (Abb. 4). Beim Übergang von der älteren zur mittleren Bronzezeit, also etwa zwischen 1500 bis 1400 v. Chr., spricht man von der Aunjetitz-Kultur, benannt nach einem bronzezeitlichen Gräberfeld bei Prag, die wichtige Impulse für die hier besprochene III. Periode mit ihren symbolischen Szenen geliefert hat. Aber auch mykenische Stilelemente in der Waffendarstellung (Doppelaxt, Dolche) sind erkennbar.

In der Urnenfelderzeit (1200 bis 1000 v. Chr.) und in der anschließenden Hallstattkultur (ca. 1000 bis 800 v. Chr.) ist eine Abnahme der Monumentalkunst und der allmähliche Beginn beschreibender Darstellungen zu verzeichnen.

In der Periode IV, die sich von 800 bis 16 v. Chr. erstreckte, sieht man auf dem Felsen von Naquane ein reichhaltiges Angebot an Kult-, Kriegs- und

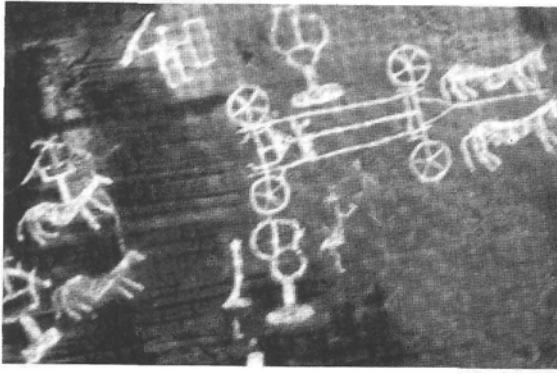


Abb. 5 Leichenwagen, Stil 4, 800–700 Jahre v. Chr.

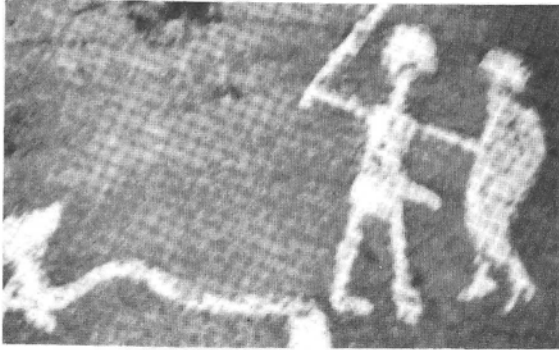


Abb. 6 Naquane, Menschenopfer, ca. 800–700 v. Chr.

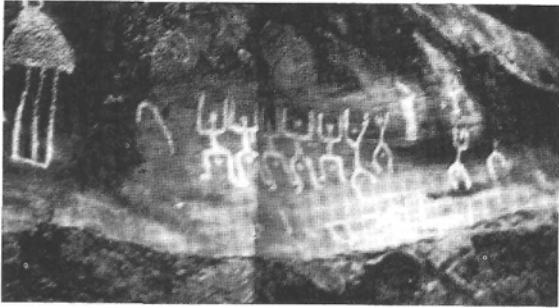


Abb. 7 Naquane, Begräbnis, Stil 4, ca. 800–700 v. Chr.

Jagdscenen, Bilder aus dem Wirtschaftsleben, die alle eine vollständige Darstellungsweise erkennen lassen.

Bei Kulthandlungen z. B. verwendete man einen Leichenwagen mit vier Speichenrädern an einem kastenförmigen Chassis, der von zwei Pferden gezogen wird (Abb. 5). Unter und oberhalb des Wagens sind zwei Aschenurnen abgebildet, ein Reiter und ein Bewaffneter zu Fuß mit Lanze (?) oder Schwert und viereckigem Schild

begleiten den Wagen. Links unten ist ein Tempel erkennbar, seitlich rechts daneben ein Pferd. Auch ein kultisches Menschenopfer ist zu erwähnen, wobei der Vollzieher in phallicher Pose eines Amtes waldet. Am unteren Bildrand ist eine langstielige doppelschneidige Axt eingeritzt worden (Abb. 6). Auf dem Nordabschnitt des Felsenrückens findet sich dann die Darstellung eines Begräbnisses. Acht Personen haben die Arme betend emporgereckt, alle in phallicher Pose, auch die einzelne Person, die wohl ein Priester oder Anführer sein mag. Zu ihren Füßen liegt der Tote, gleichfalls phallich gestaltet, mit einigen Grabbeigaben, die nicht näher definierbar sind. Am linken Rand der Szene ist ein Tempel zu erkennen, auf dessen Dach ein Sonnensymbol in Form eines kleinen Kreises zu sehen ist (Abb. 7).

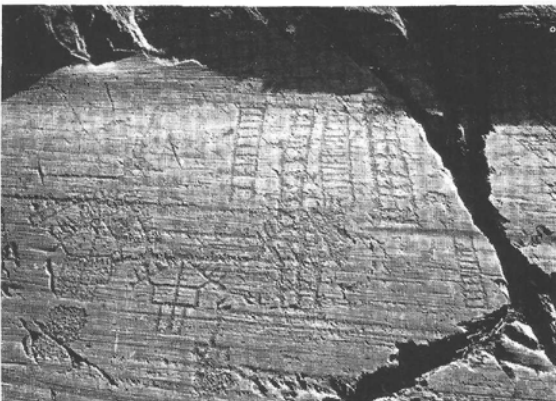
An Waffen sind Lanzen, Dolche, Äxte und kleinförmige Rundschilder und Helme mit raupenähnlichem Aufsatz zu erwähnen, die wohl auf etruskische Einflüsse schließen lassen können, also in die Zeit zwischen 500 bis 250 v. Chr. zurückreichen. Tatsächlich fand man z. B. in Caere, einer etruskischen Stadt nördlich von Rom, ein Tongefäß aus dem 6. Jahrhundert v. Chr., auf dem eine Seeschlachtszene wiedergegeben worden ist, in der zwei Schiffsmannschaften miteinander kämpfen. Die Krieger tragen den gleichen Helm wie die in Val Camonica abgebildeten. Bemerkenswert scheint in diesem Zusammenhang, darauf hinzuweisen, daß das etruskische Imperium in seiner Blütezeit (6. Jahrhundert v. Chr.) tatsächlich mit seinem nördlichen Städte-Zwölferbund einflußmäßig weit über Melpum (Mailand), eine etruskische Stadtgründung, in die südlichen Alpen Täler reichte. Das erklärt auch den Fund einer etruskischen Inschrift auf dem Felsen von Naquane (um 500 bis 250 v. Chr.), die man freilich noch nicht deuten kann.

Zurück zur älteren Eisenzeit und ihren Felsbildern, die das Wirtschaftsleben illustrieren. Da gibt es Personen, die einen Wagen zusammenbauen, Schmiede mit Hammer und Amboß und Webstühle, eine große Anzahl von Tempeln und Häusern werden dargestellt. Auffällig ist, daß die Häuser, die offenbar dem Ritus zu dienen hatten, auf einem Sockel stehen, der stets sorgfältig ziseliert und aus dem Felsen ausgepunzt erscheint, so daß das „Fundament“ wie eine römische I aussieht. Bemerkenswert ist weiterhin, daß die Grundsohle eines solchen Bau-

werkes mit dem „Fußboden“ des Hauses fast immer gleich groß ist. Hinzu kommt noch, daß an den Dächern Sonnensymbole in Form von Kreisen auszumachen sind. Demnach dürfte es sich hier um Tempel handeln. Im Gegensatz dazu haben die „Wohnhäuser“ am Dach keine Sonnenzeichen, auch die Fundamente sehen anders aus, weil sie oft nur durch zwei Senkrechte markiert werden, also nicht in ganzer Fläche ausgepunzt wurden. *Vitruvius*, ein Ingenieur und Architekt des Augustus, schrieb damals über den etruskischen Tempel: „Der etruskische Tempel ist eine Schöpfung eigener Art. Er wirkt schwer und gedungen, fast quadratisch, stets auf einem Podest stehend mit vorspringendem Dach und herausragendem Giebel, den Säulen tragen.“ Etruriens Tempel gemahnen an Sakralbauten des „Vorderen Orients“. Die Griechen bauten in diesem Stil nie.

Für die Architektur profaner Bauten soll noch einmal ein Zeitgenosse des Augustus zu Worte kommen, gewissermaßen als Augenzeuge etruskischer Städte, *Diodorus Siculus*. „Ein völlig neuartiger Haustyp setzte sich bei den Etruskern durch, das Atrium-Haus. Eine gedeckte Vorhalle, in die von oben Licht einfällt und in der zugleich das Regenwasser in einem Becken aufgefangen wird, empfängt den Besucher. Dem Eingang gegenüber liegt der Hauptturm mit der Feuerstelle. Daneben befinden sich links und rechts zwei weitere Räume. Säulen tragen das Giebeldach.“ Das Wort „Atrium“ ist etruskisch und bedeutet Hof oder Hafen. *Hatria* hieß die etruskische Stadt nördlich des Podeltas. Sie gab dem Meer, an dem sie lag, der *Adria*, den Namen.

Abb. 8 Felsenzeichnung



Eine andere Felszeichnung in Naquane (Abb. 8) gibt uns Rätsel auf, weil neben drei hüttenähnlichen Gebäuden fünf „Leitern“ abgebildet sind. Soll das bedeuten, daß man nur mit diesen Steigeräten in das Hausinnere gelangen konnte, weil kein Raum für Wege an diesem Platz war? Sah die Siedlung vielleicht so aus, wie die Wohnorte der Pueblos im Südwesten der USA, bei denen die einzelnen Wohnräume aneinander und aufeinander gebaut sind? Oder sind hier nur Stammhäuser der Sippen wiedergegeben worden, an die sich im Laufe der Zeit ringsum die Wohnungen der zahlreicher werdenden Nachkommen angeschlossen, bis die ganze Terrasse dicht bebaut war? Somit wären die hier dargestellten „Häuser“ wohl als Siedlungskerne aufzufassen, Parallelen gibt es dafür im Nahen Osten in Tschatal Hüyük aus der Jungsteinzeit (*J. Mellaart*).

Bei den Pferdedarstellungen auf dem „Großen Felsen“ von Naquane fällt ein Pferd in seiner Darstellungstechnik von den zahlreichen anderen Pferden dadurch auf, daß es nicht wie die anderen langgestreckt dargestellt wurde, sondern porträtähnlich. Es trägt sicherlich keltische Stilelemente. Das könnte bedeuten, daß diese Felszeichnung in die Zeit um circa 380 v. Chr. anzusetzen wäre. Es ist bekannt, daß sich die ersten Keltenscharen 396 v. Chr. in den südlichen Alpentälern und der nördlichen Poebene ansiedelten, so die Insubrer um Melpum (Mailand), die Cenomanen im Raum Brescia und Verona, die Bojer und Senonen um Bologna herum. Weiterhin spricht für keltischen Einfluß, daß diese Tierdarstellung ähnliche Züge aufweist wie das „Weiße Pferd“ von Uffington Castle in der englischen Grafschaft Yorkshire, das als ein riesiges keltisches „Scharbild aus dem Rasen des dortigen Kalkhügels herausgeschnitten wurde. Es ist 100 Meter lang und zeigt formale Zusammenhänge mit Pferdedarstellungen auf keltischen Münzen. *Anati* gelang es, die Ursprünge und Geschichte der Kultur der Val Camonica zu ergründen. Die Felszeichnungen sind als Dokumentation über die Camuner aufzufassen, die auf viele Fragen Antwort geben: über Jagd, Tierzucht, Ackerbau, Handwerk, Transportmittel und somit auch über die Kontakte mit anderen Völkern durch Handelsbeziehungen, die sich einerseits bis Skandinavien erstreckten, andererseits aber auch bis Mykene reichten. Weiterhin erhält man Aufschluß über den Kultus und über den Hausbau.

Entwicklungsstufen der camunischen Kunst (Nach E. Anati):

Stufe der Ritzzeichnungen	Entwicklung:	Örtlichkeiten der wichtigsten Zeichnungen:	Wichtigste Darstellungen:	Sil-Bearbeitungen:	Außerliche Einflüsse und wichtige Berührungspunkte:	Zeitangaben vor Christus	Archaeologische Stufen:
I		Nadro (Fels 1) Pozzi	Sonnen, Labyrinth, geometr. Figuren, Betende	Gestaltungsmangel, Gegenstände miteinander verbunden	Mont Bégo (Fiz. Seealpen bei Nizza)	? - 1750	Neolithikum
II		Boario, Sonico, Scianica, Giadighe, Pozzi, Le Sante	Waffen, Sonnen, Beter Labyrinth, geometr. Zeichen, Paddel	Versuche einer Darstellung zusammenhängender Vorgänge	Remedello	1750 - 1600	Ausgehendes Neolithikum
III	II-III (Übergang)	Cemmo (Entwicklg. I)  Cemmo (Entwicklg. II) Paspardo Borno Nadro (Fels 3) Nadro (Fels 5) Naquane (Süd)	Tiergruppen  Waffen, Tiere, Sonnen, Menschen, Pläne von Feldern und Häusern, Wagen mit 2 und 4 Rädern, gewundene Schnüre, Doppelspiralen	Südst. Darstellungen; Beginn der Monumentalkunst  Monumentalkunst, symbolische Kultszenen	?  Aunjetitz * Mykene Terramare	1600 - 1500  1500 - 1400 1400 - 1200	Ältere Bronzezeit  Mittlere Bronzezeit Jüngere Bronzezeit
IV	A B C D E F	Naquane; Seradina; Bedolina Größter Teil der camunischen Felszeichnungen Seradina; Coven del Valento; Naquane Zurla, Naquane (Nord) Naquane (Nord) Naquane; Bedolina	Reichhaltiges Angebot an Kult-, Kriegs-, Wirtschaftsszenen, Häuser, Dörfer, Tiere, Labyrinth, Waffen	Vollständig beschreibende Darstellungen  Sehr kl. Miniaturen mit sorgfältiger perspektivischer Zeichnung Großformatige Felszeichnungen Beginn der Inschriften, großformatige Zeichnungen  Stilverfall und wenig Kompositionen in den Felszeichnungen	Urnfelder-Zeit Hallstatt-Zeit  Golosecca  Nordisch  Etruskisch und griechisch  Neue Kelt.-nordische Einflüsse, endlich römische	1200 - 1000 1000 - 800  800 - 700 700 - 600  600 - 500  500 - 250  250 - 16	Übergang von Bronzezeit zur Eisenzeit  Ältere Eisenzeit  Mittlere Eisenzeit  Junge Eisenzeit

\* Aunjetitz = bronzezeitl. Gräberfeld bei Prag

Entscheidende Bedeutung kommt dem Sonnen- und Stierkult zu, der Ausdruck der Ackerbaukultur ist, während der Hirschkult als eine Äußerung der Jägerkultur aufzufassen ist. Bis in die Römerzeit hinein ist der keltische Hirschgott Cerunnos in vielen Gebieten Europas lebendig geblieben. So ist er z. B. auf einem keltischen Silberkessel aus Gundestrup in Dänemark mit einem Hirschgeweih auf dem Kopf in sitzender Stellung zu erkennen.

Es gibt wohl keine Fundstelle in Europa, die eine so geschlossene vor- und frühgeschichtliche Kultur in einer derartigen Vielfältigkeit vom Neolithikum bis in die Eisenzeit wiedergibt, wie das die Felsbilder der Val Camonica erkennen lassen.

#### LITERATURVERZEICHNIS:

E. Anati: La civilisation du Val Camonica, Arthaud, Paris, 1964

Chr. Caminada: Die verzauberten Täler. Walter-Verlag, Olten-Freiburg, 1962

I. Holz: Mitteilungen des Deutschen Alpenvereines, Mai 1967

W. Keller: Denn sie entzündeten das Licht. Droemer-Knaur, München 1970

H. Kühn: Wenn Steine reden. Brockhaus-Verlag, Wiesbaden

P. Lionni: Verlag du Atlantis, 24. Jahrgang, 1964

K. Lukan: Alpenwanderung in die Vorzeit, Schroll-Verlag, Wien

E. v. Däniken: Zurück zu den Sternen, Econ-Verlag 1969

J. Mellaart: Archäol. Anzeiger, Berlin 1961

J. Mellaart: Çatal Hüyük, Stadt aus der Steinzeit. Lübbe-Verlag 1967

Schmökel: Tschatal Hüyük. Frankfurter Allgemeine v. 21. 7. 1967

Ohne Namen: Verlag du Atlantis, 64. Jahrgang, 1964

Jubelt/Schreiter: Gesteinsbestimmungsbuch VEB

Deutscher Verlag f. Grundstoffindustrie, Leipzig 1972

Phyllit: Kristalline Schiefer oder Tonglimmerschiefer. Sie gehören zu den „metamorphosierten“ Gesteinen. Der Name kommt aus dem Griechischen phyllon = Blatt. Die Struktur ist also blättrig. Phyllite entstehen aus tonigen Sedimenten, die bei gebirgsbildenden Prozessen im oberen tektonischen Stockwerk umgewandelt (metamorph) werden. Sie zeigen einen „Seidenglanz“ mit grauer oder bräunlicher Grünfärbung.

*Anschrift der Tochter der Verfasserin:*

*Antonie Ebers*

*D 8 München 40*

*Tengstraße 8*

## Götter, Berge, Sternsaphire

### AUF DER TROPENINSEL CEYLON

FRIEDHELM BERTELMANN

Es begann eigentlich in den eisgepanzerten Bergen des Rolwaling-Himalaja. Wir waren mit der Alpenvereinsauslandsbergfahrt unterwegs, hinter uns lag die Besteigung des Kang-Pomri. Jetzt befanden wir uns im Aufstieg zu dem fast 6000 Meter hohen Trepsi-Lapsa-Paß. Es war bitterkalt, über den Trabenten des Mount Everest stand ein großer klarer Mond, Sterne funkelten, und der Höhensturm riß Schneefahnen von den Gipfeln der hohen Berge, sie funkelten wie Silberstaub im Mondlicht. Unsere Zelte standen auf dem Eis des Gletschers, 5700 m hoch. Die Kälte drang in die Glieder, das Atmen fiel schwer, Höhenkrankheit, die Gedanken begannen zu wandern, sie zogen zum Süden, zum weiten indischen Subkontinent und weiter zum tiefblauen Meer, zum Indischen Ozean, zur Tropeninsel Ceylon, weißer Strand, Brandung, heißer Wind und wiegende Palmen, einsame Lagunen, Eingeborenen-Boote, Katamarane und im Inneren der Insel das Hochland mit seinen Teeplantagen und dem Adams Peak, dem heiligsten Berg der Erde. Er erhebt sich zu einer Höhe von 2260 m und wird von Buddhisten, Brahmanen und Mohammedanern verehrt.

Ein Jahr später war es dann soweit, der Traum aus dem Himalaja war in Erfüllung gegangen, unsere Boeing befindet sich im Anflug auf Colombo, unter den Tragflächen der Maschine erscheint ein Küstenstreifen, man erkennt aus dem Flugzeug die weiß aufschäumende Brandung, dann sind wir über dem Land. Unten befinden sich einige Eingeborenenhütten, überwölbt von majestätischen Palmen, dazwischen liegen Lagunen mit giftgrünem Wasser. Bald rollt die Maschine auf dem Rollfeld langsam aus.

Ehe wir in die Berggebiete aufbrechen, möchten wir noch ein besonderes Abenteuer erleben, wir wollen in die Edelsteingebiete bei Ratnapunna, einer kleinen Dschungelstadt und hier in den primitiven Minen nach den edlen Steinen schürfen. Vorher möchte ich aber noch mit einem der letzten großen Monsun-Katamarane über die blauen Weiten des Indischen Ozeans segeln, sicherlich ein großartiges Erlebnis gleich dem





*Im Katamaran*

*Bertelmann*

Bergsteigen, Einsamkeit, Abenteuer, die großartige Natur, die Sonne, die abends über dem Wasser am westlichen Himmel verblutet.

#### IM MONAUN-KATAMARAN

In den Monaten Mai bis September herrscht an der Westküste Ceylons Südwest-Monsun, schwere, blauschwarze Wolken werden von dem

Wind über die See getrieben, ein schwerer tropischer Regenfall prasselt nieder, nimmt für eine Zeit jegliche Sicht – Monsun, d. h. Regenwind. Die Wellen des Indischen Ozeans oder des Indic, wie die Seeleute sagen, rollen in einer unendlichen Prozession heran, brechen sich an den vorgelagerten Riffen und schleudern ihre Wassermassen hoch in die Luft. Der Küstensaum gleicht in der Monsunzeit einer tosenden Hölle. Es wird Abend, kurze tropische Dämmerung.

In der Einsamkeit des aufgewühlten Meeres stehen drei bis vier schwarze Vierecke, die Segel großer Monsunkatamaranen. Morgen will ich mit solch einem Schiff in See gehen.

Am anderen Tage. Unentwegt weht der Monsun, am Himmel erscheinen einige blaue Stellen, dann verschwinden sie wieder hinter schnell dahinjagenden Wolken. Ich bin heruntergegangen zur Lagune, zum Fischerdorf. Es ist wie im Märchenbuch, Hütten aus Palmwedeln, mächtige Bäume, blaues Wasser. Die großen Katamarane sind auf den Strand gezogen, noch ist es einsam um die Boote, dann erscheinen die ersten Fischer. Ich will eine Katamaran chartern, wir werden schnell handelseinig, der Preis beträgt 75 Rupies, das sind ungefähr 30 D-Mark, für die Fischer ein guter Verdienst.

Der Katamaran wird aufgetakelt, zwei Masten errichtet, dann schiebt die fünfköpfige Besatzung das Fahrzeug ins Wasser, es sind verwegen aussehende Gestalten, mit braunen großen Hüten oder Turbanen und vom Bethelkauen knallrot gefärbten Mündern.

In der Lagune steht eine Gegenbrise, wir müssen schwer rudern, denn das Fahrzeug ist groß, es besteht aus einem ca. 10 m langen ausgehöhlten Baumstamm, oben sind als Bordwanderhöhung lange Planken befestigt. Sie sind durch kunstvolle Nähte aus Pflanzenfasern mit dem unteren Baum verbunden. An dem ganzen Katamaran befindet sich kein einziger Nagel, alles ist gebunden oder genäht. So ist der Segler elastisch. Das Hauptteil ist mit langen Bambusbölen mit dem Ausleger verbunden, die Breite beträgt ca. 3 bis 4 m, der Ausleger besteht aus einem langen, massiven Baum, dessen Enden kufenförmig gebogen sind. Am Bug und am Heck ist der Katamaran mit einem schwertähnlichen Steuerruder versehen.

Wir nähern uns der Ausfahrt der Lagune, kleine Wellen springen den Bug des Bootes an, 100 m vor uns befindet sich der erste Brandungsgürtel, dann folgt der zweite und der dritte, dort wo die Wellen auflaufen, sieht es gefährlich aus: Schaum, wirbelndes Wasser, Brecher.

Das schwere Boot wird jetzt vom Sog gepackt, es schießt schnell dahin, wir hören auf zu rudern. Der Küstensaum gleitet achtern heraus, wir kommen aus dem Schutz der Bäume, der Sturm springt den Katamaran wie ein wildes Tier an, blitzschnell gehen die Segel hoch, die fünf Jungen sind harte Seeleute und verstehen ihr Handwerk. Das Segel knallt wild, schlägt

zwei- bis dreimal hin und her, dann steht es prall, 10 m vor dem Katamaran die erste Brandungshölle. Wir müssen mitten durch, die Brecher sind 2 bis 3 m hoch, noch fünf Meter bis zum zusammenschlagenden Wasser. Das Schiff wird jetzt auf einen Wellenrücken gehoben, aber die Kraft dieser Welle ist schon gebrochen, sie rollt lang unter dem Heck des Bootes davon. Jetzt stürzt der nächste Wasserberg heran, der Katamaran verhält einen Moment, als hole er Atem für den Kampf, dann schießt er nach vorn, der Bug bohrt sich tief in den heranjagenden Wasserberg, die Gischt fegt bis zu den Spitzen der Masten, grünes Wasser kommt über, wir klammern uns an den Tauen fest, stehen bis zu den Knien, den Hüften, den Schultern im Wasser, es scheint immer tiefer zu gehen, dann richtet sich der Bug des Katamarans wieder auf, der Brecher gibt das Schiff frei, der Bug schießt jetzt in den Himmel, dann sinkt er wieder und geht die nächste Woge an, wieder grünes Wasser, wieder Gischt bis zu den Masten, dann dasselbe nochmal und nochmal, dann sind wir durch. Der erste Brandungstreifen liegt hinter uns, es folgt der zweite und der dritte, aber der Katamaran ist für die Brandung gebaut, und die Fischer sind aus Eisen. Die See wird jetzt tief, das Wasser dunkelblau, einer unserer Leute steht am Bug des Katamarans und schleudert in einem nicht endenwollenden Rhythmus mit einer Kelle Seewasser hoch hinauf in unser Segel, damit es steifer im Wind steht, denn das Segel besteht aus selbstgewebtem, großmaschigem Leinen, und das Wasser zieht den Stoff zusammen.

Die Wellen gehen nach wie vor sehr hoch, es ist eine weite, lang anlaufende See. Von den Köpfen der Wellen reißt der Sturm Wasserfahnen.

Die Stunden sind vergangen. Land ist schon lange nicht mehr zu sehen, die anderen Katamarane, die mit uns ausgefahren sind, sind fischend hinter uns zurückgeblieben, aber unser Katamaran jagt weiter über die Wellen des Indischen Ozeans, wir segeln um des Segelns willen, haben kein Ziel, segeln nur in die Weite. Ich fühle, wie auch die fünf Jungen Spaß daran haben. So vergeht der Tag, abends nähern wir uns wieder der Küste. Über dem Land sind die Wolken auseinandergerissen, das Wetter bessert sich. In der Ferne stehen Bergspitzen am Himmel, das Hochland von Ceylon.

Als am Abend der Katamaran wieder an den

Strand gezogen wird, liegt eine eigenartige Beleuchtung über der See, die Wolken werden von der untergehenden Sonne beschienen, ihre Ränder leuchten rot, Palmwedel stehen wie Filigranwerk gegen den Himmel, die abgetakelten Katarane liegen wie große gestrandete Fische schwarz im Gegenlicht.

## EDELSTEINSCHÜRFEN IN RATNAPUNNA

Unser alter klappriger Mietwagen fegt mit unerhörter Geschwindigkeit über die schmale Küstenstraße in Richtung Colombo. Der Fahrer weicht mit großem Geschick spielenden Kindern, alten Omnibussen und unzähligen von Kühen gezogenen Karren aus. Es ist noch früh am Tag. Die Kronen der großen Königspalmen stehen im Gegenlicht der schnell höhersteigenden Sonne. Ab und zu gibt die üppige Vegetation einen Blick auf die Küste und die blaue Lagune frei. Am Strand liegen unzählige Fischerboote mit ihren dreieckigen Segeln.

Wir passieren eine Baustelle, Frauen mit großen, sandgefüllten Körben auf dem Kopf arbeiten hier in der glühenden Sonne, ihr Arbeitslohn beträgt drei Rupien am Tag, das sind ca. 0,90 D-Mark.

Wir sind zu den Bergen Ceylons unterwegs, wollen zum Adams Peak, zu dem „heiligsten“ Berg der Welt, er ist 2400 m hoch, aber vorher wollen wir noch nach Ratnapunna, der kleinen Edelsteinstadt im Dschungel.

Wir verlassen die Küstenstraße, es geht ins Innere des Landes, ein Fluß wird überquert, trägt wälzen sich seine braunen Wassermassen zum Meer, er steckt voller Krokodile. An den großen Urwaldbäumen hängen Tausende von Fledermäusen, die fliegenden Hunde.

Nach vierstündiger Fahrt erreichen wir das Gebiet der Minen und Ratnapunna am Fuße des heiligen Berges. An der langen, aber unsagbar schmutzigen Hauptstraße stehen auffällige Läden und Verkaufsbuden, dazwischen die etwas besseren Steinhäuser „der Juweliere“. Hier werden auch die aus den Minen kommenden Edelsteine geschliffen und gefaßt. Die Methode ist uralte, mit dem Fuß wird eine Schleifscheibe angetrieben, und geschickte arbeitende Hände formen den Stein.

Aus Ceylon holte schon König Salomon die kostbaren Steine, um mit ihnen um die Köni-

gin von Saba zu werben, und Sindbad der Seefahrer erlebte hier auf der Edelsteininsel große und schreckliche Abenteuer, kehrte reich mit Schätzen beladen zurück.

Wir treten in eine Schleiferei, man kann der Magik der Steine nicht widerstehen, Sternsaphire, Rubine, Turmaline, Granaten. Aber immer wieder Saphire, blaue Saphire, hochkarätig, selten und teuer. Der größte Saphir der englischen Krone, der „Blue Bells of Asia“ mit einem Gewicht von mehr als 400 Karat, wurde in der Nähe von Ratnapunna gefunden, ebenfalls fand man hier das „Wonder of Asia“, ein Saphir von 466 Karat, er ist von reinster, himmelblauer Farbe und weist sechs leuchtende, klare Strahlen auf.

Als wir den Laden verlassen, bin ich im Besitz einer wunderschönen Brosche mit 14 strahlenden Sternsaphiren, aber ich will weiter, will in die Minen. Noch eine halbe Stunde Fahrt über Stock und Stein, dann sind wir da. Die Schürfstelle liegt im dichtesten Dschungel, alles ist primitiv, vier Bambusbohlen, ein Dach aus Palmwedeln, eine hölzerne Winde und eine uralte Saugpumpe. Nach einigem Palaver mit dem Aufseher kann ich „einfahren“, ein 10 m tiefer senkrechter Schacht geht in den lehmigen Boden, ich hängele an einem schlüpfrigen Seil in die Tiefe, auf dem Grund des Schachtes steht kniehohes Wasser, rechts und links zweigen zwei Stollen ab, gebückt im Wasser gehend, folge ich einem der Gänge, er ist schmal, die Seitenwände und die Decke sind provisorisch abgestützt, ab und zu bricht Wasser ein, es fließt von den Wänden, es ist drückend heiß hier unten, 40 ° C, der Gang ist mit Kerzenstummeln beleuchtet, die kleine Flamme flackert unruhig, verbreitet spärliches Licht, es sind noch 15 m bis „vor Ort“, hier arbeiten drei Minenboys, nackte, ausgemergelte kleine Gestalten. Sie arbeiten schwer, arbeiten für geringen Lohn, stehen bis zur Hüfte in Wasser und Schlamm und fördern die edelsteinträchtige Erde, transportieren sie in kleinen Eimern zum Schacht, lassen sie hochziehen, kehren wieder zurück und schufeten weiter. Oben wird die Erde ausgewaschen und nach Steinen durchsucht.

Ich arbeite mit den Leuten, will mir das Abenteuer, Edelsteine zu graben, nicht entgehen lassen, wühle im Schlamm: Wasser und Schweiß laufen über den nackten Körper, aber man wird vom Edelsteinfieber gepackt, denn in jeder Hand voll Schlamm kann ein Edelstein stecken, Rubin

Saphir oder Granat. Als ich die Grube verlasse, bin ich der stolze Besitzer einiger selbst geschürfter Steine.

Das Anlegen einer Edelsteinmine ist hier eine geheimnisvolle Sache, ein Sterngucker wird zu Rate gezogen, der Astrologe berechnet den günstigsten Standpunkt für den ersten Spatenstich und sucht den Glückspilz, der den ersten Spatenstich zu führen hat, aus einer Reihe von Männern. Und 24 Stunden vor dieser Spatenstichzeremonie wird der Schutzgottheit dieser Gegend ein großes Opfer dargelegt.

## DIE „WOLKENMÄDCHEN VON CEYLON“

Brütende Hitze liegt über dem Bergland von Ceylon, man mag sich nur im Schatten aufhalten. Sobald man die großen, schützenden Bäume verläßt, springt einen die Sonne wie ein wildes Tier an.

Vor uns ragt die 16 m hohe Figur des Aukana-Buddhas, welche im Jahre 478 aus dem massiven Felsen gemeißelt wurde und zu den großartigsten Buddhastatuen der Welt gehört, in den

*Die Edelstein-Minen*

*Bertelmann*



hitzeflimmernden Himmel. Um das Heiligtum zu besuchen und in das Innere des Naturtempels zu gelangen, müssen wir die Schuhe ausziehen, eine unangenehme Sache, die Felsen sind heiß wie eine Ofenplatte, das ist nur ein klein wenig übertrieben, und man vollführt einen wahren Eiertanz auf den heißen Steinen.

Vor einem uralten heiligen Baum im Innern des Tempels kniet eine Gruppe betender Pilger, rhythmisch bewegen sich die Oberkörper vor und zurück, sie erweisen ihrem großen Gott Buddha die Reverenz. Wir können es mit den nackten Füßen nicht lange auf dem heißen Boden aushalten und verlassen den heiligen Ort.

Einige Stunden später, Spätnachmittag, die Sonne steht weit im Westen, es ist nicht mehr ganz so heiß, vor uns ragt ein riesiger Felsen empor – Sigiriya – „die Himmelsburg auf dem Löwenfelsen“. 200 m steilt der schwarzgelbe Felsen aus dem grünen Dschungel empor, die Festung auf seinem Gipfel wurde im 5. Jahrhundert erbaut und 18 Jahre vom König Kasapa, der seinen Vater ermordete und seinen Bruder, den rechtmäßigen Erben aus dem Lande jagte, bewohnt. Aus Furcht vor der Rückkehr seines Bruders legte er die Residenz von der alten Haupt- und Königsstadt Anuradnapura auf den befestigten Berg.

In der Mitte des Felskolosses befindet sich eine Galerie mit den weltberühmten „Sigiriya-Fresken“, den Wolkenmädchen. Es handelt sich dabei um 21 Mädchendarstellungen, Nymphen oder himmlischen Wesen.

Wir machen uns auf den Anstieg zu dem sagenumwobenen Berg. Die Kletterei fängt gleich anstrengend an, in den Felsen sind Stufen geschlagen, ein eisernes Geländer schützt vor der Tiefe. Je höher wir kommen, je großartiger wird der Blick über das weite, einsame Bergland. Dann ist der „Weg“ über die Felsen zu Ende, nur über uns befindet sich eine eiserne, schwindelerregende Wendelleiter, sie scheint direkt in den Himmel zu gehen und endet nach 15 m auf einer kleinen steinernen Plattform, welche sich zur Galerie erweitert. Hier befinden sich die Fresken.

Die Gedanken wandern zurück, viele hundert Jahre. Auf dem Felsen in der Stadt regiert der König von Angst geplagt, der Vatermörder, er befürchtet die Rache des vertriebenen Bruders. Zu jeder Zeit können Streitkräfte aus dem Dschungel hervorbrechen, um die Himmelsburg



Die Wolkenmädchen von Ceylon. Die berühmten „Sigiriya-Fresken“.  
Bertelmann

zu stürmen, unaufhörliche Wachsamkeit ist notwendig.

Auf den schmalen Felsgalerien stehen die Soldaten, sie halten Tag und Nacht Wacht, ihr späher Blick schweift über das weite Land. Die Tage, die Nächte, die Wochen, die Monate und die Jahre vergehen, die Soldaten zwischen Himmel und Erde sind einsam, denken an das Leben in der alten Hauptstadt, denken an Frauen und denken an Mädchen. Und in jahrelanger Arbeit malen sie an den kalten Felsen die zauberhaften Mädchengestalten, Göttinnen oder Nymphen, Ausdruck von Liebe und Sehnsucht. Die Stadt ging unter, der König wurde ermordet, Hunderte von Jahren vergingen, die Menschen sind verweht, aber die Wolkenmädchen schweben in alter Pracht über dem Dschungel, dem weiten Land hoch oben am Felsen – wir verlassen die Fresken, wollen weiter zum Gipfel

des Berges, der Weg führt die steile Leiter zurück, dann erfolgt ein langer Quergang nach links, wir kommen auf eine große Plattform. Um die „Himmelsburg“ zu erreichen, muß man nun die Pranken eines gigantischen, aber verfallenen, aus Ziegelsteinen errichteten Löwen passieren, durch dessen Maul in alter Zeit der Aufstieg zur Festung erfolgte.

Jetzt geht es wieder über zwei eiserne Leitern empor, die Kletterei ist ausgesetzt, die Leitern enden an der steil abschließenden Gipfelfelsenwand, in den Felsen sind kleine Tritte gemeißelt, gerade groß genug, um dem Fuß Halt zu gewähren, man muß schwindelfrei sein, um auf die „Himmelsburg“ zu gelangen, dann ist der Gipfel erreicht, im Westen geht die Sonne unter, klar heben sich die Gipfel unzähliger Berge gegen den abendlichen Himmel ab, der Dunst des heißen Tages ist verschwunden, unendlich weit reicht die Sicht, zu unseren Füßen liegen die Überreste der versunkenen Stadt, Mauern aus uralter Zeit, Zeugen der Jahrhunderte in einem fremden exotischen Land.

#### AUF DEN „HEILIGSTEN BERG DER ERDE“, DEN ADAMS PEAK

In Meyers Konversationslexikon von 1899 steht: „Adamspik“, Name eines von Buddhisten, Brahmanen und Mohammedanern für heilig gehaltenen Berges auf Ceylon, der sich zu 2260 m Höhe erhebt und von den Singhalesen Samanala Kand (Berg des Gottes Saman) genannt wird. Auf der 21 m langen und 10 m breiten Fläche seines kahlen Gipfels befindet sich ein kleiner Tempel, unter dem eine 1,45 m lange und 0,5 m breite Vertiefung die rohe Form einer riesigen Fußspur hat, welche die Buddhisten Stripada (Fußstapfe des Glücks) nennen und für die Fußmarke ihres Religionsstifters halten. Den Brahmanen gilt der Adams Peak heilig, weil ihnen Buddha nur eine Menschwerdung von Wischnu ist, den Mohammedanern, weil sie in jener Vertiefung die Fußspur Adams erkennen, der von hier aus, 1000 Jahre lang auf einem Fuße stehend, den Verlust des Paradieses beweint haben soll. Wir haben die heißen, nassen Niederungen des Dschungels hinter uns gelassen, unser Wagen keucht im zweiten Gang über die nicht endenwollenden schmalen Serpentinaen der Bergstraße. In der Ferne im Westen verebt ein Gewitter. Die Sonne strahlt aus dichtem Gewölk hervor,

sie taucht abertausende von Teesträuchern in ein warmes, grünes Licht. Zwischen den Teestauden arbeiten die Teeplückerinnen. Bunt leuchten ihre farbenfreudigen Saris, blau, rot und gelb. Ihren Händen ist die Kostbarkeit der obersten behaarten Knospen und der jüngsten Blätter anvertraut, zwei Blättchen und die Spitze der noch nicht aufgerollten Triebe, so lautet die goldene Pflückregel.

Es dauert vier Jahre, bis ein junger Teestrauch zum ersten Mal geerntet werden kann, er ist das ganze Jahr ertragreich, wird je nach Lage und Höhe ca. alle drei Wochen abgeerntet und erreicht ein Alter von 60 bis 80 Jahren.

Und weiter führt unser Weg durch die nicht endenwollenden Plantagen, auf denen der beste Tee der Welt gedeiht. Am Abend erreichen wir eine kleine Ansiedlung am Fuße des Adams Peak. Morgen in aller Frühe wollen wir zu seiner Besteigung aufbrechen. Ich trete noch einmal vor die Tür unserer kleinen Herberge, die Konturen des Berges stehen im klaren Abendhimmel, eine Pyramide, aufgesetzt auf einen breiten, massigen Rücken. Am anderen Morgen. Unser Weg führt uns zur Polizeistation, wir wollen uns nach dem Aufstieg erkundigen, ich hatte schon einiges über den Adams Peak gelesen und gehört. In den Wintermonaten sollen Tausende von Pilgern den Gipfel des heiligen Berges besuchen, die Pilger bewerkstelligen den Aufstieg zum Gipfel bei Nacht, um der Tageshitze zu entgehen und den Sonnenaufgang auf dem Gipfel zu erleben. Sie ziehen dann in großen Gruppen mit Pauken und Trompeten durch den Dschungel zum Gipfel. Die Musik soll die im Dschungel lebenden Leoparden vertreiben, denn im Laufe der Zeit haben die Raubkatzen festgestellt, daß ein mühsam zu Berg keuchender Mensch leichter zu erjagen ist als ein scheues schnelles Wild.

An die Geschichte mit dem menschenfressenden Leoparden konnte ich nicht so recht glauben, aber der Polizeimann belehrte uns eines besseren, ja, man habe einen gefährlichen „Mancater“ in dem Bergdschungel, und es sei gefährlich, auf den Gipfel zu steigen, zumal jetzt keine Pilgerzeit sei und wir ganz allein am Berg sind. Man riet uns, zwei Mann als Begleitung mitzunehmen.

Gegen diesen Vorschlag war nichts einzuwenden, zumal wir damit zwei wegekundige Männer bei uns haben, aber der Weg auf den Adams Peak ist ohnehin nicht zu verfehlen. Ein guter

Fußweg führt zuerst durch bebaute Felder und Plantagen, dann beginnt der Dschungel, hohe Bäume, dichtes Unterholz, Farne und Dornen, bunt leuchtende große Blumen.

Mit dem Beginn des Dschungels fängt auch die Plagerei an, auf den Adams Peak führen ca. 3000 angelegte und in den Fels gehauene Stufen, also eine Treppe auf einen Berg, der die respektable Höhe von Alpengipfeln erreicht. Die Anstrengung seiner Besteigung steht daher einer Bergfahrt in den Alpen nichts nach. Für die Pilger

ist das eine vorzügliche Sache, da sie ja ihre Sünden abzubüßen haben. Die Tücke dieser ganzen Treppe liegt aber darin, daß die Stufen nicht gleichmäßig hoch und breit, sondern abwechselnd 5 cm hoch und 50 cm breit oder 40 cm hoch und 5 cm breit sind.

Wir haben Glück, der Himmel ist bewölkt, die Sonne prallt nicht auf den Aufstieg, blauschwarze Monsunregenwolken hängen seit dem frühen Morgen über den Bergen, und Nebelfetzen treiben vorüber. Es scheint, als wollte

*Ceylon-Frauen*

*Bertelmann*



die gigantische Treppe kein Ende nehmen, die Waden und die Knie schmerzen, wir denken an den langen Abstieg über die steilen Stufen. Dann fängt es an zu regnen. kleine Wasserfälle springen über die Bergflanken, sie reißen Geröll und Erde mit sich, gegen Mittag erreichen wir den Gipfel. Wir treten in den kleinen Tempel, sehen den geheimnisvollen Fußabdruck, neben dem Tempel befindet sich eine Glocke. Wer den Adams Peak erstiegen hat, tut seine gelungene Gipfel- oder Wallfahrt mit weithin hallenden Glockenschlägen kund.

Auch wir läuten die Glocke, unsere beiden Begleiter stehen andächtig vor der Fußspur und beten.

Um den Gipfel fegt ein eisiger Wind, wir sind froh, daß wir warme Sachen mitgenommen haben, die Sicht hier oben ist gleich Null, wehende Nebel, jagende Wolken, schemenhaft die betenden Leute, eine merkwürdige Stimmung.

Dann beginnt der Abstieg. Ich gehe voran, plötzlich steht auf den Stufen ein katzen großes Tier, blitzschnell verschwindet es im dichten Dschungel, ich überlege, ob es wohl ein junger Leopard gewesen sein kann, aber wahrscheinlich war es nur eine große Dschungelkatze.

Später unten auf der Teeplantage erkundige ich mich, ob es in den Gipfelgebieten der Berge Katzen gibt, aber die Leute sagen: „Nein, nur Leoparden“. Jetzt erzählt man uns auch, daß vor vier Wochen ein Schweizer auf den Peak wollte und allein losmarschiert sei, aber nicht oben angekommen und auch nicht wieder im Tal erschienen sei. Na ja, uns ging es nicht wie dem bekannten Reiter über den Bodensee, der nach überstandener Gefahr am Schreck starb.

Ich fragte die Leute, was unsere beiden Begleiter im Falle eines Leopardenangriffes gemacht hätten, ihre beiden sichelähnlichen Messer erschienen mir doch als eine unzulängliche Waffe, um sich gegen die Raubkatzen zu wehren. Man antwortete, daß die beiden Männer den Leoparden mit beruhigender Stimme ansprächen und ihn somit vom Angriff abhielten. – ?

Nun, die Bergfahrt war jedenfalls glücklich beendet, und ohne den Leoparden wäre alles nur halb so interessant und abenteuerlich gewesen.

*Anschrift des Verfassers:  
Friedhelm Bertelmann  
Schwerinstraße 4  
D-495 Minden*

## **Kostbarkeiten im neuen „Alpenvereins-Museum“ in Innsbruck**

ERNST BERTT

Mit dem Wort „Alpenvereins-Museum“ verbindet sich für viele ältere Bergsteiger im Norden und Süden die Erinnerung an das große Museum in München auf der Praterinsel und die dort in einer breiten Fülle dargestellten Objekte und Bilder aus dem Geschehen des Alpinismus und der Entwicklung des Alpenvereines.

Schon 1909 hat man den Beschluß zur Gründung gefaßt, 1911 Herrn Landesgerichtsrat C. Müller mit dieser Aufgabe betraut, und schon am 17. 12. 1911 das große Haus auf der Praterinsel eröffnet. 1913 wurde der „Verein der Freunde des Alpinen Museums“ gegründet, dem der Erwerb vieler wertvollster Sammelstücke zu danken ist.

Der Erste Weltkrieg hat diese Arbeit unterbrochen, und an seinem Ende waren viele Voraussetzungen verändert, viele Hütten verloren, viele Arbeitsgebiete unerreichbar geworden. Auch in der Museumsarbeit haben diese Verhältnisse tiefgreifend nachgewirkt. Aber schon 1926 und 1928 waren die notwendig gewordenen Erweiterungsbauten fertiggestellt, welche die Darstellung neuer Gebiete ermöglichten, so auch die Darstellung des Krieges in den Bergen.

Mit dem Beginn der großen Auslandsexpeditionen erhielten auch die damit zusammenhängenden Stücke einen neuen Platz, und 1937 wurde der „Auslandbergfahrtsaal“ feierlich eröffnet. 1938 übernimmt Herr Dr. Bühler als neuer Leiter das Museum und gibt dem großen Haus in vielen Belangen einen neuen Akzent. Dann kam der Zweite Weltkrieg und an seinem Ende für alle Bergsteiger das traurige Wissen, daß in den letzten Wirren auch das Museum zerstört wurde. Eine fast 40 Jahre währende mühevolle Arbeit war vernichtet. Nur einige Bilder und Reliefs wurden in den Raum Innsbruck verlagert und erlitten dort das Schicksal von abgelegtem Kulturgut.

In der Zwischenzeit feierten die beiden nunmehr wieder selbständigen Alpenvereine ihr 100jähriges Bestandsfest, und gerade dabei wurde der



lange Weg sichtbar, den Idealismus und Hingabe geprägt haben und der aus einem bescheidenen Anfang eine große Körperschaft werden ließ, in welcher das Berg- und Naturerleben Bestandteil der Aufgabe ist, daneben auch Wissenschaft und Kunst ihren Platz haben und ebenso alle die modernen Probleme von der Hütten-erhaltung über den Massentourismus, von der Erhaltung der Landschaft bis zur Übererschließung, von der Reinhaltung der Berge bis zum tätigen Naturschutz.

Und bei allen diesen Fragen ergab sich die weit zurückgehende Vorarbeit des Vereines und die darüber bestehende Dokumentation über alle diese Belange. Aber nicht nur Abhandlungen und Studienarbeiten vermögen die derzeitigen Aufgaben zu unterstützen, auch eine allgemeine Kenntlichmachung der bisherigen Arbeit scheint in einer Zeit geboten, wo vielfaches Interesse an altem Kulturgut besteht und in allen Belangen eine liebevolle Pflege erfährt.

So war es verständlich, daß man im Alpenverein die sich bietende Möglichkeit sofort ergriff, um in Innsbruck zunächst eine bescheidene Ausstellung der Sammlungsreste zu ermöglichen und dabei hofft, diese Darstellung weiter vergrößern zu können. Den Grundstock bilden dabei die erhalten gebliebenen Stücke aus München und einige neuere Erwerbungen, mit dem Wunsch, durch Nachlässe und Leihgaben diese Sammlungen wieder abzurunden.

Bei der 1973 erfolgten Aufnahme der Bestände sind nun einige seltene Stücke erfaßt worden, die man heute mit Recht als „Kostbarkeiten“ bezeichnen kann und über welche nunmehr berichtet wird.

Beginnen wir mit den Bildnissen jener Männer, die uns im Alpenverein und in den Bergen die Wege gewiesen:

Pfarrer Franz Senn, Karl Hofmann, Johann Stüdl – der Glocknerherr – alle stammen aus der Hand von Ernst Platz.

Auch die Bilder von Hermann v. Barth – dem Erschließer des Karwendels –, Enzensberger, Paul Grohmann stammen vom selben Künstler.

Das Bildnis von H. Christomanos von Hofer und H. Pfann von Wiedenhofer, von Julius v. Payer sind weitere Lebensbilder für die Erschließer unserer Alpen.

Zu den besonderen Kostbarkeiten gehört das Bildnis von Déodat de Dolomieu, der 1787 auf einer Reise durch Tirol ein mit verdünnter Salzsäure nicht oder kaum aufbrausendes Gestein

(„pierre calcaire très peu effervescent“) kennen-gelernt hat, das dann ihm zu Ehren 1792 von Nicolas Théodore de Saussure „Dolomie“ genannt wurde. Von diesem „Dolomie“ leitet sich unser Gesteinsname „Dolomit“ und von diesem wieder der Name „Dolomiten“ ab.

Weiters sind noch die Blätter mit M. Paccard, H. B. de Saussure und J. Balmat von 1787 anzuführen, von jenen Männern also, deren Namen mit der Erstersteigung des Montblanc für immer verbunden sind.

Aus dieser Zeit sind aber nicht nur die Bildnisse dieser Männer zu nennen, sondern auch von den Bergen. Aus der Hand von Ch. de Méchël stammen einige Blätter aus der Zeit um 1790 über die Erstersteigung vom Montblanc, von G. Doré sind zwei Stiche von 1869 über die Erstersteigung des Matterhorn aufliegend.

Aber auch von „unserem“ Glockner gibt es aus dem Beginn des Alpinismus einige Kostbarkeiten, wie eine Darstellung mit Fürstbischof Salm-Reifferscheid aus dem Jahre 1803 über die Erstersteigung, weitere Aquarelle, Stiche und Lithographien vom Glockner aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, mit kostbaren Darstellungen des Berges und von Heiligenblut.

Diesen Bildern schließen sich Blätter aus dem Leben von Erzherzog Johann an, von seinen Malern Gauermann, Loder und Ender gefertigt, nicht zuletzt ein Stich aus dem Jahre 1841, die Erstersteigung des Großvenedigers darstellend, die auf das Betreiben von Erzherzog Johann zurückgeht.

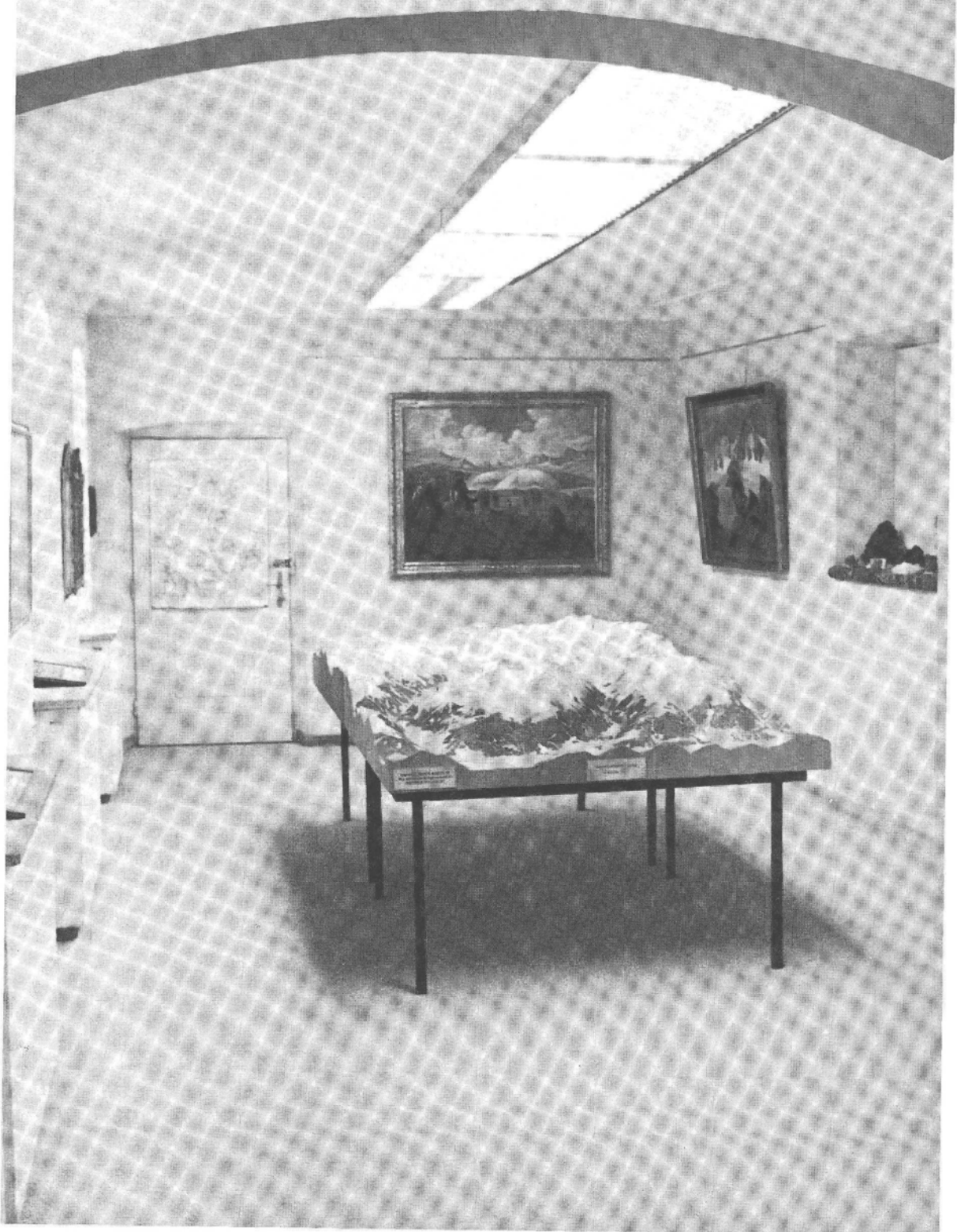
Aber auch ein anderes Bild mit einem Fürsten am Berg ist hier zu nennen: König Max II. von Bayern wird auf einem Holzschlitten zu Tal gefahren. Das Bild wird Ph. v. Foltz zugeschrieben.

Und schließlich noch das große Bild von Heinelein von 1847, wo eine Szene aus den Dolomiten um 1809 eindrucksvoll dargestellt wird.

Wer denkt heute noch an die Not im Venter Tal, wo der Vernagtferner durch Eisseebildung und Ausbruch der Wassermassen so viel Unheil geschaffen hat? Eine Darstellung der Gletscher-messe am Eissee aus der Hand von B. Wieland erinnert eindringlich daran.

Kann ein Bergsteiger mehr beschenkt werden, als alle seine Erlebnisse in den Bergen in Bildern aus meisterlicher Hand wieder erleben zu dürfen? Einige Kostbarkeiten werden diese Erinnerungen in uns wecken und uns auch meisterliches Können vermitteln.

# Glocknerzimmer



Da sind die Zeichnungen des Bergmalers und Bergsteigers E. T. Compton, in ihrer unerreichbaren Stimmung und Darstellung, aus allen Teilen der Alpen. Und das kostbarste dabei ist sein großes Ölbild von den Vajollet-Türmen!

Von E. Platz finden sich aus 1898 die Aquarelle von der Zweitbesteigung des Kilimandscharo, aber auch ein großes Bild vom Uschba, aus dem Jahre 1903, im Zusammenhang mit der Erstbesteigung.

Von Albin-Egger-Lienz kann das eindrucksvolle Bild „Bergraum“ bewundert werden, von S. M. Fischbach eine lebensvolle Darstellung vom Geiereck-Untersberg. Franz v. Defregger zeigt in einem seiner letzten Werke das Bildnis des großen Bergführers Sepp Innerkofler, der bekanntlich im Ersten Weltkrieg am Paternkofl gefallen ist.

Und am Schluß dieser Aufzählung sei noch das große Bild von Otto Barth 1912 „Morgengebet der Bergführer am Glockner“ genannt, welches heute wieder an bevorzugter Stelle alle Bergsteiger und Besucher grüßt!

1873 wurde als erste Hütte deutscher Sektionen in Österreich das Gepatschhaus eröffnet, 1973 sein 100jähriges Jubiläum gefeiert. Das um die Jahrhundertwende geschaffene Bild aus der Hand von Reschreiter gehört daher auch zu den Kostbarkeiten. Anlässlich der Vermählung des österreichischen Kronprinzen Rudolf hat der Alpenverein die 1. Rudolfschütte eröffnet, was in einem Bild von Obermüllner 1882 festgehalten ist.

Als heute wertvolle Erinnerungsstücke in der Vereinsgeschichte finden sich Bilder von der Wischberghütte, Stüdlhütte, Rieserfernerhütte, Krainer Schneeberghütte, Hierzerhütte, Simonyhütte, Kürsingerhütte, Douglashütte und vom Glocknerhaus.

Von E. Platz stammt das Bild der ersten Münchner Hütte auf der Zugspitze. Bei den erwähnten Zeichnungen von E. T. Compton finden sich die Blätter mit der Muttekopfhütte, Passauer Hütte, Tübinger Hütte, Lindauer Hütte, Madlenerhaus, Heidelberger Hütte, Rojacherhütte, Seebichlhaus, Karlsbader Hütte, Saarbrückner Hütte, Edelhütte, Nebelhornhaus, Kemptner Hütte – alle im Zustand um die Jahrhundertwende festgehalten.

Aus einer oberitalienischen Handschrift vom Beginn des 16. Jh. stammen die prachtvollen Aqua-

relle über Alpenblumen mit der ältesten bekannten Darstellung vom Edelweiß. Fürwahr eine Kostbarkeit!

Auch unter den Landkarten finden sich so seltene Stücke, wie:

die Karte vom Zillertal um 1530,  
die Karte von Tirol von Warmund Ygl um 1604 (Wiedergabe),  
die Karte der Stadt Kitzbühel um 1620,  
die Karte der Schweiz von Johann Jakob Scheuchzer um 1712,  
die Karte von Mittenwald um 1718,  
ein Panorama vom Hochpeissenberg von Pfarrer Koch um 1704.

Immer schon waren die Reliefs aus der Werkstatt der Kartographie des Alpenvereines ein Stolz in der Darstellung der Berge.

Und sie sind es auch geblieben.

Neu aufgestellt wurden:

Relief vom Kibo, von Oberlercher, 1910,  
1 : 125.000  
Relief vom Großvenediger, von Köpfl, 1928,  
1 : 25.000  
Relief vom Großglockner, von F. Ebster,  
1972, 1 : 10.000  
Relief vom Mont Everest, von F. Ebster,  
1972, 1 : 50.000

Noch fehlt es am Raum, alles, was wertvoll und interessant, auszustellen und auch zu ergänzen. Aber ein Anfang ist bereits gemacht und vieles ist heute schon aufgestellt. Daß diese Sammlung sich erweitern und die Tradition des einstigen Münchner Alpinen Museums fortgesetzt werde, ist unser Wunsch!

Eine andere Frage wird mit der Aufzählung dieser Kostbarkeiten geklärt, die Frage nach der Berechtigung einer solchen Darstellung. Wenn uns im Alpenverein das Glück zuteil wurde, nach dem Verlust des großen Alpinen Museums in München noch so viele Stücke zu retten, dann ist das Wissen um das Werden des Bergsteigens im Alpenverein genau so verpflichtend, wie die Bewältigung der modernen Probleme. Dieses übernommene Erbe zu zeigen, ist eine stolze Aufgabe in unserer Zeit für die Zukunft!

*Anschrift des Verfassers:*  
*Ing. Ernst Bernt,*  
*A-6122 Fritzens/Tirol*

# Siebenbürgischer Alpenverein – Wegbereiter der Bergsteigerschaft in Rumänien

HORST VOIGT

Wir suchen die Einsamkeit. Aber was ist Einsamkeit?  
Leben denn Wald, Heide und Bergeshöhen nicht ebenso  
gesellig wie wir?

Ist die Natur nicht auch dem Gesetz des Werdens und  
Vergehens, der Metamorphose unterworfen?

Die Natur ist keineswegs regloser und dauernder als  
die Menschheit.

Selbst der Stein lebt, verwandelt sich,  
wird größer oder kleiner, verschmilzt mit anderer  
Materie –

gar nicht zu reden vom Holz, Gras und Wasser,  
von den Blumen und Tieren.

Bucura Dumbrava

## I

Die frühen Bergsteiger der Karpaten waren  
Bergbauern, Schafhirten und Heiducken (Frei-  
schärler im Kampf gegen die Türken). Seit dem  
18. Jahrhundert drangen zunächst meist Natur-  
forscher in die bis dahin unbekannte Gebirgs-  
welt ein, so u. a. Lazzaro Spallanzani, Johannes  
Centurius, oder der aus der Geschichte des Al-  
pinismus bekannte Belsazar Hacquet. Zusammen  
mit dem Botaniker J. Ch. G. Baumgarten  
und Begleitern unternahm der Mineraloge und  
Historiker Karl Eder 1793 in den Südkarpaten  
eine Bergtour auf einen vorher unbekanntem  
Riesen unter den Gipfeln des Fogarascher Ge-  
birges, den Surul (2282 m).

In seinem noch unveröffentlichten Tagebuch  
über Beobachtungen zur Naturgeschichte schildert  
Eder dieses Abenteuer, zitiert nach Erika  
Schneider\*:

„Von Freck ritten wir früh weg und waren um  
halb neun Uhr am Fuße des Gebirges. Das Ge-  
stein im Bache war lauter Glimmerschiefer, der  
vom Berge herabgeschwemmt ward. Unten viele  
Buchen, dann gemischt mit Tannen. Nun ward  
es so steil, daß wir absitzen mußten, und der  
Weg ging zwischen lauter Tannen . . . An dem

Absatze des Berges, wo wir nun hinkamen,  
hörten die Bäume auf, und das *Veratrum album*  
(weißer Germer), das auch bisher schon häufig  
erschien, war nun die herrschende Pflanze . . .  
Wir trafen auf eine Hürde (Schäferhütte).  
Die Hütte mit Baunrinde gedeckt. Der Schaf-  
hirt war mit den Schafen tiefer im Gebirge, sein  
Weib, eine gemütliche *Baucis*, bot uns alles an,  
was sie hatte, das ist gesäuerte, schon halb zu  
Käse geronnene Milch . . . Nun ging es auf  
einem kahlen mit lauter Trümmern von Glim-  
merschiefer bedeckten Abhang fort gegen die  
Spitze des Berges Surul, und ein paar hundert  
Klafter unter der Spitze in einer Bucht, wo  
einige Tannen und übrigens Wacholderstauden  
waren, ward Feuer und die Betten zurechte  
gemacht . . . Etwas tiefer war eine Hürde mit  
tausend Schafen, ich labte mich mit warmer  
Milch. In der Nacht wurden die Schafe vom  
Bären besucht. Wir hörten ihn brummen, die  
Hunde bellen, und die Hirten schreien und  
schießen. Ein Fleckchen Schnee in einer Vertiefung  
gegen Norden war etwa 1000 Schritte  
von unserem Nachtlager. Um diesen herum  
wuchs die *Primula minima* (Zwergprimel), ein  
schönes Blümchen. Um halb vier Uhr mach-  
ten wir uns auf und kletterten vollends auf den  
Gipfel des Surul. Herrlich war nun der Anblick  
herum: Ober- und Unter-Sebes (Mühlbach),  
Porcesd, Freck lagen am Fuße des Gebirges  
vor unser mit einer Menge anderer Dörfer, und  
Hermannstadt erschien als ein länglicher, dunk-  
ler Flecken. Gegen Westen zählt ich 25 Abstufungen  
der Berge, die alle wie die Kinder und  
Enkel des majestätischen Suruls erschienen. Ihre  
Täler waren alle parallel. Auf einmal, als wir  
um einige Schritte noch höher kamen, entstand  
ein heftiger Wind, der eine Wolkenpartie nach  
der anderen zwischen uns wegschleuderte, wir  
konnten kaum auf 20 Schritte sehen, der Weg  
ging über lauter Trümmer von abgerissenem  
Schiefer, keine Spur von Wald. Bald darauf  
wandten wir uns gegen das Tal des Berges  
Foot . . . Wie wir aus diesem Tal herauf und  
dann mit augenscheinlicher Gefahr anderthalb  
Stunden rechts auf dem Abhange der nackten  
Felswand gegen Sebes (Mühlbach) zu geklettert  
sind, will ich nicht aufschreiben: Ich werd es  
ohnehin in meinem Leben nicht vergessen. Ge-  
nug, der Steinmetz, der mit uns war, versicherte,  
er würde, um Goldzapfen zu holen, nicht mehr  
diesen Weg machen. Ich auch nicht. Und doch  
war das Wetter günstig. Ein Regen von einer

\* Alle mit \* bezeichneten Stellen sind der Jahrbücher „Korn“ mit  
1970-74, NW-Verlag Bukarest, entnommen.

Viertelstund, der das Gras schlüpfrig gemacht hätte, hätte uns in das unwirtbarste Tal der Welt eingesperrt. Nun waren wir der Gefahr entronnen, der Anblick von einer fürchterlichen Tiefe, in die ich fallen mußte, wenn der schwache Stengel von Heidelbeeren, an dem ich bei jedem Schritt angeklammert hing, abriß, übertäubte bis jetzt jedes andere Gefühl: Nun trat der Hunger ein. Das erstmal in meinem Leben aß ich aus Hunger Heidelbeeren. Endlich langten wir am Fuße des Gebirges an, wo die Pferde unser warteten um 6 Uhr abends. Wir ritten über Sebes (Mühlbach) nach Talmatsch (Talmesch?). – Das war vor nunmehr über 180 Jahren im damals habsburgischen Siebenbürgen.

Erst 46 Jahre später, 1839, erfolgte in der Walachei die erste bekannte Butschetsch-Ersteigung von Sinaia aus durch den französischen Professor A. I. Vaillant aus Bukarest mit seinem rumänischen Gefährten Sluger Angelescu. 1866 folgte die durch sein Buch „The playground of Europe“ bekanntgewordene Ersteigung des Butschetsch/Bucegi und des Ceahlau in den Ostkarpaten durch den britischen Bergsteiger Leske Stephen und seinen Gefährten Bryce. Zur Zeit des in Bludenz beschlossenen Zusammenschlusses des alten OeAV (Wien) mit dem DAV entstanden in den Karpaten des damaligen Habsburgerreiches die für die Entwicklung der dortigen Bergsteigerschaft bedeutendsten Vereinigungen.

1.: In der Tatra wurde der bis zum Zweiten Weltkrieg tätige Karpatenverein von Deutschen, hauptsächlich Zipser Sachsen, Slowaken, Ungarn und Polen gegründet (E. Hochberger in den „Mitteilungen“ des DAV Nr. 5/1973). Ähnlich wie dieser entstand der Galizische Tatraverrein.  
2.: Bereits vor 1870 waren in den Transsylvanischen Alpen touristische Unternehmen betrieben worden. Auch in diesem entfernten Teil des deutschen Sprachraumes hatte der Alpenvereinsgedanke aus Wien und München bald Eingang gefunden. Dr. Lotz aus Frankfurt am Main, der unter dem Eindruck der Entfaltung des Deutschen Alpenvereins bei seinem Besuch in den Südkarpaten den Zusammenschluß eines Freundeskreises in ähnlicher Form anregte, traf daher schon entsprechende Aufgeschlossenheit an. Alle Überlegungen führten schließlich im Jahre 1873 zur Gründung des Siebenbürgischen Alpenvereins (SAV) in Kronstadt/Brasov, der aufstrebenden Bergsteigerstadt an der Zinne.

Obmann des SAV wurde Professor Dr. Julius Römer.

Dieser vor nunmehr über 100 Jahren entstandene Alpenverein war die erste Bergsteigervereinigung in Transsylvanien und dem später erweiterten großrumänischen Königreich. Leider blieb der SAV auf Grund seiner allzu betonten Exklusivität auf eine kleine Mitgliederzahl beschränkt.

Zwei Siebenbürger Sachsen, Dr. Karl Conradt und Ernst Lüdecke, denen die deutschen Alpen, hauptsächlich Südtirol und Kärnten, vertraut waren, äußerten erst 1879 anlässlich einer Bergtour mit Freunden am Frecker See den Gedanken, allgemein durch bessere Organisation der Touristik das Bergsteigen in den Karpaten zu erleichtern. Der Redakteur des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes in Hermannstadt, Doktor Carl Wolff, der mit Dr. Kurovsky aus der Zips als Exponent des „ungarländischen“ Karpatenvereins (siehe zu 1) und dem Direktor des ungarischen Staatsgymnasiums in Hermannstadt, Dr. Veres, dieserhalb in Verbindung stand, empfahl den vom Schriftführer des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaftler, M. Schuster, befürworteten Beitritt und stellte den Anschluß an die Zipser zur Diskussion. Aber nach einer Aussprache Wolffs mit seinen Bergfreunden Dr. Conradt, Dr. Bielz, Professor Schuster und Lüdecke entschieden sie sich 1880 für die Gründung eines eigenständigen Siebenbürgischen Karpatenvereins (SKV) mit einer Satzung und Struktur nach dem Muster des DuOeAV sowie für den Sitz des Vereins in Hermannstadt/Sibiu. Die Leitung des SKV wurde dem Landesadvokaten Dr. Karl Conradt übertragen (nach O. Lexen, im Jahrbuch 1971 des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen).

Der Siebenbürgische *Alpenverein* ging 1881 als Sektion Kronstadt im SKV auf. In den acht Jahren seines Bestehens hatte er hauptsächlich in den Kronstädter Gebirgen alpinistische Pionierarbeit geleistet.

Der bisherige siebenbürgisch-sächsische AV-Obmann Julius Römer war eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Nach dem von ihm befürworteten Aufgehen des Siebenbürgischen Alpenvereins als Sektion Kronstadt im SKV widmete er dieser mit Zustimmung der AV-Mitglieder das gesamte Alpenvereinsvermögen. Von der Vollversammlung der neuen Sektion wurde er einstimmig zu ihrem Obmann gewählt und blieb dies dreißig Jahre lang. Als gleichzeitiger Vor-

standsstellvertreter des SKV zusammen mit dem Verfasser des ersten Reisehandbuches für Siebenbürgen, Dr. Eduard Albert Bielz, trug Professor Dr. Julius Römer von 1883 bis 1922 unermüdlich zur Entfaltung des gesamten Vereins bei, dessen Zweck es war, die Karpaten zu erschließen, wissenschaftlich zu erforschen, zu beschreiben und das Interesse für dieses Gebirge zu wecken.

An der Spitze der Sektion Kronstadt veranlaßte Julius Römer den Hütten- und Wegebau sowie die Wegemarkierungen, die Erfassung von Quellen und Anbringung von Wege- und Quellentafeln sowie die Anstellung von Bergführern. Mit Forstmeister Eduard Zamminer und den Bergfreunden Karl Schnell, Josef Filtsch und anderen ging er bei der Suche nach geeigneten Bauplätzen oder zur Überwachung des Hüttenbaues oft in die Berge. Als ihr erstes Schutzhaus entstand bereits im ersten Bestandsjahr der Sektion die Königsteinhütte auf der Vladusca-Alm (1400 m). In der Anfangszeit des Bestehens der SKV-Sektion Kronstadt fand jedes Jahr eine Hütteneinweihung zugleich als großes Fest der Burzenländer Bergsteiger statt. Mit dem Aufkommen des Schisports wurde ab 1906 die Schulerhütte (Altes Schutzhaus) auf dem Schuler (1590 m) auch im Winter bewirtschaftet.

Römer veröffentlichte in den Jahrbüchern des SKV Berichte über Bergtouren und beschrieb u. a. Fauna und Flora der Karpaten; er verfaßte auch für die Festschrift anlässlich der 25-jährigen Wiederkehr der Gründung des Siebenbürgischen Alpenvereins 1898 den Artikel mit dem Thema „Aus der Pflanzenwelt der Burzenländer Berge“. Seit 1885 gestaltete Prof. Römer in Kronstadt während des Winters regelmäßig am Sonnabend Touristenabende und veranstaltete 1886 und im Jubiläumsjahr 1898 touristische Ausstellungen.

Das Wirken dieses alpinistischen Pioniers wird nach Heinz Helmann\* wie folgt gewürdigt:

„Als Römer im Jahre 1911 aus Gesundheitsgründen sein Amt als Obmann der Sektion Kronstadt des SKV niederlegen mußte, wurde er von dieser zum Ehrenobmann ernannt. Seine Verdienste wurden von der Vereinsleitung durch die Verleihung des silbernen Ehrenabzeichens gewürdigt. Sein konstruktiver, fortschrittlicher Geist wirkte in den Reihen der SKV-Mitglieder noch lange fort. Das (neue) Schulerhaus, das unter einem von ihm geprägten Motto ‚Ein sichtbar Zeichen sollst du sein, wie wir die Hei-

mat lieben‘ aus freien Spenden erbaut worden war, erhielt den Namen Dr.-J.-Römer-Hütte, und der nach seinen Ratschlägen angelegte Schulerweg über die Wolfsschlucht wurde ‚Julius-Römer-Weg‘ benannt. Die reiche, selbstlose Tätigkeit Julius Römers sichert ihm einen Ehrenplatz unter den Pionieren unseres Tourismus“. So gedenkt man im heutigen Rumänien des Gründers des Siebenbürgischen Alpenvereins und Wegbereiters für die Bergsteigerschaft der rumänischen Karpaten.

Besonders erfolgreiche Pioniere nach Römer und Conradt waren Robert Gutt und Friedrich Deubel; auch nach ihnen wurden Hütten und Wege benannt.

1944 bestand der SKV aus zwölf Sektionen, darunter je eine in Wien und Bukarest. Von 1881 bis 1944 sind von ihm 60 Schutzhäuser errichtet worden, sie wurden nach Zerstörung oder Verlust in dieser Zeit häufig ersetzt. Im Hüttenwesen ragt das Kurhaus in der Hohen Rinne der Sektion Hermannstadt aus dem Jahre 1894 deshalb heraus, weil der Platz mit dem Touristenheim im Zibinsgebirge von Stabsarzt Dr. Julius Pildner von Steinberg als „Kurort im Höhenklima“ empfohlen und propagiert wurde, so daß 1896 die Anerkennung als staatliches Heilbad erfolgte. Bald entstand hier eine Siedlung. Unter fachkundiger Leitung des Wegebaumeisters Christian Gasperi aus dem Trentino entstanden 65 km Wanderwege einschließlich der Zufahrtstraße, darunter der Karl-Conradt-Weg zur Rehwiese. Seit den zwanziger Jahren auch Wintersportplatz, ist die Hohe Rinne/Paltinis Sibiu heute als modernes Schisport- und Touristikzentrum eine Station unter staatlicher Regie. Im einzelnen errichteten die SKV-Sektionen an Hütten: Hermannstadt 16, Sächsisch-Regen 2, Broos 2, Kronstadt 14, Schäßburg 3, Schyltal 4, Bistritz 6, Fogarasch-Großschenck-Agnetheln 7, Mühlbach 3, Bukarest 3. Ausgangsorte für die meisten Hütten in Siebenbürgen wurden (mit Höhenangaben): Kronstadt (590 m), Fogarasch (452 m), Hermannstadt (427 m), Sächsisch-Regen (394 m), Nösen-Bistritz (361 m) und Schäßburg (383 m). Neben dem Hütten- und Wegebau wurde die Einrichtung der alpinen Bergrettungsstellen in den Südkarpaten zum besonderen Ruhmesblatt in der Vereinsgeschichte.

Das vom SKV ins Leben gerufene „Siebenbürgische Karpathenmuseum“ wurde vor dem Ersten Weltkrieg in das Bruckenthalmuseum zu

Hermannstadt eingegliedert, wo seine Sammlungen heute noch zu besichtigen sind. Von hohem kulturellen und wissenschaftlichen Wert erwiesen sich die seit 1887 herausgegebenen Jahrbücher. Darin wurden u. a. 1890 erstmals drei Winterersteigungen des Schuler beschrieben, 1894 und 1895 folgten u. a. Berichte von Mangesius und Berger über Schitouren mit Querung des Zibinsgebirges. Über weitere Winterersteigungen des Butschetsch durch Dr. Gusbeth im Dezember 1901 und des Negoj durch Friedmanns im Februar 1913 sowie die Winterbegehung des Königsteinrückens durch Hertz usw. wird in Teil II berichtet.

Weiters wurde die Aufmerksamkeit der Vereinsöffentlichkeit auf die Erforschung der Königsteinschluchten unter Leitung von Alfred Prox gelenkt. Durch ihn und seine Gruppe kam, nach Otto Lexen, „frischer Wind in die von Karpatenvereinsmitgliedern von jeher betriebenen Forschungen“, noch dazu es Prox gelungen war, die zu einer Arbeitsgemeinschaft bereiten SKV-Mitglieder, deren Tätigkeiten vom Vereinsanwalt E. v. Bömches und der Leitung des Burzenländer-sächsischen Museums gefördert wurde, in einer „Freien Vereinigung Kronstädter Höhlenforscher“ zusammenzuschließen. Für die Beziehungen des Siebenbürgischen Karpatenvereins zu unserem Alpenverein ist das Wirken einer weiteren führenden Persönlichkeit in Hermannstadt von Bedeutung geworden. Als Nachfolger Conrads war seit 1901 Professor Dr. Gustav Lindner Vorstand des SKV. Er bemühte sich, das Interesse des DuOeAV zu wecken, indem er zweimal versuchte, zu je hundert Alpenvereinssektionen ein unmittelbares Freundschaftsverhältnis herzustellen. Bedauerlicherweise mangelte es den AV-Sektionen an entsprechendem Verständnis für die besondere Lage des SKV. Prof. Lindner versuchte, mittels einer Sammlung projizierbarer Lichtbilder über die von ihm eigens errichtete Fremdenverkehrskanzlei die Alpenvereinsmitglieder in größerer Zahl zu Bergfahrten in die Karpaten zu bewegen. Er veranlaßte außerdem eine Akademikerexkursion der Deutschen Burschenschaft nach Siebenbürgen. Zu diesem Zweck erneuerte Lindner auch das Bergführerwesen und führte dazu einen Bergführerkursus in Fogarasch durch. Er sorgte auch für eine Unfallversicherung und Altersversorgung der Bergführer.

Dr. Lindner war darauf bedacht, innerhalb der

transleithanischen Reichshälfte der Donaumonarchie die freundschaftlichen Bande mit den karpathendeutschen Bergfreunden zwischen Preßburg/Bratislava und Bartfeld/Bardejov zu pflegen. So veranlaßte er im Einvernehmen mit seinem Stellvertreter, dem Gründer des Alpenvereins und Obmann des SKV-Sektion Kronstadt, Prof. Julius Römer, die Abtretung des Grundstücks des 1908 abgebrannten Alpenhauses der Sektion Kronstadt auf dem Hohenstein an den Karpatenverein in der Zips/Spis.

Ein würdiger Glanzpunkt in der Vereinstätigkeit Prof. Lindners war die Fünfundzwanzigjahrfeier des SKV durch die Teilnahme des Alpenvereins-Centralpräsidenten Dr. Karl Ipsen „und durch die Ovationen, die er Dr. Wolff als Vereinsgründer ausbringen ließ“ (O. Lexen im Jahrbuch 1972 des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen).

„Anlässlich der Fünfzigjahrfeier des Siebenbürgischen Karpathenvereins in Hermannstadt im Sommer 1930 hat es der 1. Vorsitzende des D. u. O. Alpenvereins, Herr Oberbaudirektor Rehlen, als vornehmste Aufgabe der Zukunft bezeichnet, das verbindende Kulturband zwischen der deutschen Alpinistik und jenen deutschen Kameraden, die anderen Regierungen unterstellt sind, nicht abreißen zu lassen.“ Damit leitete R. Richter im AV-Jahrbuch 1932 den Bericht über eine 25 Jahre später durchgeführte Südkarpatenfahrt der Münchener AV-Sektion Hochland ein.

Bei diesen spärlichen Kontakten seitens des Alpenvereins scheint es leider geblieben zu sein.

3.: Angeregt durch das Beispiel der Siebenbürger Sachsen versammelten sich im März 1892 in Temeschburg/Timisoara Banater Schwaben und gründeten den Banater Karpatenverein (BKV). Sehr viele neue Mitglieder waren aus Oravitza gekommen; waren es im Gründungsjahr bereits 217, vergrößerte der Verein sich im folgenden Jahr bereits auf 338 Mitglieder. Zweck des BKV war die Erschließung des Banater Gebirges, von den Almascher Bergen der Klisura – zwischen Kasanenge und Eisernem Tor, wo an der Donau eine der großartigsten Stromlandschaften Europas ist – bis zum Semenikgebirge, sowie des Karpatenmassivs des Tzarku. Zu den weiteren Arbeitsgebieten gehörten der Muntele Mic und die Poiana Ruscai. Neben dem Bau von Wegen und Aussichtstürmen lag der Schwerpunkt der Vereinsarbeit in der Erforschung der Schluchten, Grotten und Höhlen des Banater Karst. Der Verein entfaltete eine rege

Tätigkeit und förderte besonders das Wandern; bei weiteren Bergwanderungen benutzte man dazu als Saumtiere die anspruchslosen und kräftigen Muntepferdchen des Banater Berglandes. Im Arbeitsgebiet des BKV entstanden zwei heute sehr begehrte Schisportzentren. Das Plateau des Semenik (1410 m) bietet nicht nur ausgedehnte Loipen für Schilang- und Tourenlauf, sondern auch Hänge für Slalom und Riesenslalom sowie eine Abfahrtspiste für geübte Schiläufer zum Franzdorfer Stausee mit einem Gefälle von 700 m. Den Muntele Mic (1806 m) erreicht man über Karansebesch, er bietet ein vielfältiges Schigelände mit Abfahrtspisten bis Barlova.

Zur Anleitung seiner Mitglieder gab der BKV 1895 als Zeitschrift den „Wegweiser“ heraus. Darin waren dem wegweisenden Teil „Allgemeine Fingerzeige für den Touristen“ vorangestellt, die ihre erzieherische Wirkung nicht verfehlten. Der BKV ist in der kurzen Zeit seines Bestehens seinem Bruderverein in Siebenbürgen nicht nachgestanden.

4.: Nach dem rumänischen Befreiungskrieg gegen die Türken 1878 regten sich allmählich auch in der Walachei und Moldau Sportaktivitäten. Sie wurden zweifellos auch vom rumänischen Königshaus der Hohenzollern angeregt, als dieses in Muntenien das Prahova-Tal erwarb und für seinen Sommersitz das prächtige Schloß Pelesch/Peles im Geschmack des 19. Jahrhunderts erbauen ließ. Die rumänischen Reiseleiter unserer Tage versäumen nicht, dem Besucher zu erzählen, daß in der 10jährigen Bauzeit dieses Schlosses die durch jahrhundertlang fremde Oberherrschaft ausgepowerte rumänische Bevölkerung 20 Millionen Goldlei aufzubringen hatte, die 20 Prozent des Staatshaushalts beanspruchten. Darin mag einer der Gründe für den späteren, blutig niedergeschlagenen Bauernaufstand im Prahova-Tal gelegen haben. Viele Reisende schätzen das Tal der Prahova als schönstes Gebirgstal Alt-Rumäniens. Bis ins 18. Jahrhundert hatte nur ein Fußpfad zum Predeal-Paß geführt, der auf der anderen Seite, vom Tömöschtal her, bereits seit 1737 unter den Habsburgern zu einer Straße ausgebaut war; erst 1847 wurde mit dem Bau der Straße von Cimpina zum Predeal auf Befehl des Fürsten Bibescu begonnen. Die Berge um Sinaia, Busteni und Azuga gehörten Bojaren, als sie vom Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, dem späteren König Carol I., käuflich erworben wurden. Das erste Bauern-

haus von Predeal entstand erst 1830 und 1852 wurde das bisherige Zollamt Breaza nach dort verlegt. Der Ort Busteni bestand noch vor über 150 Jahren aus zwanzig Wohnhäusern und zwei Wirtshäusern. Die Gemeinde Sinaia entstand erst 1874 um das orthodoxe Kloster aus dem Jahre 1695.

Als der rumänische Pionier der Karpaten Mihai Haret 1910 seinen ersten rumänischsprachigen Führer durch den Bucegi unter dem Titel „In Muntii Sinaiei, Rucarului si Branului“ in Bucuresti herausgab, bestanden an der alten walachisch-siebenbürgischen Grenze im Butschetsch erst drei Schutzhütten, von denen zwei von der Eforia Spitalelor Civile am Omul und Caraiman und eine, die 2. Malajeschter Hütte, vom Siebenbürgischen Karpatenverein errichtet waren; letztere 1898 auf Veranlassung Julius Römers auch als Ersatz für die verfallende Om- oder Buschetesch-Gipfelhütte der SKV-Sektion Kronstadt. Angeregt vom siebenbürgisch-sächsischen Beispiel zogen 1895 die Rumänen der Walachei organisatorisch in der Alpinistik nach und gründeten auf Betreiben des Abts Nifon und der slowakisch-deutschen Bergsteigerin Bucura Dumbrava als erste rumänische Bergsteigervereinigung die Societatea Carpatina din Sinaia, der 1903 ebenfalls auf Veranlassung dieser Frau die Societatea Turistilor Romani folgte, welche in den Wirren des Ersten Weltkrieges untergegangen ist. Ihre Mitglieder, vor allem Mihai Haret, gründeten danach den Hanul Drumetilor, der sich 1924 mit der Fratia Montana des Naturforschers Emil Racovita im Touring Clubul Romaniei (TCR) zusammenschloß. Der TCR zählte 1940 etwa 4000 Mitglieder, baute 16 Hütten, bezeichnete Wanderwege, gab Landkarten heraus und verlegte Jahrbücher.

Bucura Dumbrava war als Bergsteigerin und Dichterin eine hervorragende Frau. Als Tochter eines slowakischen Vaters und einer deutschen Mutter in Preßburg/Bratislava geboren, lebte sie seit ihrem fünften Lebensjahr mit ihren Eltern in Bukarest. Die Karpaten lernte die junge, mutige Alpinistin früh kennen. Sie schrieb Bücher in deutscher und rumänischer Sprache. Ihre deutsch geschriebenen historischen Romane über die Zeit der Freiheitskämpfe gegen türkische Fremdherrschaft mit den Titeln „Der Heiduk“ und „Der Pandur“ kamen nach ihrer Übersetzung ins Rumänische bis 1970 auf zehn Auflagen! Das schönste Bergbuch, das je in rumänischer Sprache geschrieben wurde, stammt von



ihr: „Cartea Muntilor“. Bei ihrer „Pilgerfahrt“ zum „Fels der Felsen“, dem Matterhorn, war ihr der Gipfel leider versagt geblieben. Die rumänischen Bergsteiger setzten ihr ein schönes Denkmal, indem sie die Schwesterspitze des Omul nach ihr benannten.

Zur selben Zeit wirkten in der Moldau die Wanderer in der Societatea de Gimnastica, Sport si Muzica in Jassy. Ihr Touristikzentrum wurde Kloster Neamt und ihr Hauptklettergebiet der Ceahlau.

Der erste bedeutende rumänische Bergsteiger von internationalem Rang war Rosetti-Solescu, der als Student zusammen mit Dülfer auf Kletterfahrten im Wilden Kaiser die Seiltechnik erlernt hatte.

Eine kleine Schar enthusiastischer junger Bergsteiger schloß sich 1931 auf Betreiben von Nae Dumitriu zur Gruparea Alpina zusammen, 1935 entstand in Bukarest der Clubul Alpin Roman (CAR) unter Führung des Ingenieurs Ilescu. Nach Ilescu, der 1938 mit drei Seilgefährten tödlich verunglückte, trat der junge Arzt Dr. Vasile Steopoe an die Spitze dieses kleinen, aber aktiven Klubs, der sich als Elite verstand. Seine Mitglieder waren – keineswegs nur Rumänen – Hochschullehrer, Ärzte, Ingenieure, Chemiker, Musiker, Rechtsanwälte, Handwerker und Studenten (ab 18. Lebensjahr). Begeistertester Klubsekretär war der Gründer der Gruparea Alpina, aus welcher der CAR hervorging, Nae Dumitriu. Die einzige Aufnahmebedingung war sportliches Verhalten und Leistung im Felsgehen; der Klub bestand daher ausschließlich aus extremen Felskletterern, er hatte seinen Sitz in Bukarest mit Zweigstellen in Siebenbürgen und der Moldau. Weiterhin entstanden 1938 in Busteni der Cuminul Alpin und vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges die Vereine „ADMIR“, „Romania Pitoreasca“ sowie der Clubul Carpatin Roman (CCR).

Alle diese freien Personenvereinigungen, die als gemeinsamen Vereinszweck die Erschließung der Berge, Bau von Wegen und Schutzhütten hatten, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg aufgelöst.

Aus den Kursen im Felsgehen, besonders beim CAR, gingen seit 1938 hervorragende Kletterer hervor, die ihrerseits bis in unsere Tage Aktive des Klettersports nachzogen. Die Erfolgreichsten der heute älteren Generation waren N. Baticu, S. Contes, T. Boerescu, D. Popescu, I. Coman, N. Nicolescu (der in den Bergen

tödlich verunglückte), E. Cristea und andere. Coman führte schwierige Unternehmungen im Kaukasus und Pamir. Baticu und Popescu absolvierten in den dreißiger Jahren bei Aschenbrenner (Mitglied der Deutschen Himalajaexpedition) am Stripsenjoch im Wilden Kaiser einen Fortbildungskurs. Von den Mitgliedern des CAR wurden vorrangig Schriften und Touristenkarten über die rumänischen Bergmassive erarbeitet sowie eine Fachzeitschrift herausgegeben. Drei Viertel aller Erstersteigungen und Wintererstbegehungen in den Hochregionen der rumänischen Karpaten sind seit 1935 vom CAR unternommen worden (persönliche Mitteilung an den Verfasser von Prof. Dr. Dr. O. Schöbesch, AV-Sektion Hannover bzw. München, s. Z. Mitglied des CAR). Toma Boerescu ist heute Leiter des Bergrettungsdienstes „Salvamont“ und machte sich um die Wiederbelebung des Schisports verdient. Emilian Cristea war fast zwei Jahrzehnte Cheftrainer für die Alpinausbildung der rumänischen Gebirgstruppe, er führt oder organisiert noch Militär- und Zivil-Seilschaften. Das Wirken der alten Bergsteigergilde ist erkennbar aus der Schilderung der Abenteuer in der Valea Galbineilor des siebenbürgischen Bergsteigers Walter Kargel\*):

„Die Stürme des Zweiten Weltkrieges begannen Rumänien zu erschüttern, und nur noch wenige Bergsteiger fanden Zeit für die geliebte Galbinele-Rinne, darunter der junge Student Ion Coman. Mit seinem Seilgefährten Dr. O. Schöbesch gelang ihm 1940 eine zweite Führe zum Schultergipfel: die Nordkante. 1942 war die Furci-Führe erst zwei- oder dreimal durchstiegen. Coman hatte eine Beschreibung und kletterte im Nebel daneben. Er versuchte mit Mircea Petruian den Grat auf einer neuen, bis heute nicht wiederholten Führe rechts der ‚Gabel‘. Schon am darauffolgenden Tag bestieg er den Coltul Galbinele über die jungfräuliche Ostkante. Die Stürme des Zweiten Weltkrieges verebhten und die alten Kämpfer kehrten zurück in ihre Bergheimat. Vergebens hatten Toma Boerescu und Castache Cortes die ‚Drei Überhänge‘ bestürmt. Ein neuer Bewerber erschien: Emilian Cristea. Endlich, am 20. Juli 1946, gelang N. Baticu, E. Cristea, G. Nicolescu und Sorin Tulea der Durchstieg der schwierigsten Führe der Galbinele-Wand. In der Folge hatten die ‚Drei Überhänge‘ eine turbulente Geschichte . . .

1952 stellte sich die junge Generation . . . zum

Kampf. Andrei Ghitescu gelangen in seiner kurzen Bergsteigerlaufbahn mehr große Fahrten und Erstbegehungen als manchem Bergsteiger ein Leben lang. Mircea Bogdan und Andrei Ghitescu durchstiegen die Furci erstmalig im Winter. Ion Barbu durchstieg erstmal die Grotelot-Führe und stürzte bei einem Alleingang von der Creasta-Costila-Galbinele tödlich ab. Puiu Fomino durchstieg allein die Furci. Andrei Ghitescu bewältigte mit Jo Petrov den Zentralen Überhang und versuchte sich am Großen Dach. Immer neue Führen wurden ausgemacht und begangen . . . Gibt es immer noch Neuland? Seit 1952, als ich mit Andrei Ghitescu das Große Dach unterhalb der ‚Gabel‘ angegangen hatte, ließ es mir keine Ruhe. 1968 kehrte ich mit Radu Slavoaca wieder. Drei Sonntage versuchte ich mich daran. Es galt, 13 Meter horizontal unter dem Dach hinauszuklettern, wobei die Haken von unten nach oben in einen Haarriß einzutreiben und auf Zug zu beanspruchen waren. Den vierten Sonntag überkletterte ich endlich den Rand vor den Augen zahlreicher Zuschauer . . . Zwei Jahre später holte ich mir mit Toni Hiebeler, Bezwinger der Eiger-Nordwand im Winter und ‚Alpinismus‘-Chef, die zweite Begehung. Toni dazu: ‚Es gibt kein Gegenstück dazu in den Alpen, mit Ausnahme des ‚größten Daches der Welt‘ in der Westlichen Zinne-Nordwand.“

5.: Erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg schlossen sich im Februar 1972 wieder rumänische und deutsche Bergsteiger Siebenbürgens zum Wander-Club „Freunde der Berge“ zusammen. Im Mai desselben Jahres fand die erste Vollversammlung der Bergfreunde im Blauen Stadthaus zu Hermannstadt/Sibiu statt. Als Vereinsabzeichen schlug man die in einem mittelalterlichen Wappenschild dargestellten zwei Enzianblüten vor der Silhouette der verschneiten Fogarascher Gebirge vor – Symbol der Einträchtigkeit beider Nationalitäten seit acht Jahrhunderten! Nach Annahme der Klubstatuten wählte die Vollversammlung den Leitungsrat unter Vorsitz von Dumitru Niculescu mit Toma Boerescu und Professor Erhard Mathias als Stellvertretern sowie sechs weiteren Mitgliedern. Zum Ehrenmitglied wurde Emilian Cristea aus Kronstadt/Brasov ernannt. Die neue Bergsteigervereinigung zählte zum Zeitpunkt ihrer ersten Vollversammlung bereits 131 Mitglieder, vorwiegend Schüler und Jungarbeiter. Das Programm der siebenbürgischen Bergfreunde sah Fahrten in die Um-

gebung Hermannstadts und Zeltwanderungen in den zentralen Südkarpaten vor, wobei die Markierung der Wanderwege verbessert und ein Wachdienst am Kamm des Fogarascher Gebirges eingerichtet sowie im Rahmen des Umweltschutzes die Gebiete um den Frecker und den Caltun-See gereinigt werden sollen. Im Puhakessel sollte eine Unterkunft errichtet und im Winter Schiausbildung betrieben werden. Weitere Vorhaben waren Informationen über Bergsteigen, Unfallverhütung und Naturschutz sowie über Alpinismus, Geologie und Speläologie. Ein Ziel ist die Erziehung der Mitglieder zu kameradschaftlicher Hilfsbereitschaft in den Bergen. Es ist ein besonders ermutigendes Zeichen, daß die siebenbürgischen „Freunde der Berge“ in Hermannstadt die Initiative ergriffen, die auch zur Gründung der Vereinigung „Freunde des Wanderns“ im moldauischen Bergsteigerort Piatra Neamt in den Ostkarpaten sowie zur Wiederbegründung des Rumänischen Touring-Clubs (TCR) in Bukarest führten. (H. Voigt in den „Mitteilungen“ des DAV 5/1972.) Der in Hermannstadt bestehende Klub gab seit seinem Bestehen Impulse für neue Aktivitäten im Klettern, Wandern und Schilaf des heutigen Rumänien und setzt seitdem in den Karpaten fort, was vom Siebenbürgischen Alpenverein vor über hundert Jahren begonnen worden ist.

## II

Entscheidende Einflüsse nahmen die Karpatenvereine auf die späte, aber stürmische Entwicklung des Schisports. Der Ski als Fortbewegungsgerät war im Südosten Europas seit langem nicht unbekannt, war er doch wahrscheinlich von dem Turkvolk der Petschenegen auf seinem Zug vom Don zur Donau mitgebracht worden. Über die Karpaten hatten sich die Schneelaufbretter auf der alpin-kroatischen Gebirgsbrücke bis nach Slowenien ausgebreitet. 1689 wurden die „Smrci“-Bretter der slowenischen Bauern um Auersperg von J. W. Freiherr von Valvasor in seinem topographischen Werk über das habsburgische Herzogtum Krain beschrieben. Vielleicht waren sie in Siebenbürgen inzwischen längst wieder vergessen, als der lange skandinavische „Schneesuh“ innerhalb des geschlossenen deutschen Sprachraums vom Harz aus bis

zum Wienerwald vordrang (H. Voigt: „Skilauen – Skifahren – Skibergsteigen: Annalen des Skisports“ in der Festschrift der Schigruppe der Sektion Hannover des Deutschen Alpenvereins, 1971). So erreichte die nordische Schiläuferwelle erst viel später die Südkarpaten. Noch mit dem „Bergstock“ (Einstock) unternahm nun Mutige Schihochtouren, von denen als erste die Überquerung des Tschindrel/Zibingebirge von Hermannstadt nach Petroschen zwischen 2. und 5. März 1893 bekannt ist. Man hatte dazu eine Entfernung in der Luftlinie von etwa 100 km sowie den höchsten Punkt mit 2244 m überwinden und dabei unter freiem Himmel biwakieren müssen. Im folgenden Monat, April 1893, fand die erste Schiersteigung des Negoi, 2335 m, im Fogarascher Gebirge statt. Schihochtouren mit Querung des Zibinsgebirges sind im 14. und 15. Jahrbuch des SKV beschrieben. Unter Leitung des siebenbürgisch-sächsischen Alpenvereinsgründers und nunmehrigen Obmanns der SKV-Sektion Kronstadt, Prof. Dr. Julius Römer, verbreitete sich der Schilau in Kronstädter Gebirge, und es besteht seit 1909 ein weiterer Schiläufertreffpunkt in der Schulerau. Ab 1910 wurde der Bergstock vom Doppelstock endgültig abgelöst. Mit der Einführung der Zdarsky- und der Bilgeri-Bindungen setzte sich der Fachstreit um die rechte Schilauertechnik von Bayern und Österreich nun auch bis in die Transsylvanischen Alpen fort. War bis 1911 der Schi immer noch das Fortbewegungsmittel in der Schitouristik, führte sich nunmehr auch das sportliche Schifahren alpin ein.

Die Schipioniere der Transsylvanischen Alpen waren zwei junge Offiziere, die teils wegen der Jagd aber besonders aus militärischem Interesse dem touristischen und sportlichen Schilau huldigten. Leutnant A. Berger hatte bereits als Bergsteiger und Bärenjäger einen Namen. Als Obmann der SKV-Sektion Broos hatte er dann 1906 die Errichtung eines Schutzhauses auf der Naja (1087 m) betrieben, die Andreas-Berger-Hütte. Auch die Bergerscharte wurde nach ihm benannt. Oberleutnant F. A. Friedsmann gründete mit SKV-Mitgliedern im Februar 1911 den Hermannstädter Skiklub. Im Fogarascher Gebirge veranlaßte er auch den Bau der Schäßburger Hütte im Sambatal auf 1401 m Höhe, deren Fertigstellung allerdings erst 1934 erfolgte. Bemerkenswert für die damals entstandenen Schiläufervereinigungen waren ihre engen organisatorischen und personellen Verflechtungen

mit den Karpatenvereins-Sektionen. Ihr Vereinszweck wird im wesentlichen bei allen übereingestimmt haben, er war nach Prof. Erhard Mathias“):

Schiunterricht für Vereinsmitglieder, Bergführer, Hüttenwarte und Schüler,

Veranstaltung von Schitouren und Schiwettkämpfen,

Verproviantierung der Karpatenvereinshütten für Schibergsteiger und Bau von eigenen Schihütten,

Förderung des Schisports durch Vorträge und Zeitschriften, Versorgung der Vereinsmitglieder mit Fachliteratur,

Zusammenkünfte mit anderen Sportlern.

Einen wichtigen Beitrag leistete der Hermannstädter Schiklub (HSK) mit der SKV-Sektion Hermannstadt durch die Erschließung der Hohen Rinne/Palatinis Sibiu (1450 m) – 33 km von Hermannstadt – zu einem Schisportzentrum mit Kurhaus, Touristenheim und später errichtetem Hohe-Rinne-Heim (Saison Mitte Dezember – Mitte März). 1939 baute der HSK außerdem die 1923 abgebrannte Touristen-Hütte der SKV-Sektion Hermannstadt auf der Presba (1743 m) im Zibinsgebirge wieder auf und übernahm sie. Gemeinsam mit der SKV-Sektion Kronstadt hat der Kronstädter Schiverein (KSV) in der Schulerau/Poiana Brasov (1020 m) – 12 km von Kronstadt – das Höhenheim Schulerau errichtet (Saison Mitte Dezember – Ende März).

Während die Hohe Rinne wie das gesamte Zibinsgebirge mit weiten Almwiesen über viel baumloses Gelände verfügt, also zum Touren- oder Langlauf reizt, ist das Burzenland schroff und bewaldet, weshalb die Steilpisten dort dem alpinen Schifahrer sportliches Können abverlangen; Langlaufloipen befinden sich in der Schulerau und auf der Ruiawiese.

Die in den Jahrbüchern des Siebenbürgischen Karpatenvereins nicht mehr verzeichnete Bukarester Hütte auf dem Diham (1320 m) wurde nach O. Lexen 1937 von der SKV-Sektion Bukarest gemeinsam mit dem Bukarester Deutschen Skiclub (DSC) errichtet. Der Diham wird von den Rumänen auch „Raiul Sasilor“ genannt, das heißt auf deutsch „Sachsen-Paradies“; es ist die Weide für die Herden aus Rosenau/Risnov. Der DSC hat an der Erschließung des rumänischen Wintersportplatzes Predeal im Butschetsch/Bucegi teilgehabt (Saison Mitte Dezember – Mitte März). Das nahe mondäne Schisportzentrum Sinaia (800–2100 m) – 123 km

von Bukarest/Bucuresti – ist das Tor für den Wintersport der Rumänen. Zur viel empfohlenen alpinen Schilhohtour wurde die Winterüberquerung der Südkarpaten von Herkulesbad/Baile Herculane im Tschernagebirge nach Sinaia mit zahlreichen Zwischenstationen, u. a. im Fogarascher Gebirge.

Am 5. November 1905 war in München vom Schweizer und vom Österreichischen Schiverband mit dem ebenfalls tags zuvor entstandenen Deutschen Schiverband als erweiterter Zusammenschluß der Mitteleuropäische Schiverband hervorgegangen. Jahre später regten sich in den Karpaten Kräfte, die den Zusammenschluß der jungen Schivereine zunächst in einem regionalen Siebenbürgischen Schiverband wollten. Aber entsprechende Bemühungen besonders des Hermannstädter Schiklubs wurden durch den Ersten Weltkrieg vereitelt.

Nachdem sich Transsylvanien 1919 mit Rumänien staatlich vereinigt hatte, setzte sich im HSK E. Krawieczky energisch für die Wiederaufnahme öffentlicher Schikurse auf der Poplaker Heide und die Eröffnung des Winterbetriebs durch die Kurverwaltung in der Hohen Rinne ein. Als Abschluß der Schikurse fanden dort regelmäßig Wettkämpfe in Langlauf und Slalom statt.

Aus der über dreißigjährigen Tätigkeit des HSK ragen beispielsweise einige, nach Prof. E. Mathias\*) bemerkenswerte Daten heraus:

- 1911/12: Alle Hüttenwarte mußten den Schilauflern lernen.
- 1913/14: Erster lokaler Schiwettkampf in Langlauf und Hindernislauf für Damen und Herren.
- 1925/26: Aufnahme zahlreicher talentierter junger Schiläufer, Schiausbildung und -training durch Prof. A. Fels; Wettkämpfe wie bisher im Spezialslalom.
- 1930/31: Erster Lehrfilm „Schiausflug auf den Bulea“.
- 1933/34: Bau einer Sprungschanze.
- 1934/35: Landesschmeisterschaften in der Hohen Rinne: Langlauf und Staffellauf; lokale Wettkämpfe: Langlauf, Schispringen, Slalom.
- 1937/38: Landesschmeisterschaften auf dem Bulea: Slalom, Abfahrtslauf (Alpine Kombination).
- 1938/39: Schiwettkämpfe an der Presba; Schitourne.

1937–1939: Der Siebenbürger Sachse W. Zacharias aus Hermannstadt Rumäniens Schimeister in der Alpinen Kombination.

Die freie Entfaltung der Schiläufervereinigungen der Karpaten fand durch den Zweiten Weltkrieg ihr Ende.

Nach dem Kriege wurde der Schilaufl zunächst von den Ämter- und Betriebssportklubs aufgenommen, erst seit 1972 von den entstehenden Bergsteigervereinigungen. Mentor des Schisports in Rumänien wurde nach dem Kriege Toma Boerescu. Als gemeinsame Repräsentation ist die Federatia Romina de Schi in der Internationalen Schi-Föderation (FIS) beziehungsweise durch das Rumänische Olympische Comité im IOC vertreten.

### III

Seit dem 13. Jahrhundert ist für die Karpaten die Bezeichnung „Alpes“ dokumentiert. Wie besonders im vorigen Jahrhundert nennt man heute noch die Südkarpaten auch „Transsylvanische Alpen“; hieraus leitete sich vermutlich die Namensgebung für den Siebenbürgischen Alpenverein ab. Der Name „Karpaten“ ist wahrscheinlich älter. Im 1. Jh. belegte der letzte große Geograph der Antike Klaudios Ptolemaios (Ptolemäus) diese Gebirge mit der griechischen Bezeichnung „Carpatos“. Seit dem 16. Jahrhundert ist durch das Wirken des flämischen Kartographen Gerhard Kremer, genannt Mercator, dieser Name geläufiger. Wahrscheinlich ist ebenfalls, daß er schon von den Dakern übernommen wurde. Da ähnliche Bezeichnungen auch in Mittelmeerländern vorkommen, ist anzunehmen, daß dieses Wort aus einer indogermanischen Sprache entstammend Fels bzw. Stein oder Gebirge bedeutet.

Für die Toponomastik Rumäniens ist es nicht ungewöhnlich, daß für eine Erscheinung mehrere Bezeichnungen gebräuchlich sind. Das ist besonders in den Karpaten der Fall. Es lag nicht nur an der jahrhundertelangen politischen Zerrissenheit des rumänischen Sprachraums, daß noch heute die Berge Rumäniens in Siebenbürgen anders genannt werden als in der Walachei bzw. Moldau. Die Berge sind meist von Einheimischen benannt worden, wie sie ihnen jeweils aus ihrer heimatlichen Umgebung her erschienen sind. Viele Gipfel werden von den

siebenbürgischen (transylvanischen) Hirten anders bezeichnet als von den walachischen und moldauischen. Dabei wurde oft die Gestalt eines Berges, wie sie sich von der einen oder anderen Seite her darbietet, entscheidend für die örtlich geltende Namensgebung. Dem rumänischen Geographen Ion Conea erklärte ein Hirte: „Diese Spitze ist unser Paringu, ich sage unserer, weil auch die aus Petroseni (Petroschen) einen Paringu haben, den ihrigen, nur nennen die aus Petroseni unseren Paringu Mindra.“ Was hier für die Berge gilt, trifft nach Alfred Schuster\*) auch für viele Namen von Gewässern, Wäldern und Almen zu. Wenn Einheimische Angaben machen, die von kartographischen Bezeichnungen abweichen, sind oftmals weder die Karten falsch noch die aus bestem Wissen gegebenen Erklärungen. Das erschwert dem Touristen die Vorbereitung und Durchführung einer Karpatenfahrt.

Inzwischen tritt eine Wandlung ein. Man ist bestrebt, diejenigen Namen in der offiziellen Geographie Rumäniens zu finden, von denen man meint, daß sie am weitesten verbreitet und logisch sind; dabei werden die rumänischen bevorzugt. Es ist indessen zu berücksichtigen, daß viele deutsche Namen in Siebenbürgen und im Banat aus dem Rumänischen übersetzt waren. Bei Geländetaufen durch die meist der rumänischen Sprache unkundigen deutschen Siedler entstanden auch neue, deutsche Namen, die von den lateinisch und slawisch geprägten Nachkommen der getisch-dakischen Urbevölkerung des Landes nicht immer angenommen wurden. Es haben sich aber neben rumänischen Bezeichnungen deutsche, ungarische und sogar türkische Namen durchgesetzt.

Da „die mitwohnenden Nationalitäten“ die der jeweiligen Umgangssprache eigene Toponymie beibehalten, empfiehlt sich für den Touristen aus dem deutschen Sprachraum, sich um die Kenntnis auch der deutschen Namen zu bemühen und sie auch zu gebrauchen wie sie von den Landeseinwohnern deutscher Abstammung als Teil ihres alten Volksgutes und des kulturellen Erbes bewahrt werden. Für den Touristen sollte es nicht ohne Wichtigkeit sein zu wissen, daß mit den 17,5 Millionen Rumänen – ohne die in der von der UdSSR annektierten, überwiegend rumänisch besiedelten Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik (Bessarabien) – über 1,6 Millionen Ungarn (Magyaren, einschließlich Székeln) und heute etwa 400.000 Deutschen

insgesamt 15 Nationalitäten mit mehr oder weniger kultureller Eigenständigkeit in der Sozialistischen Republik Rumänien leben.

Die deutsche Sprache in Rumänien weist elf Mundarten mit zahlreichen lokalen Dialekten auf. Die Hauptgruppen der Deutschen stellen Siebenbürger Sachsen, Banater und Sathmarer Schwaben sowie Buchenländer dar. Später entstanden die Schwabensiedlungen Bessarabiens und der Dobrudscha. Seit dem 12./13. Jahrhundert befinden sich die deutschen Siedler in Siebenbürgen und gründeten befestigte Städte und Dörfer als Grenzschutz gegen Süden und Osten. 1211–1225, bis zu seinem Ruf durch den polnischen Herzog von Masowien nach Preußen, wirkte im Burzenland, um Marienburg/Feldioara bei Kronstadt, der Deutsche Ritterorden unter seinem Hochmeister Hermann von Salza. Noch das habsburgische Großfürstentum Siebenbürgen, rumänisch Transilvania oder auch Ardeal, ungarisch Erdély genannt, gewährte den Deutschen Gleichberechtigung mit den Magyaren, während die Rumänen bis 1860 bzw. 1863 politisch rechtlos waren. Klausenburg/Cluj (ungarisch: Kolozsvár) entwickelte sich zum Kommunikationszentrum der drei Nationalitäten. Der infolge des Ausgleichs von 1867 einsetzenden Politik der Magyarisierung setzten die Deutschen und Rumänen gemeinsam Widerstand entgegen, so daß sich die Deutschen ebenso wie in der Bukowina 1918 auch in Siebenbürgen und im Banat 1919 für den Anschluß an das großrumänische Königreich entschieden. Das Banat (so auch rumänisch und serbisch, Banat bzw. Banskag ungarisch) ist geschichtlich gekennzeichnet durch die Befreiungskriege gegen die Türken und die Errichtung der k. k. Militärgrenze gegen das damalige Osmanische Reich, die besonders zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia verstärkt wurde. Zwischen rumänischen bzw. serbischen Dörfern wurden slowakische und deutsche Wehrdörfer, letztere seit 1722 unter Kaiser Karl VI. errichtet. Der westliche Teil wurde 1920 Serbien zugesprochen und bildet heute mit der Batschka in der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien die Autonomie Wojwodina, wo zu Ende und nach dem Zweiten Weltkrieg die Donauschwaben größtenteils vertrieben wurden. Im Banat ist die Erinnerung an den „Türkenbefreier“ Reichsgeneralfeldmarschall Prinz Eugen von Savoyen wach, besonders in den Baudenkmalern der Hauptstadt Temeschburg/Timisoara (ungarisch: Temesvár).

Die Sathmarer Schwaben siedeln ebenso lange im Norden der Ostkarpaten, am Gutin und Rodnaer Gebirge sowie beiderseits des Somesch und hauptsächlich um Sathmar, im Landesteil Marmarosch. Aufmerksamkeit verdienen auch die deutsch-buchenländischen Siedlungen in den Waldkarpaten bei Radautz/Radauti in der Bukowina, die bis 1918 habsburgisches Herzogtum war. Zum Verständnis der aktuellen Situation Rumäniens gehört die Berücksichtigung der Tatsache, daß die Walachei, Moldau und Dobrudscha erst 1878 sich von der türkischen Oberherrschaft befreien konnten und der Zivilisationsprozeß in diesen Regionen erst vor 96 Jahren wieder eingesetzt hat. Trotz jahrhundertelanger Unterdrückung hat sich das Rumänentum behauptet.

*Anschrift des Verfassers:*  
Horst Voigt  
Wißmannstraße 17  
D-3000 Hannover-S

## 100 Jahre Karpatenverein und die Erschließung der Hohen Tatra

KLAUS GÄTTINGER  
JULIUS GRETZMACHER

Am 10. 8. 1873 wurde in Bad Altschmecks am Fuß der Hohen Tatra der Karpatenverein gegründet. Es war die Zeit, in der man den Alpinismus als neue Lebensform entdeckte und überall in Reichweite größerer Gebirge alpine Vereine gründete.

Auch hier, im Karpatenraum, damals in der österreichisch-ungarischen Monarchie gelegen, war man dieser Entwicklung aufgeschlossen, und die Anregung des Salzburger Arztes Doktor Heinrich Wallmann, einen Verein zur Förderung des Alpinismus und zur Entwicklung des Tatragebirges zu gründen, fiel auf fruchtbaren Boden. Wallmann war Regimentsarzt in Kaschau und besuchte von dort 1869 die Hohe Tatra. In der Wiener Zeitschrift „Der Tourist“ regte er die Gründung eines Touristenvereines für den ungarischen Teil des Tatragebietes an,

doch sein erster Aufruf fand keinen Widerhall. Erst ein zweiter Versuch unter Mitwirkung des Villacher Alpinisten und Gründers des Österreichischen Touristenklubs (1869), Gustav Jäger, führte unter starker Beteiligung der Lehrer des Keszmarker Lyzeums und unter Führung des k. u. k. Majors Anton Döller am 13. 8. 1873 zur Gründung des Karpatenvereines (in der Folge kurz KV).

Ziel war die bergsteigerische Entwicklung des Gebietes der Tatra und darüber hinaus der ganzen Karpaten, daneben aber auch die wirtschaftliche Förderung des Zipser Landes am Fuß des Gebirges.

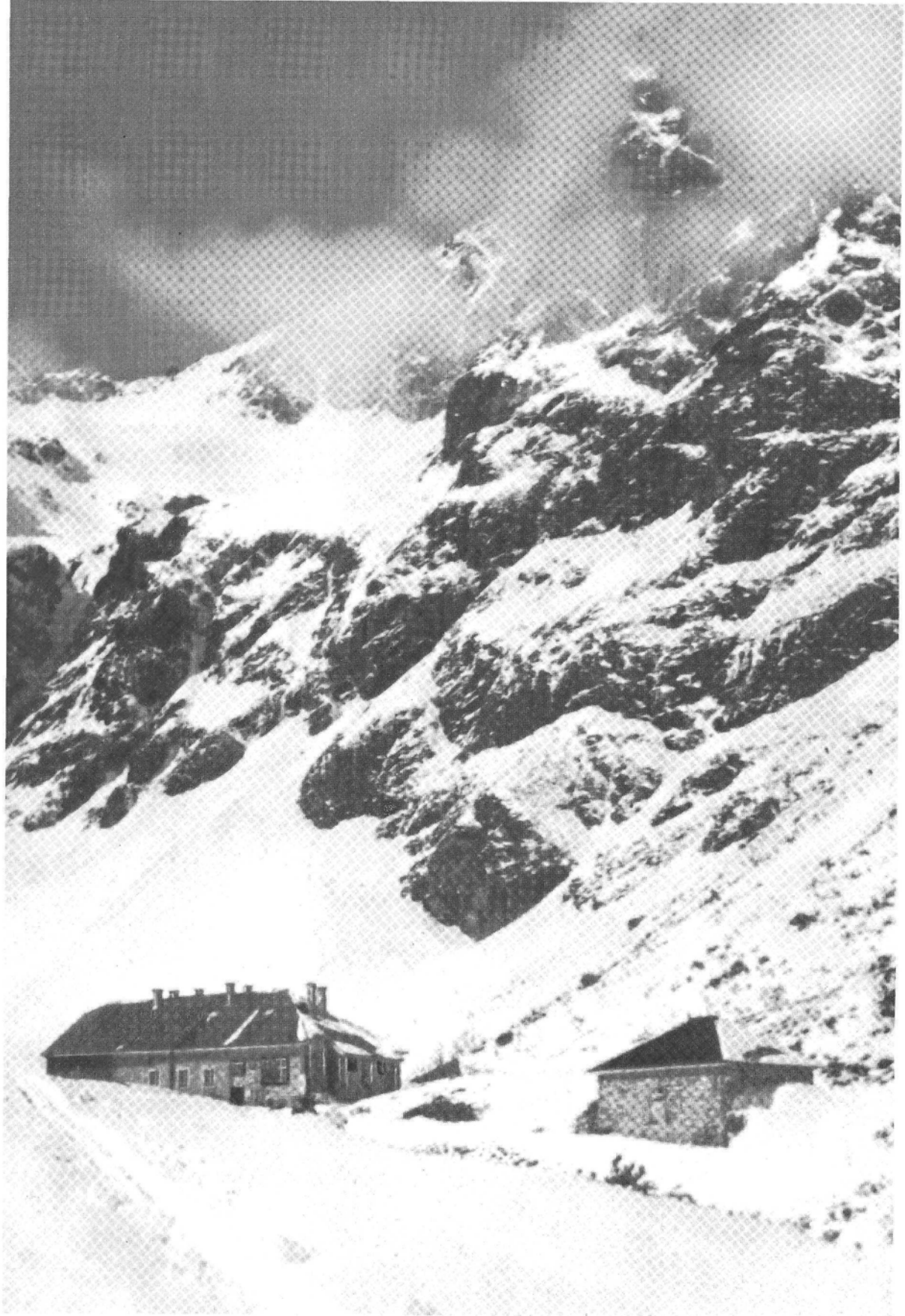
Alfred Groß, ein vor kurzem verstorbener Lehrer des Keszmarker Gymnasiums, schreibt in seinem Buch im Vorwort:

„Der Karpatenverein war für jene Gebiete, deren Interessen er in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht mehr als 70 Jahre hindurch in hohem Maße förderte, ganz besonders aber für die Tatragegend, von größter Bedeutung, deshalb ist es notwendig, auf seine unvergänglichen Verdienste hinzuweisen.“

Diesem Buch sowie dem wertvollen Nachlaß des KV, vor allem seinen Jahrbüchern ist ohne Überheblichkeit und Übertreibung zu entnehmen, daß alle Touristenwege der Hohen Tatra vom KV erbaut worden sind. Spätere Arbeiten waren nur Ergänzung, Erweiterung oder Vervollständigung des Bestehenden. Sogar die „Gürtelstraße“, die die Hohe Tatra an ihrem Fuß umrundet und die die weitere Erschließung erst möglich machte, ist ein Werk des KV. Desgleichen waren alle Schutzhütten des Gebirges Bauten des KV.

In den 70 Jahren seines segensreichen Wirkens hatte der Verein 60 Schutzhäuser im Karpatenraum, 3 Museen und weit über 1000 km Touristenwege mit zahlreichen Brücken gebaut, eine Menge Orientierungstafeln aufgestellt und die Wege markiert. Er war Schrittmacher des Wander-, Kletter- und Schisportes im ganzen Karpatenraum und spielte damit eine bedeutende Rolle als Förderer von Fremdenverkehr und Volkswirtschaft. Seine kulturelle Tätigkeit findet ihren Niederschlag in wertvoller Literatur verschiedenster Richtung, besonders in seinen Jahrbüchern, ab Ende des Ersten Weltkrieges weitergeführt als Zeitschrift „Touristik, Alpinismus

*Karfunkelturmhaus am Grünen See mit Karfunkelturm in Wolken*



und Wintersport“, zuletzt als „Die Karpaten“. In seiner Gliederung in 47 Zweigvereine, mit der Herausgabe von Jahrbuch, Karten und Führerwerken war er weitgehend ähnlich dem DuČAV. Seine Gründung erfolgte ja auch im Jahre des Zusammenschlusses von Deutschem und Österreichischem zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein 1873. Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde er mit der Vertreibung der Zipser Deutschen aus ihrer Heimat zerschlagen und ist heute weder in der Lage, sein altes Erbe zu verwalten noch in seiner alten Tradition fortzuwirken.

Wie erwähnt, war der Lehrkörper des Kesmarker Gymnasiums 1873 maßgebend an der Gründung des KV beteiligt. Aber schon vor 400 Jahren, in den frühesten Zeiten der damaligen Kesmarker Lateinschule, die noch Universitätscharakter hatte, waren deren Rektoren Förderer der Erschließung des „Zipser Schneegebirges“. So ergibt eine Gegenüberstellung die überraschende Feststellung, daß in der Hohen Tatra die Entwicklung des Bergsteigens schon 200 Jahre früher als in den Alpen eingesetzt hat. Wohl wurden die Alpen, entsprechend ihrer zentralen Lage in Mitteleuropa, schon in frühesten Zeiten überschritten. 218 v. Chr. war der berühmte Zug über die Alpen von Hannibal. Zwischen 200 und 300 n. Chr., in der Zeit der Völkerwanderung, überquerten verschiedene Völkerstämme die Alpen an den leichtest passierbaren Übergängen, wie Brenner, Großer und Kleiner St. Bernhard, Simplon-, Splügen-, Julier-, Reschen- und Plöckenpaß.

Im Mittelalter zogen weltliche und geistliche Fürsten, Pilger, Kreuzritter und Kaufherren über die Alpen auf Paßwegen, die teilweise noch römischen Ursprungs waren. Es entstanden die Hospize am Großen St. Bernhard, Mt. Cenis, Chartreuse (Dauphiné), Mt. Genève, Arlberg. 1336 besteigt Petrarca in den Provençalischen Alpen den 1912 m hohen Mt. Ventoux und preist die Schönheit der Berge. Von seinem Zeitgenossen Dante Alighieri wird ähnliches berichtet. 1518 wollen St. Gallener und Wiener Gelehrte den bösen Geist von Pontius Pilatus in einem See am Pilatus nachweisen, kehren aber vor Schrecken um. Damals waren die Berge allgemein Schauer, Furcht und Schrecken einflößend. Daran ändert auch das Buch „Vallesiac descriptio de Alpibus commentarius (1574)“ von Conrad v. Gessner, Stadtarzt in Zürich, und Josias Simler, Pfarrer dortselbst, nichts,

die versuchten, die Alpen zu erforschen. Die Berge blieben bis etwa 1750 gemieden. In der Tatra beginnt das Interesse für die Erforschung des Zipser Schneegebirges mit dem Jahr 1550. Es sind, wie erwähnt, die Lehrer und Schüler der Kesmarker Lateinschule. Pfingsten 1565 unternimmt sogar eine Frau, die Gattin des Kesmarker Kastellan Hieronymus Jasky, mit größerem Gefolge eine Kundfahrt in die Berge, die bis etwa 1550 terra incognita waren. Der Rektor der Eperieser Schule, Johann Bock (Boccius), ersucht 1590 seinen Kesmarker Kollegen Adam Kunisch, ihm und seinen Schülern auf einer Bergfahrt Führer zu sein. 1608 unternimmt der Kesmarker Rektor David Zipser (Praetorius) richtige Forschungsreisen in die Berge der Tatra, und 1615 ersteigt der später berühmte Kesmarker Mathematiker David Fröhlich etwa 15jährig die 2634 m hohe Lomnitzer Spitze und berichtet darüber in einem der ersten Reisehandbücher der Welt, dem „Viatorium“, 1644 in Ulm erschienen. 1655 besteigt ein schlesischer Student der Kesmarker Schule, Daniel Speer, die Kesmarker- und Weberspitze. Als „Dacianischer Simplizissimus“ berichtet er von dem „in ganz Oberungarn berühmtesten Zipser Land“, wie er mit Consens seines Rektors „drey Tag das schreckliche karpatische Gebürge durchkrebset und dabei mit Stricken, Anwerff-Eysen, Knie-Eysen, langem Stab mit Gamshörnlein dran ausgerüstet war“ und nach Erreichen seines Zieles eine Visitenkarte in einer Büchse in einem Steinhafen deponierte. Ein bergsteigerischer Brauch, wie er erst 100 Jahre später in den Alpen praktiziert und auch heute noch geübt wird. 1664 besteigt Georg Buchholtz der Ältere, Pfarrer von Kesmark, die Schlagendorfer Spitze. Daß damals bereits verhältnismäßig häufig Ausflüge ins Gebirge unternommen wurden, ergibt sich daraus, daß 1703 die Schulgesetze des Kesmarker evangelischen Lyzeums solche Ausflüge nur unter Aufsicht von Professoren erlauben. Eine Gratüberschreitung vom Grünen See zum Weißen See unternimmt 1717 Georg Buchholtz d. J., und 1746 ist Jakob Buchholtz in der Tatra als Mineraloge unterwegs.

Im Zipser Schneegebirge, wie die Hohe Tatra damals genannt wurde, war demnach bereits eine verhältnismäßig reiche bergsteigerische Tätigkeit zu einer Zeit, in der eine solche in den Alpen vollkommen mangelte. Um 1750 beginnt hier wie dort der Alpinismus. Auch in der Tatra



setzt um diese Zeit eine geradezu stürmische Entwicklung ein.

Andreas Jonas Zirbess, Pfarrer in Zipser Neudorf, ersteigt 1772 das Ochsenhorn, den westlichsten Eckpfeiler der Tatra. Professor Belsazar Haquet, bekannt durch den Versuch einer Freistiegung des Großglockners, betreibt 1792 alpine Forschungen in der Tatra. Zu gleicher Zeit ist der englische Geograph Townson, begleitet vom Schlagendorfer evangelischen Pfarrer Thomas Mauksch, der schwedische Botaniker Göran Wahlenberg und der französische Geologe Beudant in der Tatra unterwegs. 1793 ermuntern diese Besuche den Zipser Grafen und Statthalter Michael Csaky, im Walde unter der Tatra, beim „Schlagendorfer Sauerbrunn“, ein Jagdhäuschen für seine Freunde und Besucher des Gebirges zu errichten, und damit entsteht in der Tatra der erste Ort an der späteren Gürtelstraße, das heutige Altschmecks, und wird die Grundlage zur Entwicklung der Kurorte und der Fremdenverkehrsplätze an der Gürtelstraße, am Fuß des Gebirges in rund 1000 m Seehöhe gelegt. 1804 sind drei Brüder Genersich aus Zipser Familien als Wissenschaftler und Botaniker in der Tatra tätig. Johann Süll, der Altwalddorfer Lehrer, ersteigt 1834 den höchsten Gipfel des Gebirges, die Gerlsdorfer Spitze, 2663 m hoch, 1840 ist Eduard Blasy auf der Meerauptzitze, dem bekanntesten, leicht zu erreichenden und deshalb wahrscheinlich auch meistbestiegenen Aussichtsberg des Gebirges.

Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts werden alle noch unerstiegenen Gipfel der Hohen Tatra erobert. Darmstädter, Dubke, Dyhrenfurth, Häberlein, Martin und Otto sind die bekanntesten Deutschen. Dabei ist der hervorragenden Rolle zu gedenken, die die Zipser Bergführer bei dieser Erschließung spielten, fast ausnahmslos bodenständige Bauern aus den Tarradörfern. Namen wie Johann Franz d. Ä., die Brüder Spitzkopf, Brauer, Kirner, Hunsdorfer u. a. aus Altwalddorf und Neuwalddorf sind zu erwähnen. Professor Alfred Groß vom Kesmarker Gymnasium hat getreu dem Vorbild der früheren Lehrer dieser Schule (siehe oben) die meisten Neutouren in der Tatra durchgeführt und vermutlich alle Gipfel derselben, über 300, bestiegen. Er hat bis in seine letzten Tage besten Bergsteigergeist in die Herzen einer großen Zahl seiner Zipser Schüler gepflanzt.

Aber auch hervorragende polnische Bergsteiger dieser Zeit, man könnte sie das goldene Zeit-

alter des Tatra-Bergsteigens nennen, müssen genannt werden: Chalubinski, Chmielowski, Klemensiewicz, Smierz, Znamiecki u. a., dazu die Zakopaner Führer, unter denen vor allem Bachleca und Marusarz besonders hervorragten.

Von Ungarn seien erwähnt: der Geologe Moritz von Déchy, der 1874 als erster die Tatraspitze bestieg, daneben Dr. Gyula von Komarnicki, der, wie seine bis vor kurzem noch gültigen Führerwerke bezeugen, ein hervorragender Kenner des Gebirges war. In dieser Zeit vollzieht sich auch in der Tatra der Übergang zum führerlosen Bergsteigen. Die letzten noch unbestiegenen Wände und Grate fallen. Polnische Bergsteiger haben dabei viel geleistet. Die Deutschen und auch die Ungarn treten zufolge der geänderten Verhältnisse nach dem Ersten Weltkrieg zurück. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist nur von einer bemerkenswerten Aktivität einer jungen slowakischen Nachwuchsgeneration ohne nähere Einzelheiten bekannt.

So sehen wir in der Tatra alpinistische Entdeckungs- und Erschließungsarbeit schon seit etwa 1550 bis nahezu 1900 durchgehen, anschließend die Zeit des Leistungs- und des führerlosen Alpinismus. Der Tatraverein hat an dieser Entwicklung grundlegenden und größten Anteil. Und für ihn hat die alte Kesmarker Schule beste Vorarbeit geleistet.

*Anschrift der Verfasser:*

*Dr. Klaus Gattinger*

*Lehargasse 7*

*4400 Steyr*

*Dipl.-Ing. Julius Gretzmacher*

*Franz-Schalk-Platz 10*

*1130 Wien*

## HEITERE ERLEBNISSE

ERNST SCHMID

### DER RUCKSACK-WÄCHTER

Treff war ein idealer Berghund, der mit gleicher Leidenschaft wie sein frischfröhliches junges Herrl zum Wochenende stets in die Berge zog. Wenn Karl die Bergschuhe und seine x-mal geflickte Schnürsamthose hervorholte, war Treff nicht mehr zu halten. Auch winters begleitete der struppige Rattler sein Herrl samt Gefolge. Hei, war das eine tolle Hatz, wenn er, mit den Schifahrern um die Wette jagend, unter die Brettern geriet und Stürze am laufenden Band erzeugte.

Im heimischen Rofan kannte Treff bald jeden Einstieg an den Wänden, wo er stets die Bewachung der Rucksäcke übernahm. Er versah seine Aufgabe treu und redlich und wich niemals von den Sachen. Regnete es Steine, zog er stillschweigend in Deckung. Treff bewies seine stramme Erziehung und fraß nichts ohne Aufforderung Karls. Wähte er dessen Abwesenheit, hielt er allerdings verlockenden Angeboten – verstohlen um sich blickend – auf die Dauer nicht immer stand.

Auch Genügsamkeit zählte zu seinen Tugenden. Aber alles hat seine Grenzen; auch bei einem Musterhund von Treffs Güte!

So fühlte der Gute diese Grenzen einmal überschritten, und des Herrls Gefährte hatte zum Schaden noch den Spott.

Der dreistündige Pfad von der Bayreuther Hütte über den Ampmoosboden zur Hochiß-Nordwand macht Appetit, besonders dem, der mit



„Not kennt kein Gebot“

leerem Magen auszieht. Dies mochte unser Berghund einmal deutlich verspürt haben, den Karl beim Frühstück übersehen hatte. Kein Wunder daher, daß nach mehrstündigem Harren der hungernde Wächter den verführerischen Düften eines bratenbeherbergenden Rucksackes nicht länger widerstehen konnte. So schritt Treff unter der Devise „Not kennt kein Gebot“ zur Tat. Das Lösen des doppelten Rucksackknotens schien doch nicht so einfach, wie sich zunächst durch Zug am falschen Schnurende erwies; dennoch gelang es dem Treff durch eifriges Ziehen, Zerren und Bohren, das begehrte Gustostück aus des Rucksacks Dunkel ans Taglicht zu holen und ungestört in fleischlichen Genüssen zu schwelgen. Oh, wie schmeckte das leckere Kotelett, welches bei Tische „als er Ganzer“ nur das Herrl verzehren durfte, während der sittsam bei Fuß wartende Treff durch rechtzeitiges Winseln das restlose Abnagen der für ihn bestimmten Knochen zu verhindern wußte. Als nach der Kletterfahrt der Abgang des Bratens ruchbar wurde, gab es große Bestürzung. Aber der Braten blieb verschwunden, soviel man auch suchte. Ganz spurlos allerdings nicht, denn wir entdeckten als Corpus delicti ein verdächtiges Papier, den halboffenen Rucksack und das scheue Benehmen Treffs, welcher, auf die Frage nach dem Dieb, schuld-bewußt auf sein Herrl schielend, mit eingezogenem Schwanz davonzog. Fast wäre es dem Schlaumeier gelungen, die Spuren seiner Missetat zu verwischen, wenn er nicht auf das Rucksackzuschnüren vergessen hätte!

Einen weit größeren Appetit als dieser Berghund entwickelte aber einmal ein Schwein auf der Marchalm.

Ahnungslos hatte ein Tourist aus dem Nachbarlande seinen vollen Rucksack vor die Sennhütte gestellt, während er Rast und Stärkung suchend in der Küche verweilte. Groß war sein Entsetzen, als er beim Zahlen seine sorgfältig im Schnerfer verstaute Brieftasche holen wollte und nur mehr ein paar zerkaute Riemen samt Ring und Schnallen vorfand! Da hatte ein delikatessenliebendes Borstentier sich reichlich gesättigt und den Rucksack samt Inhalt verschlungen. In seiner grenzenlosen Gefräßigkeit nahm es sogar die Brieftasche mit 100 Mark samt Reisepaß als Zuspaise. Nun mochte der Armc zusehen, wie er unter Vorweis der traurigen Relikte über die Grenze kam.

„Drum merk dir, lieber Hochtourist,  
Wenn du recht almmilchdurstig bist:  
Steh'n vor der Türe solche Säu',  
Nimm fei' dein Rucksack lieber 'nei!“

## SELTSAME HOCHTOURISTEN

Am Berg entgegenlaufende Geißen erinnern mich zuweilen an ein köstliches, nicht alltägliches Erlebnis.

Während des Aufstieges zum Rostizkogel, einem Dreitausender in den Ötztaler Alpen, sprang ober dem Riffelsec ein lebhaft meckern-des Ziegenpaar herbei, deren weiche Felle wie Seide glänzten; kein Wunder daher, daß meine tierliebende Begleiterin an den Buntscheckigen helle Freude fand. Sie atzte und liebkooste sie, was den anschlussfreudigen und – wie sich später erwies – unternehmungslustigen Geißen mächtigen Auftrieb verlieh. „Laß' sie doch bis zum Gletscher mitgehen“, bat Emilie. Ich äußerte Bedenken ob des seltsamen Anschlusses, willigte aber schließlich als Galantuomo ein, und so gings zu viert zum Löcherferner, wo wir die Gehörnten zurücklassen wollten, in der Überzeugung, daß die Begehung steiler Eishänge für sie ohnehin tabu sein würde.

Am Rande der aperen, ziemlich steilen Gletscherzunge schlüpfen wir in die Steigeisen, während die Geißen interessiert unser Tun verfolgten und neugierig unserem Gang über das Eis entgegensahen. Die Vierbeiner rührten sich daher auch nicht vom Fleck, als wir von ihnen Abschied nahmen und unsere Aufforderung zur Umkehr noch mit einem Klaps bekräftigten.

Flott und unbeschwert gings nun gletscher-aufwärts, während die Geißen unseren Aufstieg beäugten, und der Abstand zu den Gehörnten vergrößerte sich mehr und mehr. Die reibungslose Absetzung schien geglückt! Sie würde es zweifelsohne auch geblieben sein, wenn ich nicht, noch in Sichtweite der Tiere, unvorsichtigerweise einen Juchezzer ausgestoßen hätte. Doch Übermut tut selten gut! Jetzt war der Teufel los, denn die unternehmungslustigen Böcke, welche sich offenbar auf eine Tour über unbekannte Gefilde ewigen Eises auf einen Dreitausender gefreut hatten, hielten den Juchschrei fatalerweise für einen Lockruf: die Aufforderung zum Nachkommen! Was nun geschah war eine Augenweide, und der Tiere



blitzschneller Start einfach köstlich: Wie auf Kommando senkten sie gleichzeitig die Hörner, strafften die Beine nach rückwärts, setzten sich mit einem Ruck in Trab und überannten wie ein losgeschossener Pfeil die halbe Gletscherzunge! Als ihr Schwung verpufft, gings zwar zäher, aber sie ließen – trotz Ausrutschern – nicht locker; stampften vehement die Hüflein ins Eis und holten uns alsbald ein! Wir waren paff! „Na so was“ äußerte sich die von der Disziplinlosigkeit ihrer Lieb-linge schockierte Pädagogin, dann stürzten wir pickelschwingend auf die Geißen, um sie zurückzujagen.

Sei es nun, daß dadurch die verwegenen Böcke die erhoffte Geißen-Erstbegehung des Rostizkogels vereitelt sahen, oder daß ihnen vor dem Rückzug graute, sie schienen keinesfalls gewillt, das mühsam errungene Territorium kampfflos zu räumen und leisteten unseren Bemühungen hartnäckigen Widerstand.

Die folgende Auseinandersetzung glich einem Boxkampf über zehn Runden, wobei die Biester mit ihren kurzen Hörnern zwar den Nahkampf scheuten, aber uns einen Fight im Stile eines

Cassius Clay lieferten, der uns alsbald den Schweiß aus allen Poren trieb. Durch ihre sichtlich überlegene Beinarbeit, blitzschnellen Stellungswchsel und gekonntes Ausducken konnten wir – trotz unserer mit dem Pickel verlängerten Arme – keinerlei Treffer erzielen, wobei wir durch Luftschläge sogar ins Wanken gerieten. Das neckische Ringelspiel endete schließlich dadurch, daß die gefinkelten Böcke in der zehnten Runde – noch vor dem fälligen Gongschlag – durch Flucht nach oben das Weite suchten und, weit vorausseilend, am flachen Verlauf des Gletschers nach uns Ausschau hielten.

Nun hatten wir die Bescherung! An dem Dilemma waren wir natürlich selbst schuld, teils durch die Mitnahme der Gehörnten, teils durch den mutwilligen Juchezer. Aber wer würde es denn für möglich halten, daß Geißen gar ohne Steigeisen eine steile Gletscherzunge überklettern könnten? Hatten wir die hochtouristischen Fähigkeiten der Geißen unterschätzt?

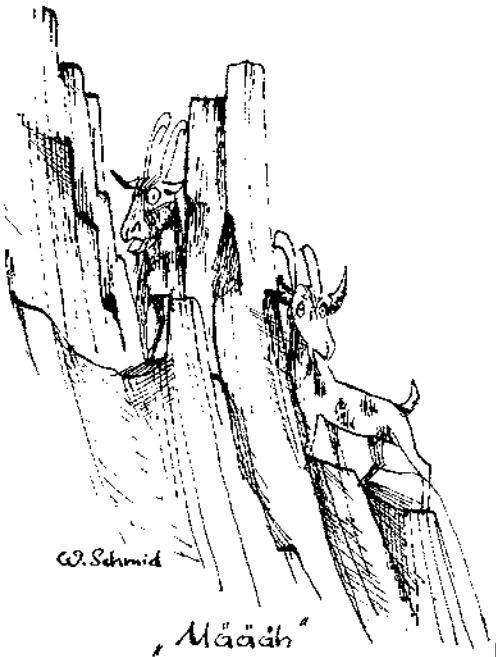
In der Hoffnung, daß die seltsamen Hochtouristen schließlich vor den Gletscherspalten umdrehen würden, schlossen wir auf. Zunächst ging alles gut, bis nach anstandsloser Über-

schreitung enger Klüfte eine schmale, etwa zweieinhalb Meter lange Spaltenbrücke den Mut der Geißen auf eine beträchtliche Probe stellte. Zögernd stand da die Schwarzweiße davor, maß bedächtig der Spalten Breite und Tiefe, faßte Mut und trippelte darüber. Der Gefährte jedoch bekam inmitten der Eisbrücke Angst und brachte das Kunststück zuwege, auf kleinstem Raum sich zweimal um die eigene Achse zu drehen, ehe er den Weiterweg wagte, wobei sein Begleiter neugierig dies' akrobatische Tun verfolgte. Dann aber gings unaufhaltsam zur Südgrat-Scharte hinan, wo die bergtüchtigen Geißen anlässlich einer Rast aus dem leckeren Inhalt unserer Rucksäcke emsig Nüsse und Rosinen wählten.

So gestärkt machten wir uns an den Steilaufschwung des Grates und waren wirklich neugierig, wie weit der Ziegen Kletterkunst nun reichen würde. Und siehe da, die gemsenverwandten Haustiere entpuppten sich – wie wir dachten – als gewandte Felsgeher. Als Meister in Quergängen überwandern sie handbreite Bändchen im Nu, schmiegen sich an luftiger Stelle vorsichtshalber an uns (was wir weniger sympatisch fanden) und blieben ständig in Tuchfühlung, bis ein enger Kamin ihren ungestümen Vorwärtsdrang jäh stoppte, dessen direkte Begehung für sie unmöglich war. Klägliches aus



dem Kaminschlunde schallendes Gemecker bestätigte uns, daß das Kaminklettern für Vierfüßler ein unlösbares Problem bedeuten würde. Wir überlegten, ob die seltsamen Hochtouristen nun angeseilt oder auf unsere Rückkehr vertröstet werden sollten. Da aber das Aufseilen der Tiere mittels Brustgeschirr mangels Reepschnüren ebenso zeitraubend wie problematisch schien, ließen wir sie zurück und stiegen weiter. Allein die bergfreudigen Geißen, die kurz vor dem Ziele keineswegs auf den Gipfel verzichten wollten, gaben sich nicht geschlagen! Behende suchten sie durch eine Umgehung des Hindernisses einen Ausweg. Und siehe, als ihr Gemecker verstummte, lugten bald zwei Hörnerpaare um eine fast senkrechte Kante! Die Geißen lauschten, hörten Tritte und reckten die Hälse. Als sie uns am nunmehr unschwierigen Grat zum Gipfel erspähten, packte sie der Mut der Verzweiflung. Auf steilstem Fels stellten sich – o Graus – die verwegenen Böcke auf die Hinterbeine, während ihre Vorderläufe klavierspielerisch nach Tritten tasteten. Da! – ein Ruck, dann galoppierten sie mit verwegenen Sprüngen wie eine Gams über das letzte Hindernis: ein glattes Wandl, das selbst gute Kletterer als schwierig bezeichnen müßten. Und das fabelhaft klingende gelang: Wir erreichten mitsamt den Geißen wohlbe-

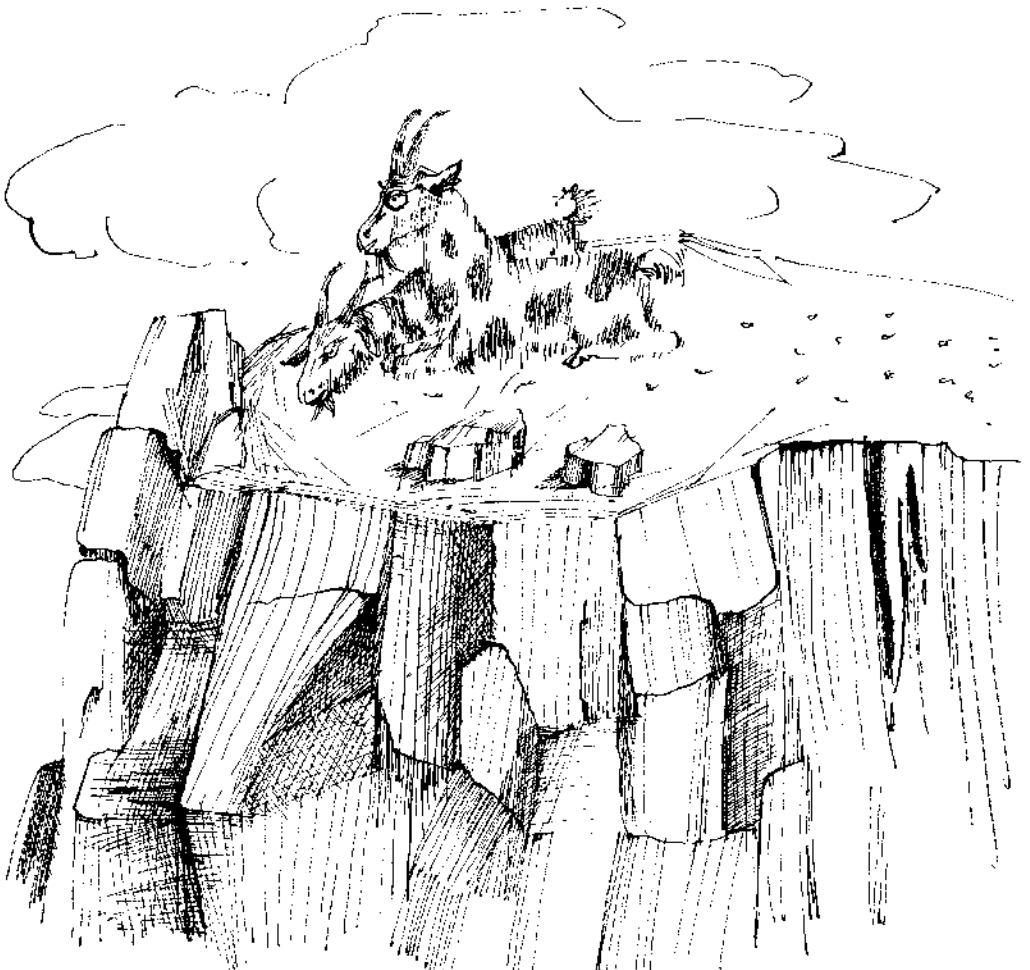


halten die Spitze des 3406 Meter hohen Gipfels! Sichtlich müde, ließen sich unsere Begleiter sofort zu beschaulicher Gipfelrast nieder und sahen unverwandt zur Bernina, die sie noch nie geschaut.

Nach längerer Rast gings an den Abstieg. Im Zuge der Überschreitung des Rostizkogels wollten wir über den sogenannten Fisweg, und es schien fraglich, ob wir mit unangeseilten Ziegen den nötigen, kurzen Quergang über den Scheitel des ziemlich steilen Eishanges wagen können. Den Böcken schwante scheinbar nichts Gutes, denn vor ihrem Abgang hinterließen sie noch rasch ihre Visitenkarten in Gestalt der bekannten pralinenförmigen Kügelchen! Bald standen sie vor

dem Eishang sprungbereit mit eng aneinandergerückten Beinen (wie die Kitzbüheler Gams), und sprangen dann auf Lockruf zum rettenden Felsgrat hinüber, womit die schwierigste Stelle des Abstieges gelungen war. Rasch gings nun über den Grat zum Sattel hinunter. Die zu übersetzende Randkluft erforderte hierauf wegen der Geißen eine Umgehung. Beim Sondieren nach Spalten standen sie gehorsam still, trippelten bei Querung von Hängen wie dressiert neben dem Seil einher, nahmen es gelegentlich auf ihre Hörner und entrannen schließlich heil dem unwirtschaftlichen Gletscheris.

Als die erfolgreichen Hochtouristen ihre Weide-



„Die Gipfelstürmer“ W. Schmid

plätze wieder erreichten, sprangen sie hochauf vor Freude, karambolierten sich vor Übermut und geleiteten uns noch zum Riffelsee.

Eine Eintragung im Gipfelbuch des Rostizkogels erinnert noch an diese einmalige Leistung zweier Berggeißeln!

Doch die Lehr' der köstlichen Geschichte:  
Auf gehörnte Begleiter verzichte!  
Begibst du dich damit aufs Eis,  
Gerätst du sicherlich in Schweiß,  
Wenn du dort Jagd machst auf solch' Kunter,  
Du bringst es nimmermehr hinunter.  
Am Eis sind Geißeln eben die Flinkern,  
Magst du auch toben oder zwinkern.  
Du mußt – o weh – mit ihnen weiter,  
Die Sache wird nicht immer heiter,  
Die Viecher lassen nimmer lugg  
Und gehen dir auf koan' Fall z' rugg.  
Sie klettern förmlich wie die Gemsen,  
Nur vor Kaminen tun sie bremsen;  
Worauf die Schlaun durch Umschleichen  
Solch' bösem Hindernis entweichen,  
Um schließlich mit verwegenen Sprüngen  
Des Berges Gipfel zu erklimmen!

#### EINE PECHSTRÄHNIGE BERGFABRT

Nach den Erfolgen im Rofan, die mit der Erstdurchkletterung der Roßkopf-Nordwand den Höhepunkt erreichten, ruhte ich eine Zeitlang auf meinen Lorbeeren aus, wiederholte lediglich bekannte Felsfahrten, wurde bequemer und nahm allmählich rundliche Formen an.

Da schrieb mir einmal der fröhliche Erwin Schneider von einer Himalaja-Expedition: „Auf den ‚Kantsch‘ (Kangchendzönga) sind wir leider trotz Hersagen der üblichen Sprüche nicht hinaufgekommen. Nun stürzen wir uns in die Wohlgerüche Indiens. Immerhin kann ich Dir einen Siebentausender, drei Sechstausender und mehrere Fünftausender servieren. Was machst Du immer? Hast Du inzwischen den Rofan um weitere Probleme ärmer gemacht, oder gefaulenzt und nur Hüttenpapa gespielt? Bist Du – feister Bulle – wieder um ein paar Kilo schwerer geworden? Wenn ich nach Tirol komme, werde ich Dich wieder auf eine bessere Sache schleifen.“ Da mußte ich herzlich über Erwins derb-alpine Schreibweise lachen.

Eines Tages fand sich Freund Simon bei mir ein, dessen alpine Hochform ebenso der Vergangenheit angehören mochte. So einigten wir uns auf eine unserer Form entsprechend leichtere Sache: die Südwand der Scharnitzspitze über den Normalweg. „Das Schwierigste ist der Einstieg“, wußte Simon. „Na“, meinte ich, „dann können wirs ja riskieren.“

Dr. S. Moser besaß damals eine 600er Puchmaschine und fabelte über ihre Leistung. Sein Motorrad mußte demnach – im Gegensatz zu uns – in Hochform sein, was Simon am Zirlerberg beweisen wollte. „Mit der Zweiten fahre ich mit Dir im 60er Tempo über die Platte (das steilste Straßenstück) posaunte er, was mir allerdings nur ein ungläubiges Lächeln abrang. Das Aufpacken der Rucksäcke vollzog Simon beidseitig des Hinterrades nach seiner – wie er dozierte – bewährten Methode, der ich allerdings etwas skeptisch gegenüberstand. Wir fuhren los. Bis Zirl lief die Maschine gut, und ich war schon auf die Fahrt über den Zirlerberg mit der damals noch 29prozentigen Steigung gespannt. Als jedoch auf der Steilstrecke jäh ihre Leistung fiel, tobte Simon, und über die Platte krochen wir im 18-Kilometer-Tempo. Bergfaul wie ein alter Fiakergaul nahm die Puch die weiteren Steigungen. Mir wars egal, solange sie nur lief, ich scheute nur den drohenden Gepäckmarsch. Die Schuld an der Misere trug allerdings nicht die gute Puch, sondern eine Verkettung widriger Umstände, wobei nicht allein Mosers „bewährte Methode“, vielmehr ein durch die holprige Straße in Aktion getretener, spitzer Kletterhammer eine unheilswangere Rolle spielte, wie sich in Leutasch zu meinem Entsetzen beim Abnehmen der Rucksäcke ergab.

Heiliger Christophorus! Doch der Anruf kam zu spät. Mein Rucksack hing wie angeschraubt. Aus einem durch emsiges Bohren des Hammers entstandenen Rucksackloch ragte das Seil, welches sich viele Meter über Speichen und Bremstrommel des Hinterrades aufgespult hatte. Das Bergseil saß derart fest, daß es nur mehr im „Operationswege“ entfernt werden konnte. Simons Schadenfreude begleitete mein Bemühen, während das gute gute Seil nach gelungener Operation „gestorben“ war, das heißt: nur mehr

aus drei jämmerlich zerfransten Teilen bestand!

Als anderntags der ständig fotografierende Simon jedem Schafe und Schwanze nachstieg, kamen wir erst um Mittag zur Wand und verflochten zu allem Pech noch den Einstieg, allerdings nur ganz knapp, was aber zum Verhauer genügte. Nach links gedrängt, steuerten wir so in einer Variante der Kaminroute zu. Trainingsmangel zwang mich zum häufigen Nageln. Nach etwa 20 Metern errang ich endlich einen Stand, von wo ein fallendes Band zum Kamin zog. Der Weiterweg schien gesichert.

Da sah ich auf die Uhr, fand, daß es Zeit zum Rückzug sei, opferte noch einen Haken und seilte mich ab, womit die traurige Bergfahrt ein Ende fand.

## TÜCKEN DER EISREGIONEN EIN ERLEBNIS AM DENT BLANCHE

Acht Kilometer nordwestlich des Matterhorns, entragt der umliegenden Eisswelt ein gewaltiger 4356 Meter hoher Berggries. Mit seinen turmbesetzten Graten ein gar lockend Ziel, dem ich Ende August 1964 mit Freund Siegi Mayr entgegenfuhr. Die Zimmersuche in Zermatt endete diesmal im bahnhofnahen Hotel Gornergrat, wo wir ein günstiges Angebot für eine Nacht fanden.

Am Morgen wanderten wir zmuttalaufwärts am blumenumkränzten Pfad über Zmutt bis Kälbermatten und schließlich am Scheitel der Moräne des Zmuttgletschers zur Schönbielhütte, 2694 m. Das reizend gelegene Unterkunftshaus gegenüber den eisgepanzerten Flanken des Matterhorns und der Nordwand der Dent Herens mit seiner prächtigen Eis-Sphinx liegt als malerische, blumenübersäte Insel inmitten arktischer Hochgebirgswelt. Ein selten schönes Farblichtbildmotiv!

Am Weiterweg zur Dent-Blanche-Hütte verfolgten wir anderntags den Pfad entlang der linken Moräne des Schönbielgletschers zum oberen Gletscherbecken und bewunderten hierbei die vereinzelt noch über die Dreitausendergrenze reichende Flora. Nach kurzer Rast wandten wir uns in einem Bogen oberhalb großer Spalten nach links zur Ostflanke der über 500 Meter hohen

Wandfluh. In der Falllinie ihres Hängegletschers ging es über die Felsen - zur Linken eines eisfallgefährdeten Couloirs auf Pfadspuren zu einem Geröllband hinauf. Wir verfolgten das Band nach links so lange, bis eine Wandsenke mit Kinnal einen leichten Aufstieg über die Felsen der Wandfluh ermöglichte. Uns schräg rechts aufwärts haltend, erreichten wir schließlich über ein System von Rinnen Kote 3655 des Wandfluhgrates in der Höhe des Hängegletschers. Gletscheraufwärts strebten wir bald westwärts zur Kote 3705, dem Sattel unterhalb des Dent-Blanche-Südgrates, von wo der Abstieg zur 200 Meter tiefer liegenden Dent-Blanche-Hütte gefunden werden mußte, wo wir nächtigen wollten. Der Kleine Westalpenführer Franz Königers widmet dem Abstieg zur Hütte nur einen Satz: „Über den Hängegletscher der Wandfluh auf die Grathöhe und etwas nach Westen absteigend zur Dent-Blanche-Hütte.“ Dies ist zu dürftig!

Einfallender Nebel raubte uns bei der Überquerung des Gletschers zum Sattel die Sicht und wir hätten leicht den nicht ungefährlichen Abstieg zur Hütte verfehlen können. Da half uns die ausgezeichnete Landkarte von Zermatt und Umgebung mit Hilfe des Kompasses auf die richtige Fährte.

Laut Karte gilt es zunächst den vom Sattel nicht sichtbaren Felsgrat zu erreichen, welcher direkt zur Hütte führt.

Am immer steiler abwärts führenden Firnhang stapften wir durch tiefen Schnee, kompaßgerecht die Richtung einhaltend, bergab, während es schon zu Dunkeln begann und noch immer kein Grat in Sicht trat. Aber wir ließen nicht locker. Da entdeckten wir stark verwehte Spuren und verfolgten sie. Plötzlich vernahm ich ganz leise vom Winde verwehte Stimmen. Siegi glaubte an eine Täuschung. Ich rief. Aus dämmeriger Tiefe drang Antwort. Bald darauf sichteten wir zwei Männer am Kopfe des gesuchten Grates. Es war der französisch sprechende Hüttenwart samt einem Gast. Aufatmend kletterten wir mit ihnen bei Einbruch der Dunkelheit zur unbewirtschafteten Dent-Blanche-Hütte (3507 m), welche gut cingrichtet und mit Holz und Notproviant versehen ist.

Wohlausgeruht verließen wir morgens bei guter Witterung um halb acht die Hütte.



Bald war der Felssporn erreicht, der uns zum Südgrat unseres Berges führte – und überklettert. Über Firn und Fels kamen wir mühelos zur Schneeschulter Kote 3882 m. Der Weiterweg führte uns anfangs knapp westseits des Grates, dann am aperiern Grat selbst über Fels zum ersten Gratturm, dem etwa 80 Meter hohen „Großen Gendarmen“. Dieser wird entweder direkt erklettert oder über die steile Schneerinne zur Linken mit den hierauf folgenden 60 Grad geneigten, vereisten und verschneiten Platten umgangen. Wir wählten die Umgehung. Oberhalb der Rinne (in Höhe der Gedenktafel eines Verunglückten) überließ mir der als gewandter Felskletterer im Eise sich weniger behaglich führende Gefährte die Führung, umso mehr als er keine Zwölfszacker besaß. Mit solchen und meinem Musterpickel bewaffnet, gewann ich wieder den Südgrat knapp hinter dem Großen Turm. Der zweite Gratturm, der zur Rechten über eine Blockrinne umgangen wurde, lag bald unter uns, worauf wir den dritten Turm über den schwierigen, plattigen Fels zur Linken (Haken) überkletterten. Über den folgenden, überwachteten, zusehends an Steilheit verlierenden Firngrat erreichten wir schließlich die schmale Firnschneide des Gipfels.

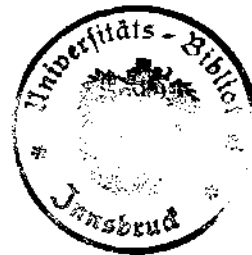
Die Fernsicht war leider durch aufkommende Nebel beschränkt, im Norden aber winkte das letzte Ziel unserer Wünsche im Wallis, das gewaltige Weißhorn.

Als wir nach kurzer Rast an den Abstieg schritten, raubten alsbald über den Grat jagende Nebelfetzen die Sicht, so daß ein mit Farbfilm getätigtes Foto von einem Schwarzweißbild nicht zu unterscheiden ist. Während des Abstieges waren wir glatt über die mit Haken und einer Seilschlinge versehenen Abseilstellen der Grattürme hinuntergekommen und hatten somit die Schwierigkeiten des Südgrates überwunden. Der Weiterweg schien harmlos, bis unser zügiger Abstieg jäh unterbrochen wurde. Siegi hatte einen kurzen, blockbesetzten Firnhang anstandslos gequert und in weiser Vorsicht mein Nachkommen gesichert. Als ich auf einen der Blöcke trat, die der Gefährte benützt hatte, kippte plötzlich der schwere, scharfkantige Granitblock, fiel auf meine Beine und riß mich zur Tiefe. Doch ehe ich noch den Sturz mit dem Pickel zu

bremsen vermochte, hatte der wackere Pickel die Gleitfahrt gestoppt. Ich kam mit einer Schramme am rechten Schienbein und einer zerrissenen Hose davon, während meine Brieltasche samt einem Hunderter durchlöchert wurde. Nur die Schweizer Banknoten blieben heil, offenbar die härtere Währung!

Was mochte die Ursache des Unfalles gewesen sein, der uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf? Die Nachmittagssonne hatte offenbar die Eisumrandung des Blockes aufgeweicht und jenen beim Betreten zum Kippen gebracht. Tücken der Eisregionen, die schon manchen guten Alpinisten Unheil brachten! So schilderte Guido Lammer in seinem Buche „Jungborn“ einen ähnlichen Unfall am Dent Blanche.

Nach abermaliger Nächtigung in der Dent-Blanche-Hütte stiegen wir über die Wandfluh zur Schönbielhütte ab. An der breiten Wandfluh ging jeder eigene Wege. Auf der Hütte aber feierten wir unseren Bergsieg gemeinsam. Zwei gute Kameraden der Berge, jung und alt – 36 und 66 –, tranken glücklich einander zu!



*Anschrift des Verfassers:  
Ernst Schmid  
Mariatal  
6233 Kramsach/Tirol*

